

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser und **Josef Ringler**

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XV

Gesamtserie
Band 64

WIEN 1961

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Burgenländischen Landesregierung
und der
Stadt Wien
aus Mitteln des Kulturgroschens 1961
auf Antrag des
Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs**

150 a

H

Abhandlungen und Mitteilungen

Gustav G u g i t z, Die Oberkammeramtsrechnungen der Stadt Wien, eine unbekannte Quelle für die Wiener Volkskunde I, II . . .	1, 195
Franz L i p p, Neues über „Urtrachten“ aus Oberösterreich (mit 7 Abb.)	3
Friedrich Johann F i s c h e r, Zur Bedeutung der Farbe rot in der Kleidung. Ein Salzburger Beleg zum Nachleben magischer Vorstellungen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts . . .	11
Karl H l g, Grundzüge einer Vorarlberger Landes- und Volkskunde	14
Koloman J u h a s z, Volksbräuche im Banat	22
Elfriede G r a b n e r, Volkstümliche Fiebervorstellungen. Ein Beitrag zur steirischen Volksmedizin (mit 2 Abb.)	81
Leopold S c h m i d t, Die „Fünfzehn Zeichen vor dem Weltuntergang“ auf einem Altarwerk des 16. Jahrhunderts (Mit 4 Abbildungen)	98
Karl F i a l a, Schindelkletzeln und Spanhobeln. Ein Beitrag zur bäuerlichen Gerätekunde aus dem Großarlal, Salzburg . .	102
Ernst S c h n e i d e r, Bergmännisch Glück. Der Glücksbegriff in der Bergbaunamengebung	108
Adolf M a i s, Literarisches und Graphisches auf Habaner Keramiken (mit 42 Abbildungen)	149
Friedrich Johann F i s c h e r, Schalksnarren in Salzburg im 16. Jahrhundert. Ein Renaissance-Dokument zu zeitgenössischen Stichen	198
Klaus B e i t l, Herkunftsakten, Archivalische Hilfsmittel zur museographischen Bestimmung volkskundlicher Objekte	200
Karl L u g m a y e r, Patrozinien und Volkskunde	229
Koloman J u h a s z, Barock-Frömmigkeit im Banat	233
Edgar K r a u s e n, Marienberg — eine erloschene Wallfahrt der Zisterzienser von Raitenhaslach. Eine Nachlese	250
Bernward D e n e k e, „Sage“ im 18. Jahrhundert. Zu den „Unterredungen“ des v. Graben zum Stein	255
Hermann W a t z l, Eisenopfer in Würflach, Niederösterreich . .	266
Karl H l g, Volkskunde und Medizin, im Grenzgebiet zweier Wissenschaften	267
Anton A v a n z i n, Die sagenmäßige Grundlage von Stifters „Katzensilber“	274

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum in den Jahren 1959/1960 (Schmidt)	34
Verein und Museum in den Jahren 1960/1961 (Schmidt)	122
Volkskunde beim 6. Österreichischen Historikertag	36
Museen und Ausstellungen	
Eggenburg, Krahuletz-Museum: Heilige und ihre Gnadenstätten (Kundegraber)	36
Wien, Niederösterreichisches Landesmuseum: Vom Baum zum Faß (Schdt.)	37
Freistadt, Mühlviertler Heimathaus: Bäuerliche Arbeitsgeräte (Schdt.)	37
Alte Volkskunst aus Dalmatien. Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Salzburg	124
Eröffnung des Städtischen Heimatmuseums Neunkirchen, N.-Ö.	125
Die Sammlung Rudolf Kriss in München	125
Ausstellung Bäuerliche Keramik im N.-Ö. Landesmuseum 1961	286
Auswärtige Mussen:	
Das Ethnographische Museum in Budapest	287
Das Mährische Museum in Brünn	287
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	
Universität Innsbruck: Ernennung Karl Ilg	38
Universität Wien: Dissertation Klecker	38
Universität Graz: Auszeichnung Koren	38
Berufung: Leopold Kretzenbacher	38
Universität Graz: Dissertation Hergóúth	125
Ostalpiner Kongreß für Volkskunde in Disentis (Kretzenbacher)	285
Arbeitstagung und Mitgliederversammlung 1961 des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung (Maria Kundegraber)	205
Der Georgiritt zu Eugendorf, Salzburg (Alice Schulte)	206
Viktor Geramb-Gedenkstätte (Maria Kundegraber)	208
Josef Blau zum Gedächtnis (Alice Schulte)	39
Josef Maria Ritz † (Schmidt)	41
Helmut Th. Bossert † (Schmidt)	42
Artur Kutscher † (Schmidt)	43
Mirko Kus-Nikolajew †	43
Gedenkfeier für Karl Reiterer (Schdt.)	43
Erwin Richter † (Schmidt)	126
Othmar Wonisch † (Schmidt)	208
Franz Zell † (Schmidt)	209

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

13. Leopold Schmidt, Veröffentlichungen aus der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde, 1951—1961	118
14. Klaus Beitzl, Die Umfrage über das „Klausenholz“ (Mit einer Karte)	277

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, Das österreichische Museum für Volkskunde (Robert Wildhaber)	44
Alexander Grünberg, Pestsäulen in Österreich (Schmidt)	46
Gustav Holzmann, Groß-Enzersdorf und sein Lebensraum (Schmidt)	46
Atlas von Oberösterreich, 1. Lieferung (Schmidt)	47
Steirische Trachten (Kundegrabner)	48
Adolf Winkler, Geschützte Pflanzen (Kundegrabner)	49
Franz Pichler, Festschrift 500 Jahre Murauer Braugewerbe (Schmidt)	50
Anton Anderluh, Kärntens Volksliederschatz, Bd. I (Schmidt)	50
Lia Miklau, Kärntner Kochbüchl (Kundegrabner)	51
Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 100. Vereinsjahr 1960 (Schmidt)	51
Martin Rudolf-Greifenberg, Das Burggräfler Haus (IIg)	53
Norbert Prantl, Heimat Zirl (Schmidt)	55
Wolfgang von Pfandler, Sankt Romedius (Schmidt)	55
Albin Nusser, Südtirol (Schmidt)	56
Adolf Bach, Deutsche Volkskunde (Rudolf Kriss)	56
Wolfgang Brückner, Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn (Klaus Beitzl)	59
Conrad Scherzer, Franken. Land, Volk, Geschichte und Wirtschaft, Bd. II (Schmidt)	61
Volk, Sprache, Dichtung. Festgabe für Kurt Wagner (Schmidt)	62
Festschrift für Franz Oelmann (= Bonner Jahrbücher, Heft 158) (Schmidt)	63
Gerhard Eitzen, Das Bauernhaus im Kreise Euskirchen (Oskar Moser)	64
Demos. Volkskundliche Informationen (Schmidt)	68
Joseph Hess, Altluxemburger Denkwürdigkeiten (Schmidt)	68
Beiträge zur Volkskunde, der Universität Basel zur Feier ihres 500-jährigen Bestandes dargebracht (Schmidt)	68
Max Lüthi, Das europäische Volksmärchen, 2. Aufl. (Schmidt)	69
Quand les Marionettes du Monde se donnent la Main (Puppenspiel-Kongreß Lüttich 1958) (Schmidt)	70
Humaniora, Festschrift für Archer Taylor (Schmidt)	71
Giuseppe Vidosi, Saggi e scritti minori di Folklore (Schmidt)	72
Ivan Balassa, A magyar kukorica, Neprajzi tanulmány (Schmidt)	72
Holger Rasmussen, Fynske Bindebreve (Schmidt)	72
Pius Emmenegger, Senseland (Schmidt)	73
Vorträge und Reden anlässlich des ersten Tages des Brotes in Ulm/Donau (Schmidt)	73
Erklärungen und Erwidernungen aus dem Bereich des Österreichischen Volkskundeatlas	74
Paul Geiger und Richard Weiß, Atlas der schweizerischen Volkskunde, Teil II, 5. Lieferung (Ernst Burgstaller)	127
Therese Schüssel, Kultur des Barock in Österreich (Schmidt)	133
Adalbert Krause, Die heilige Hemma (Schmidt)	134
Josef Weingartner, Bozner Burgen (Schmidt)	134

Erika Hubatschek, Bauernwerk in den Bergen (Schmidt)	134
Erich Hupfauß, Zillertaler Reimkunst (Schmidt)	135
Margarete Baur-Heinhold, Deutsche Bauernstuben (Schmidt)	135
Wilhelm Döderlein, Alte Krippen (Schmidt)	136
Paul Engelmeier, Westfälische Hungertücher vom 14. bis 19. Jahrhundert (Schmidt)	136
Ingeborg Schroth, H. Siegfried, Das Hüsi in Rothaus-Grafenhäusern, Kreis Hochschwarzwald (Alice Schulte)	137
Josef Dünninger, Die Marianischen Wallfahrten der Diözese Würzburg (Schmidt)	138
Will-Erich Peuckert, Verborgenes Niedersachsen (Schmidt)	139
Alfred Karasek-Langer, Volksschauspiel und Volkstheater der Sudetendeutschen (Schmidt)	139
Edmund Schneeweis, Die deutschen Lehnwörter im Serbokroatischen in kulturgeschichtlicher Sicht (Kundegraber)	141
Stadtkernforschung in Leipzig (Schmidt)	142
Rudolf Braun, Industrialisierung und Volksleben (Schmidt)	142
Art populaire de France. Recueil d'études (Klaus Beitzl)	143
Viktor Theiß, Leben und Wirken Erzherzog Johanns (Schmidt)	210
Gertrud Heß-Haberlandt, Das liebe Brot (Kundegraber)	211
Emil Mück, Die Geschichte von Marchegg (Schmidt)	211
Eugen Thurnher, Rede, Spiel und Erzählgut des Volkes (Schmidt)	211
Franz Kirnbauer und Richard Steiskal-Paur, Herrengrunder Kupfergegenstände (Schmidt)	212
Alfred Karasek und Josef Lanz, Das deutsche Volksschauspiel in Galizien (Schmidt)	213
Georg Tilscher, Runarz (Schmidt)	213
Herbert Spruth, Die Hausmarke (Schmidt)	214
Gerhard Heilfurth, Volkskunde jenseits der Ideologien (Schmidt)	215
Wilhelm Schoof, Jacob Grimm. Aus seinem Leben (Schmidt)	216
Karl-Sigismund Kramer, Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten (Schmidt)	216
Jan de Vries, Forschungsgeschichte der Mythologie (Schmidt)	217
Otto Höfler, Siegfried, Arminius und die Symbolik (Schmidt)	218
Volkslieder aus Mecklenburg (Schmidt)	219
Ernst Schäfer, Der Thüringer Wald und sein Handwerk (Schmidt)	219
Elisabeth Hering, Sagen und Märchen von der Nordsee (Schmidt)	220
Paul Nedo, Lachende Lausitz (Schmidt)	220
Wilhelm Sturmfels und Heinz Bischof, Unsere Ortsnamen im ABC erklärt (Schmidt)	220
Hans Stricker, Die Selbstdarstellung des Schweizers im Drama des 16. Jahrhunderts (Schmidt)	221
Sebastiano Pessanha, Mascarados e mascararas populares de Trás-Os-Montes (Klaus Beitzl)	222
Richard Jeřábek, Karpatske vorarštvi v 19. století (Schmidt)	224
Die Sandelholztruhe, Tadschikische Volksmärchen (Schmidt)	225
Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde (Schmidt)	225
Bd. 16: Erich Stockmann, Des Knaben Wunderhorn in den Weisen seiner Zeit	226

Bd. 17: Adolf Spamer, Das Romanusbüchlein. Bearbeitet von Johanna Nickel	226
Bd. 18: Rudolf Weinhold, Töpferwerk in der Oberlausitz	226
Bd. 21: Friedrich Sieber, Volk und volkstümliche Motivik im Festwerk des Barocks	226
Bd. 22: Gisela Schneidewind, Herr und Knecht. Antifeudale Sagen aus Mecklenburg	227
Bd. 24: Viktor Schirmunski, Vergleichende Epenforschung, I	227
Bd. 26: Karl Baumgarten, Zimmermannswerk in Mecklenburg. Die Scheune	227
Alpes orientales II. Volkskunde im Ostalpenraum. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit Sepp Walter von Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher (Schmidt)	288
Alois Gattermann und Richard K. Donin, Ein Kremser Bürgerhaus der Renaissance und seine Stubengesellschaft (Schmidt)	289
Anton Anderluh, Das Singen in Kärnten (Schmidt)	290
Matthias Mayer und Johannes Neuhardt, Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg, Bd. 7 (Schmidt)	290
Josef Ringler, Tiroler Trachten. Mit Bildtafeln von Grete Karasek (M. Kundegraber)	291
Will-Erich Peuckert, Die Sagen der Monathlichen Unterredungen Otto von Grabens zum Stein (Schmidt)	291
Hermann Bausinger, Volkskultur der technischen Welt (Schmidt)	293
Otto Gruber, Bauernhäuser am Bodensee (Schmidt)	295
Hans Folz, Auswahl. Bearbeitet von Ingeborg Spriewald (Schmidt)	296
Kurt Kallensee, Die Liebe des Vaters. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in Dichtung und Kunst (Schmidt)	296
Allerleirauh. Viele schöne Kinderreime. Versammelt von Hans Magnus Enzensberger (Schmidt)	296
Gottfried Henssen, Bergische Märchen und Sagen. Volkserzählungen (Schmidt)	297
Karl Schulte-Kemminghausen und Georg Hüllen, Märchen der europäischen Völker, Bd. I (Schmidt)	298
Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islams, Bd. I (Schmidt)	298
Greifswald-Stralsunder Jahrbuch, Bd. I (Schmidt)	299
A. L. Vischer, Das Bernische Stöckli (Schmidt)	300
Christian Caminada, Die verzauberten Täler (Schmidt)	300
Walter Heim, Briefe zum Himmel (Schmidt)	301
Peter Felder, Das Aargauer Strohhaus (Schmidt)	301
Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde.	
Bd. 27: Zwischen Kunstgeschichte und Volkskunde. Festschrift für Wilhelm Fraenger (Schmidt)	302
Festschrift für Ernst Schwarz (= Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Bd. 20 und 21) (Schmidt)	303

Anzeigen

Einlauf 1955—1960 / Festschriften für Persönlichkeiten im Bereich und Umkreis der Volkskunde	76
Einlauf 1958—1961: Volksglaube und Volksmedizin	145
Einlauf 1959—1961 / Volkstümliche Keramik	228
Einlauf 1959—1961 / Patrozinien, Heiligenverehrung, Namengebung und Verwandtes	305

Die Oberkammeramtsrechnungen der Stadt Wien

Eine unbekannte Quelle für die Wiener Volkskunde

Von Gustav G u g i t z

Die sogenannten Oberkammeramtsrechnungen der Stadt Wien, die von 1424 bis 1816 im Archiv der Stadt Wien erliegen und die Einnahmen und Ausgaben der Stadt, sie sind daher auch teilweise in A-Bände (Ausgaben) und E-Bände (Einnahmen) gegliedert, für die verschiedensten Belange wirtschaftlicher und kultureller Natur mitteilen, sind in dieser Hinsicht auch eine reiche und bis jetzt vollkommen unerschlossene Quelle für die Volkskunde und das Brauchtum dieser Stadt, die damals noch in ihren Überlieferungen lebte. Ich bringe diese Dokumente im Alphabet nach den in ihnen gebrachten Sachen und sie sollen damit eine Grundlage für eine zu erhoffende größere Darstellung einer Wiener Stadtvolkkunde bilden, wie sie Leopold Schmidt erstmalig bereits 1940 in seiner „Wiener Volkskunde“ versucht hat. Diese Dokumente, die meist ganz stereotyp eingetragen sind, werden vielfach nur ihrem Wesen nach wiedergegeben und nur dann vollinhaltlich in diplomatischer Abschrift, wenn dies für die Charakteristik des Vorganges unumgänglich ist.

Bäckerschupfen, volkstümliche Rechtsstrafe für Bäcker, die ein schlechtes oder mindergewichtiges Brot lieferten, die darin bestand, daß die Bäcker in einem Käfig in die Donau oder in eine Pfütze getaucht wurden. Die Eintragungen betreffen meist nur die Kosten der Ausbesserung der Bäckerschupfe. Eberhard Freiherr v. Künßberg bringt in „Rechtliche Volkskunde 1936“ merkwürdigerweise gar nichts über diesen Brauch, er erwähnt nur einmal (S. 25), daß die schlechten Bäcker in Aschbach (O.-Ö.) „getümpfelt (geschupft)“ wurden. 1444 konnte man sich in Wien indessen schon von der Strafe loskaufen.

OKAR 1/4 (1436), f. 12; 1/8 (1444), F. 12 (Loskaufen von der Strafe); 1/13 (1455), f. 130 (Bäckerschupfen am Graben); 1/23 (1464), f. 110 (Ausbesserung); 1/24 (1465), f. 175 (Ausbesserung); 1/26 (1467), f. 89 (Ausbesserung); 1/27 (1468), f. 59 (die Bäckerschupfe befand sich beim „Holzhöflein“ [Rossau?]); 1/38 (1475), f. 90 v. ff. (Aus-

besserung); 1/64 (1527), f. 7 v. (Bäcker kaufen sich durch ein Straf-
geld (pen) los. Fortan keine Eintragungen mehr über das Bäcker-
schupfen.

Bilwis, Naturdämon, nach: Handwörterbuch des deutschen
Aberglaubens I, S. 1308 ff. ist das Wort seit dem 13. Jahrhundert
belegt, 1387 in einer Wiener Handschrift, für Wien und Umgebung
aber nicht um diese Zeit nachzuweisen.

OKAR 1/71 (E), 1537, f. 36 f. — Mer für Einnemen ein hundert
gulden vmb ein weingarten der Bilwis genannt am prunnenweg,
der lanng jar öd gelegen, etwo zum pharrhoff bey sand Rue-
precht zu wienn gehorig, den Schrantz auf der Herrn Burger-
meister vnd Rathe bevelch schätzen lassen vnd vmb vorgemelt
hundert gulden dem wendl Schierhamer verkhaufft. — OKAR
1/79 (E), 1544, f. 17 v. wird der Weingarten schon entstellt „Billus“
beim Wiederverkauf genannt, 1/86 (A), 1552, f. 144 dann „Billuß“,
schließlich 1/91 (E), 1558, f. 37 „ein Weingarten zu Prun der Billus“
genannt.

Fastnacht — OKAR 1/3 (1435), f. 47 v. Die 4 mal (Mahlzeiten)
zu der Vaßnacht in des Teschlerhaus. — 1/24, 1464, f. 198 v. Aym
Ausrueffer zerueffen das nyemand in pawrnchleid, in gugln noch
sünnst verpunnden in den vaschang ge.

Fischerstechen, nach Handwörterbuch des deutschen Aber-
glaubens II, S. 1563 f. als Fruchtbarkeitszauber angesprochen. Die
folgende Nachricht hat zwar J. E. Schlager in „Wiener Skizzen aus
dem Mittelalter, N. F. 1839, S. 144“, aber ohne nähere Angabe der
Quelle gebracht. Sie findet sich in OKAR 1/88 (1555), f. 160 v, wie
folgt: Item zalt dem maister Gristoffen Prentl schneider vor acht
leinbathen Claidern vnd 10 fendlen von schetter zu dem stechen
denen vischern an Sannd Peterstag heissen machen aus Bevelch
Herrn Burgermaister. Nachdem verstanden als welle die Khunig-
liche Majtt, wierd hinaus zu der vischer gestech khumen, Sy die
vischer haben den schädter zahlt vnd gemainer Stat auf Herrn
Burgermaister und Rat mündlichen Bevelch das macherlan“. Dies
Kraftspiel findet nie wieder in Wien statt und scheint nicht
bräuchlich, sondern nur ein gelegentliches Schauspiel für den
König gewesen zu sein.

Neues über „Urtrachten“ aus Oberösterreich

Von Franz Lipp

Eigentlich sollte man meinen, daß der Forschung auf dem Gebiet der Urtrachten in einem erschlossenen mitteleuropäischen Lande keine Überraschungen mehr begegnen. Umso erfreulicher sind Funde, die unser Wissen auf einem Boden erweitern, der sich seit Jahrhunderten allen Veränderungen widersetzt und daher einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte der volkstümlichen Kleidung zu geben vermag.

Im Sommer 1958 fiel mir auf Wanderungen im Stodertal die eigentümliche Regenkleidung der Holzknechte auf, die sich von jener des Salzkammergutes nicht unwesentlich unterschied.

Während nämlich der „Wetterfleck“ des Salzkammergutes nur aus einem Stück meist hellgrauen Lodens besteht, das gut schulterbreit angetragen, entsprechend seinem Ponchoschnitt an der Seite offen ist — höchstens ein grünes Körperband ermöglicht einen Verschuß — so waren die Stoderer Holzknechtmäntel von anderer Art. Besonders auffallend ist ein angesetzter, offener Ärmel, der notfalls, so wie das Rumpfstück, mit Knöpfen verschlossen werden kann. Es handelt sich hier also um eine Urform des Hemdes, um ein ungenähtes Hemd sozusagen, mit dem klaren Grundriß eines „Kimono“-Schnittes, unterschieden also vom „Poncho“-Schnitt des benachbarten Salzkammergutes. Inzwischen konnten für dieses seltsame Bekleidungsstück, das sich primär in dem wohl am wenigsten beeinflussten Gebirgstal Oberösterreichs erhalten hat, einige Varianten nachgewiesen werden. Am urchlichsten ist wohl jene, die zwar den Schulter- bzw. Oberarmschutz aufweist (als Kimonoschnitt) den Verschuß jedoch nicht mit Knöpfen sondern mit Bändern durchführt. Oft ist bei diesen Formen der „Ärmel-Stutz“ ganz kurz, manchmal nur 12 cm lang und nicht zu schließen (Textabbildungen 1 bis 4).

Ein weiterer Schritt der Entwicklung ist die Längung des Ärmels, der dann an der Unterseite geschlossen werden kann.

Ist der Ärmel jedoch so lang geworden (30—40 cm), daß die einfache Lodenbreite (140 = 2 × 70 cm) überschritten wird, so ist

der Hersteller (wohl erst in den letzten Jahrzehnten ein Schneider, früher hausgewerblich) genötigt, die unten offenen „Ärmel“ anzunähen.

Es entsteht eine Art „Dalmatika“. Die Knöpfe befinden sich, um ein leichteres Hantieren und einen regensicheren Übertritt zu gewährleisten, 6 cm (am Rumpf) bzw. 4 cm (am Ärmel) vom Rand der vorderen Kanten entfernt. Es genügen an jeder Vorderkante 3 Knöpfe zum Schließen. Die Knopflöcher sind auf Laschen angebracht.

Das Material ist in jedem Fall Loden, die älteren Stücke sind graubraun und waren aus dem hausgewalkten Stoderer Loden, später wohl aus dem „Windischgarstner Loden“¹⁾ angefertigt. Die neueren Stücke sind häufig grau, entsprechend dem Angebot des örtlichen Kaufmannes²⁾. Manchmal ist der Stehkragen aus grünem Tuch, die Regel dürfte jedoch Einfärbigkeit sein. Trachtliche Weiterbildungen wie im Salzkammergut (grüne Schlitzkanten, roter Übertritt des Brustschlitzes, paarige Knopfanordnung beim Brustschlitz, „Radmantel“-Form) wurden nicht beobachtet. Der „Holzknechtmantel“ des Stoderertales hat seine berufsgebundene Funktion bis heute erfüllt und dient hier nur als Regenkleidung. Im Salzkammergut gilt der „Wetterfleck“ als Bestandteil der Tracht und ist als solcher durchaus „gesellschaftsfähig“. Die Bezeichnung „Wetterfleck“ ist im Stodertal bei der bodenständigen Bevölkerung unbekannt. Als der Verfasser bei dem alten Schneider Herndl, der zugleich ein Bauernanwesen bewirtschaftet, einen „Wetterfleck“ in Auftrag gab, wurde er überhaupt nicht verstanden. Erst der Hinweis auf die Holzarbeit löste das Mißverständnis. Ein anderer Name als „Holzknechtmantel“ konnte bisher nicht aufgefunden werden. Sicherlich liegt oder lag aber eine bodenständige Bezeichnung vor³⁾.

V. Geramb deutet an⁴⁾, daß auch der steirische Wetterfleck bisweilen mit Knöpfen oder „verknöpfbaren Tuchspangen“ zu schließen ist.

¹⁾ R K u s c h è, Der letzte Lodenstampf in Oberösterreich, (Heimatland, Jg. 1957, S. 42—49).

²⁾ Bis vor kurzem war die Nachfrage nach derartigen, bereits fertig hergestellten Holzknechtmänteln beim Kaufmann O. Hofbauer, in Windischgarsten, dessen Vater noch selbst eine Lodenerzeugung betrieb, ziemlich groß.

³⁾ Der Ausdruck „Kotzen“, den Geramb für Ober- und Niederösterreich belegt wissen will, konnte ebenfalls nicht ermittelt werden.

Vgl. G e r a m b, Steirisches Trachtenbuch, S. 88.

⁴⁾ Steirisches Trachtenbuch, Bd. I, S. 90.

K. Mautner⁵⁾ teilt vom Wetterfleck des Ausseerlandes mit, daß er an beiden Seiten zuzuknöpfen sei. A. Gerasch zeichnete unter dem Titel „Gewitter“ einen Hirten aus „Dux in Tyrol“⁶⁾ mit deutlich zugeknöpftem Kotzen, dessen Vorderteil wie ein Wams wirkt und nur bis zum Gürtel reicht. Dagegen malt Waldmüller⁷⁾ in einem entzückenden Genre „Rast im Walde“, 1843, eine Ischler Almerin mit losem, nicht knöpfbarem Wetterfleck, übrigens ein schöner Beleg, daß dieses Kleidungsstück auch von Frauen getragen wurde.

Trachtenkundlich gehört — über seine Funktion als Wettermantel hinaus — der Stoderer Holzknechtmantel zu den Vorläufern des Hemdes oder der Pfaid, ja selbst noch zu den Vorläufern der Tunika, deren Altformen sämtliche den angeschnittenen, oder in zweiter Stufe den an einen geraden Rumpf rechtwinkelig angenähten Ärmel besitzen. —

In der sehenswerten Sammlung des Hans Mairhofer⁸⁾ in Zell am Moos über dem Irrsee (Mondseeland, Oberösterreich) befinden sich auch mehrere sogenannte „Pu'lhaum“, die früher im Ostalpenbereich weitum, jedenfalls gut belegt im Salzkammergut und dem übrigen Oberösterreich, im Gebrauch standen. Vielleicht sind die weite Verbreitung⁹⁾ und der allgemeine Gebrauch dafür verantwortlich zu machen, daß die Trachtenkunde an diesen, zweifellos zu den „Urtrachten“ zählenden Männerhauben vorüberging. Die vier Stück der Sammlung Mairhofer sind unterschiedlich und stellen formal eine Entwicklungsreihe dar. Die einfacheren und formal älteren sind kegelförmige, randlose Mützen aus einem samt- bzw. plüschartigen robusten Material. Die eine der beiden schnittgleichen Hauben ist braun, die andere schwarz. Beide Hauben sind gefüttert. Die Haube Nr. 3, d. h. die nächste im Entwicklungsgang hat eine emporgeschlagene „Krempe“. „Krempe“ und Haube sind aus demselben schwarzen Material wie die vorigen

⁵⁾ Konrad Mautner, Die Ausseer Tracht, (Zeitschrift für österr. Volkskunde Bd. 16, Jg. 1910, S. 153).

⁶⁾ „Das Gewitter, Dux in Tyrol“ in der Reihe „Staffagen aus dem Hochgebirge“, gez. u. lith. von F. Gerasch, Wien, bei L. T. Neumann.

⁷⁾ Bruno Grimshitz, F. G. Waldmüller, Salzburg 1957, Oeuvreverzeichnis Nr. 634.

⁸⁾ Vgl. F. Lipp, Die Heimatsammlung Mairhofer in Zell am Moos, (O.-Ö. Kulturbericht 1. 11. 1957, Folge 18) und Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Wien 1957, Bd. 60, Heft 4.

⁹⁾ Die in Frage stehende Kopfbedeckung findet sich als Bestandteil der Tracht von den Färöern bis an die Wolga, wobei der Raum der unteren Donau, mit Rumänien als Mitte, ein besonders dichter Verbreitungsboden ist. In Österreich ist als Zentrum lebendiger Überlieferung dieser Männerhaube das Burgenland zu erwähnen.

Stücke. Die Haube Nr. 4 hat ebenfalls hochgeschlagenen Rand bzw. Krempe, der „Boden“ besteht jedoch, ähnlich wie bei den „Öhrl“-Hauben aus einem steingrünen Tuch. Der Rand der Haube ist aus einem krimmer-artigen, schwarzen Material (Abb. III).

Von besonderem Interesse sind die zuerst erwähnten kegelförmigen Hauben. Beide sind im Schnitt und in der Machart (Futtervernähung) gleich, was darauf schließen läßt, daß sie aus ein und derselben Werkstätte stammen, wenngleich die braune Haube strapazierter ist und dadurch älter wirkt als die schwarze. Beide Hauben sind kaum älter als 130 Jahre, d. h. nicht vor dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts anzusetzen. Dem Schnitt nach handelt es sich um eine gewissermaßen viermal gekerbte Haube aus einem einzigen langrechteckigen Stück Material. Anders gewendet könnte man sagen, der „Kegel“ der Haube wird erzielt durch vier „Einnäher“, wobei eine Naht, die eben die ganze Haube zusammenhält, naturgemäß bis zum Rand durchläuft. Diese Schnittform ist sehr einfach und urtümlich. Der älteste erhaltene Vorläufer dieser Haube im heimischen Umkreis, die berühmte Fellmütze vom Hallstätter Salzberg, ist da viel komplizierter. (Im übrigen ein schöner Beweis dafür, daß „alt“ nicht unbedingt gleichbedeutend mit einfach ist).

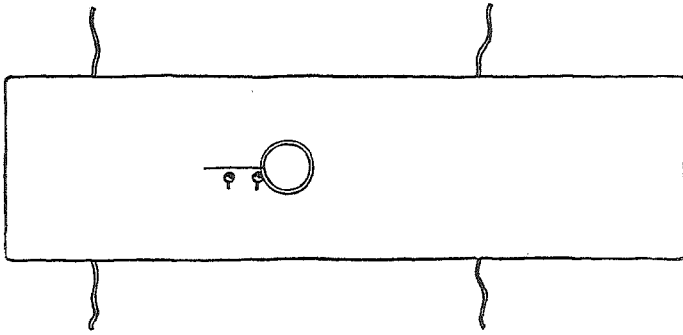
Friedrich Morton ¹⁰⁾ beschreibt nämlich die Hallstätter Mütze als aus sechs dreieckigen Lederflecken bestehend, die sorgfältig zusammengenäht sind. Die Mütze ist mit 16 cm Höhe etwas niedriger als die Zeller „Pu'lhaum“. „Die Weite beträgt ebenfalls 16 cm. Unten ist das Leder umgeschlagen, sodaß ein 1,5 cm breiter Rand entsteht, der ebenfalls sorgfältig festgenäht ist. Das obere Ende der Mütze wird von einer kegelförmigen Lederkappe bedeckt. Über dieser befinden sich acht 4 mm breite Riemen, die als Troddeln hinabhängen. Die behaarte Seite des Felles ist nach innen gekehrt.“

Wer denkt hier nicht an die ebenfalls zur Kategorie der kegelförmigen Mützen gehörigen Zipfelhauben, die fast stets mit Troddeln oder Quasten ausgestattet zu sein pflegten? —

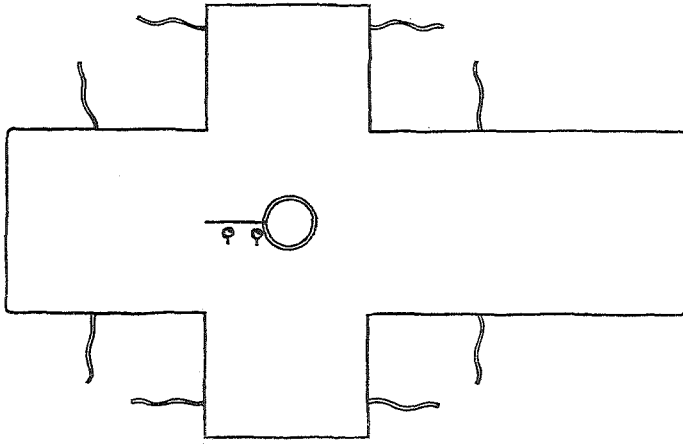
Zahlreich sind die Linien, die unsere Kegelhaube ¹¹⁾ bis in die Vor- und Frühgeschichte hinunterführen. Es handelt sich also, das sei hervorgehoben, nicht etwa um eine „gestaltheilige“, formbewahrende Kopfbedeckung wie etwa die Infel des katholischen

¹⁰⁾ F. Morton, Hallstatt und die Hallstattzeit, Hallstatt 1953, S. 35.

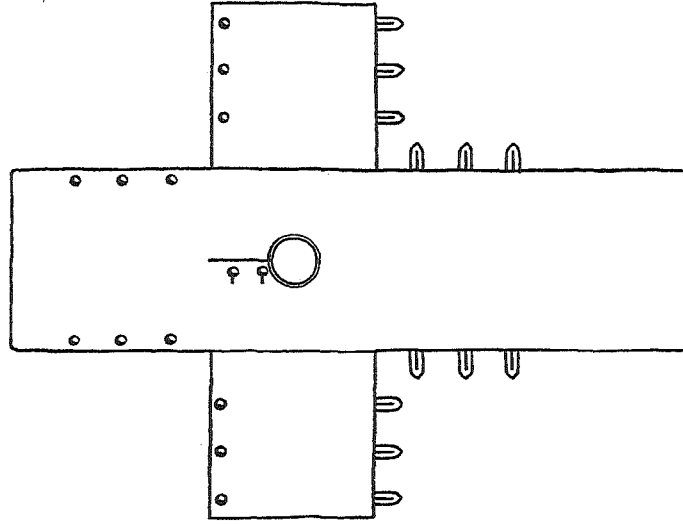
¹¹⁾ Girke bildet kegelförmige und kegelmützenartige Mützen der „Donauvölker“ ab. Gemeint sind wohl die keltischen und keltoromanischen Ureinwohner Norikums und Pannoniens vor der Völkerwanderungszeit.



1. Schnitt eines
Salzkammert-Wetterflecks



2. Schnitt eines Holzkechtmantels
aus dem Stodertal. Ältere Form



3. Schnitt eines Holzkechtmantels
aus dem Stodertal, jüngere Form

Ritus oder der modiusähnliche norische Polos¹²⁾. Ein Ast des Stammbaums führt uns über den Balkan (Situla von Watsch) bis nach Vorderasien (Phrygien), ein anderer zu den Moorfunden Nordwestdeutschlands, Dänemarks und Südkandinaviens. Eine kegelförmige Ledermütze trägt die besterhaltene Moorleiche von Tollund¹³⁾.

Ebenfalls aus der frühen Bronzezeit Schlesiens und Jütlands stammen jene kegeltumpf- bzw. kalottenförmigen Mützen, die schon Wilhelm Boye abbildete¹⁴⁾. Diese Mützen sind teilweise gefüttert, die meisten sind geknüpft. Die nach außen stehenden Knüpf-Enden sind kurz, d. h. krimmerartig angeschnitten¹⁵⁾.

Auch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, der eigentlichen Zeit der Landnahme Mitteleuropas, ändert sich kaum etwas an der Kopfbedeckung. Noch immer sind es im wesentlichen kremenlose „Hüte“. Das heute gebräuchliche Wort „Hut“ nämlich, das gegenwärtig der Sache nach für eine Kopfbedeckung mit Krempe verwendet wird und sich bis in die indogermanische Zeit zurückverfolgen läßt, bezeichnet nach Girke in frühgeschichtlicher Zeit nur „Fellkappe“. Das Fell dürfen wir jedenfalls als ursprünglich annehmen. Tatsächlich gelten auch heute noch Langhaarsamte (Plüsch) und Kräuselsamte (Krimmer) in der textilen Materialkunde als „Pelzersatzstoffe“¹⁶⁾.

Ähnlich wie die Hallstätter Mütze des ersten Jahrtausends vor Christi ist die Kappe von Bernuthsfeld¹⁷⁾ (Kreis Aurich, jetzt im Museum Emden) aus demselben Jahrhundert nach Christi aus Ziegenfell, nur ist das Haar bei letzterer außen und dient zugleich als Schmuck. Der Schnitt dieser Mütze ermöglicht eine geringfügige Abplattung des Kegels.

Ohne auf die Zwischenstufen einzugehen (denn nur der Tatbestand des Fortlebens bis zur Gegenwart soll aufgezeigt sein) sei auf zwei Bilddokumente hingewiesen, die als Belege für die Kontinuität im engsten Raume von Hallstatt und auf die Streuung im weiteren Oberösterreich gelten können. Das Mondseer-Vor-

¹²⁾ Vgl. L. Schmidt, Der norische Polos. Zur Kopfbedeckung der Frauen von Virunum, (Carinthia Bd. 143, 1953, S. 652—665).

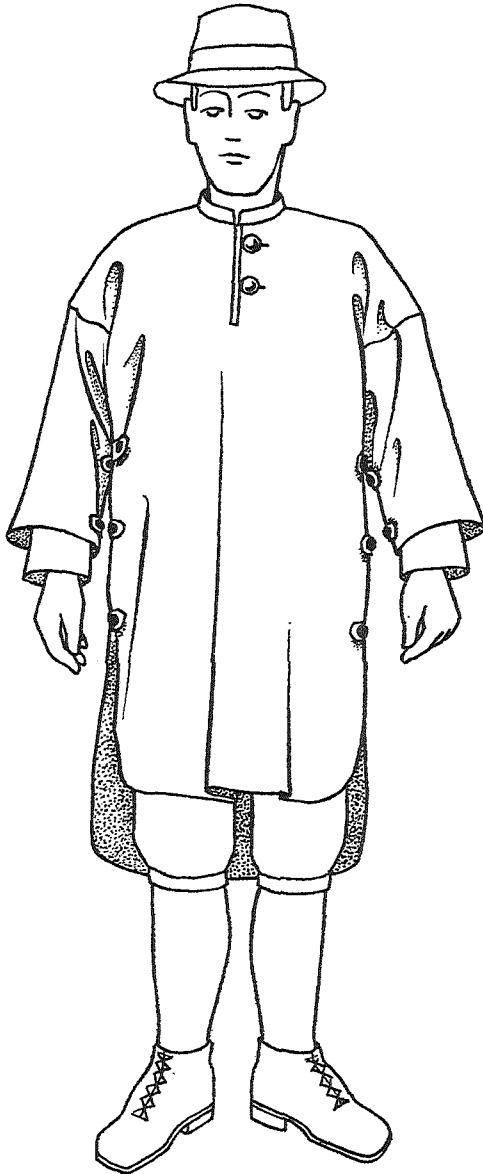
¹³⁾ E. Oxenstierna, Die Nordgermanen, Stuttgart 1957, T. 12 und 13.

¹⁴⁾ Boye, Fund af Egekister . . . , Kopenhagen 1896.

¹⁵⁾ Vgl. G. Girke, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit, Leipzig 1922, Tafel 12 und 53.

¹⁶⁾ Vgl. etwa Kretschmer-Marecek, Materialkunde, Wien 1948.

¹⁷⁾ Vgl. Halme, Mannus, Erg. Bd. II, S. 22 und Tafel I; bei Girke S. 83 und Tafel 49 d.



4. Stoderer Holz knecht mantel
Trageweise

kommen läge dann ziemlich genau in der Mitte der aufgezeigten Strecke.

Auf einer Lithographie nach Viehböck, 1817, ist ein Holzknecht „aus der Gegend von Hallstadt und Ischl“ mit einer halbkugel- bis kegelförmigen Mütze dargestellt. Die Mütze weist einen etwa handbreiten „Rand“ auf, das obere Ende ist auf der sichtbaren Seite dreifach segmentiert, eine sechsmalige Teilung ist daher wohl anzunehmen. Es würde sich mithin im Prinzip um denselben Schnitt wie bei der hallstattzeitlichen Fellhaube handeln, nur daß der Rand hier statt 1,5 cm entsprechend breiter ist. Keinesfalls haben wir eine „Schlegel“- oder Sesselkappe vor uns, die ebenfalls um diese Zeit weitverbreitet und beliebt war (Abb. II).

Das andere Bildzeugnis ist die Darstellung eines oberösterreichischen Bauern von Martin Kestler (1808—1841)¹⁸⁾, der aus St. Martin im Innkreis gebürtig ist. Dieser Innviertler aus den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts trägt eine hellbraune ziemlich hohe, eingegupfte Mütze aus Pelz oder pelzartigem Material. Sie ist auf der linken Seite offen und mit grünen Bändern zusammengehalten. Vielleicht ist dies jedoch nur eine sekundäre Erweiterung. Auch in diesem Falle handelt es sich um eine echte Pudlhaube, deren auseinandergezogene Form spitzkegelförmig aussehen würde (Abb. I).

Sicherlich verdienen die oben beschriebenen Kleidungsstücke, der Holzknechtmantel-Ärmelponcho aus dem Stodertal und die Pulhaum-Kegelmütze aus dem Mondseeland, Beachtung und eine Aufnahme in den Index der Urtrachten Österreichs.

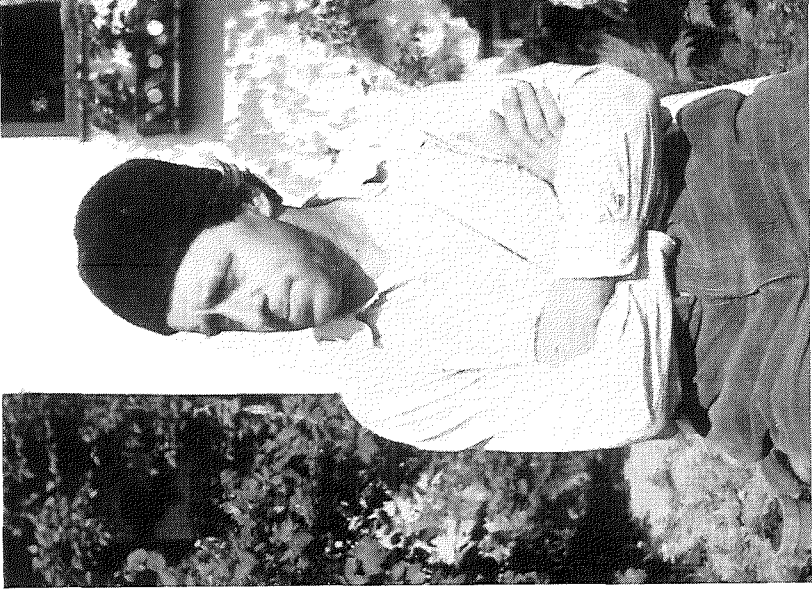
¹⁸⁾ Innviertler Altbauer in hochroter Weste, stahlgrünem Rock und Pulhaube, O.-Ö. Landesmuseum, G 630.



I. Martin Kestler
Darstellung eines oberösterreichischen Bauern
Ölgemälde, 1832
(O.-Ö. Landesmuseum G 630)



II. Viehböck-Papin
Holzknecht aus der Gegend von Hallstatt
Lithographie, 1817 (B. A. Nr. 809)



III. „Pul'haum“ aus der Sammlung
Hans Mairhofer in Zell am Moos, O.-Ö.
Aufn. Franz Lipp

Zur Bedeutung der Farbe rot in der Kleidung

Ein Salzburger Beleg zum Nachleben magischer Vorstellungen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Von Friedrich Johann Fischer

Im Salzburger Hofrats-Katenichl, Band 1737—1740, im Landesarchiv Salzburg, findet sich ¹⁾ eine fürsterzbischöfliche Verordnung an alle erztiftlichen Pfleg- und Landgerichte, in der anbefohlen wird, daß alle Wasenmeister und deren Angehörige Erkennungszeichen zu tragen haben. Der Fürsterzbischof, es ist Leopold Anton Eleutherius Freiherr von Firmian (1727—1744), hat „g(nä)d(ig)ist Verordnet, und anbefohlen, d(a)z khonfftigshin alles, was nun Vnter dem namen d(er) s : v : wasenmaister und abdeckher leüthen zu Verstehen ist, als nemblichen wasenmaister, Söhne, Knecht, weiber, töchter, und and(er)e eehalten (Dienstboten) durchgehents in dem ganzen land, sowol zu Somers-Zeit ober ihre Hüett, mit einem Rothen band eingefaster, in dem winter ober ihre bölz (Pelz-) od(er) sogenannte Winterhauben eintweders mit einer aufgehefften Mäsch, od(er) ein ohrt (Ende) lang glat herabhenglassenden band, und zwar eben auch Von rother farb, wie Vorhin bey denen Hüeten Verstanden / : damit diselbe gleichwohlen Von allen andern personen, absond(er)lich aber denen handtwerchern alsobald heraus erkhenet werd(en) mögen : / zu einer richtigen anzaig ihrer condition, tragen solte; als ist Vnser befehl an Ihne / : Euch : / hiemit, d(a)z Er / : Ihr : / die aldortig samentliche wasenmaisterleüth Vor Sich / : Euch : / beruffen lassen, und denenselben gegenwertige Verordnung mit dem auftrag eröffnen, d(a)z sie samentlich nach Verlauff 14. tägen, Von d(er) Zeit solcher publicirung angerechnet, und zwar bey straff, mit herstellung der Hüett, und hauben, der ob(en) Vorgescribenen ordnung nach, alsobald d(en) anfang machen, dan auch solche khonfftigshin beständig, Vnd Vnabgeendeter tragen sollen. An deme p Salzburg den 30. Junij 1739.“

Diese Verordnung eröffnet einiges Bemerkenswerte. Die Anrede „s : v : wasenmaister und abdeckher leüthe“ deutet darauf hin, daß allein schon der Berufsbezeichnung etwas Anrühiges an-

1) f. 195.

haftet, ihrer Anführung wird „salva venia“ vorgesetzt, „mit Verlaub zu sagen“, eine Formel, die die Erlaubnis erbittet, notgedrungen einen nicht gesellschaftsfähigen, argen, verpönten Ausdruck gebrauchen zu dürfen. Die Wasenmeister und Abdecker, ihre Angehörigen und ihr Gesinde, haben sich kenntlich zu machen, auf eine Weise kennbar, daß sie auffallen, von allen anderen Personen, vor allem von den Handwerkern, auf den ersten Blick zu unterscheiden sind. 1739 wird in Salzburg urkundlich belegt, was wir vom Mittelalter her kennen: Die Tätigkeit des Abdeckers war verrufen. Die Abdecker gehörten, wie die Fahrenden, die Spielleute, die Bader, die Schergen und die Scharfrichter, zu den unehrlichen Leuten. Die Abdecker waren von der Stadt- und Dorfgemeinschaft ausgeschlossen, sie mußten abgesondert wohnen, niemand durfte mit ihnen und ihren Dienstleuten in Berührung kommen, dies wird in diesem Salzburger Edikt von 1739 wieder eingeschärft. Sie haben sich kenntlich zu machen: mit roten Bändern oder Maschen an ihren Kopfbedeckungen. Festzuhalten sind vier Kriterien: Die Farbe rot und die Kopfbedeckung, beider Verbindung zueinander und die Bedeutung dieser Verbindung. Wo die Farbe rot im Kultus oder im Volksbrauch aufscheint, liegt eine Verbindung mit Magie vor. Von roter Farbe ist in volkstümlicher Anschauung das Gold, die Sonne, das Blut. Das Blut ist in primitiver Vorstellung Sitz und Träger des Lebens. Blut wird durch die Farbe rot ersetzt. So wird rot (auch über die Sonne) zur Farbe des (unbesiegligen) Lebens. Daher spielt rot im Heilzauber eine große Rolle: es wehrt dem Tode; es ist übelabwehrend; es hat apotropäische Gewalt; es hat neben der wehrenden auch bannende Kraft. So erscheint die Farbe rot überall dort, wo Leben und Tod nahe beieinander oder einander gegenüberstehen, von der Geburt, über die Opferung, das Schlachtfeld, bis zum Tode. So wird rot mit dem Tode in Zusammenhang gebracht, es geht in sein Bereich über (was philosophisch-weltanschaulich durchaus richtig ist: Der Tod ist das Leben). Schon in der Steinzeit, im jüngeren Paläolithikum, bei Griechen und Römern, in Tirol, wird rot zur Farbe des Totenkults, zur Erscheinung des Trauerituals. Das Rot der Kopfbedeckung ist hier bedeutsam: Rote Kopfbedeckung trägt der Arzt des Mittelalters²⁾ ebenso wie der Tod³⁾ und der Henker. In dänischen Heldenliedern umwickeln Krieger ihre Helme mit roten Fäden, um sich fest zu machen⁴⁾. Im Salzburger

²⁾ Beispiele aus der Literatur sind zu finden im Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, VIII. Band, Leipzig 1893 (bearbeitet von und unter Leitung von Moriz Heyne), Spalte 1297.

³⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. VII, Spalte 803.

⁴⁾ Ebenda, Bd. VII, Spalte 816.

Mandat von 1739 war es aber so gemeint gewesen: „Damit dieselbe gleichwohl Von allen andern personen, absond(er)lich aber denen handtwerchern alsobald heraus erkhenet werd(en) mögen : / zu einer richtigen anzaig ihrer condition“. Warum soll die „condition“ „richtig angezeigt“ werden? Wohl dazu, daß, wie im Mittelalter, die anderen, die ehrsamten Leute, nicht mit diesen, den unehrlichen verwechselt werden, in Berührung kommen, bei Begegnung rechtzeitig ausweichen, Abstand halten können. (Der Abdecker und sein Gesinde kleiden sich also wie „alle andern Personen“, wie Handwerker vornehmlich.) Das kultische Zeichen war zu einer Art Warnzeichen geworden. In der Weise der Anbringung dieses Warnzeichens, an der Kopfbedeckung, lebt jedoch noch die alte kultische Art. Das einst kultische Zauberwort der Abwehr war nun fast völlig zum bloß sozialen Erkennungszeichen abgesunken, aber sein Banncharakter möglicherweise noch verstanden worden: Darum hatte man Hergebrachtes vorgeschrieben, die Farbe und die Art des Aussehens des Zeichens, das Rot und die Verbindung mit dem Haupte. Dies zeigt von einem Nachleben alter kultischer Vorstellungen im Lande Salzburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, im näheren über die Farbe rot und den Abdecker, im weiteren über Tod und Jenseitsglauben, die dennoch in ihrem größeren Umfange schon ins Unterbewußte abgeglitten erscheinen.

Grundzüge einer Vorarlberger Landes- und Volkskunde

Von Karl Ilg

Das „Volk“ von Vorarlberg ist in einen ganz bestimmten Raum hineingestellt. Bekanntlich trägt der Raum schon wesentlich dazu bei, volkstümliche Eigenarten und Grundzüge auszubilden. Daneben bewirkt es die Geschichte in ihrem spezifischen Ablauf.

Die landschaftliche Schönheit Vorarlbergs gipfelt im seltenen Dreiklang: Bodensee — Rheintalebene — alpine Bergwelt. Vorarlberg reicht von den verfirnten Häuptern der hier bis auf 3400 m ansteigenden Zentralalpen über die Zonen von Kalk, Kreide, Flysch und Nagelfluh bis zur Ebene des Alpenrheintals, an dessen Ende der See in einer weiten Horizontale ausklingt.

Einbruchskatastrophen haben sein Becken geschaffen und die Gletscher der Eiszeiten führten es nachträglich aus. Eine ähnliche Entstehung, übrigens der Oberrheinebene gleich, erfuhr auch unser Alpenrheintal. Als ebenfalls mächtiger Grabenbruch wurde es hunderte von Metern tief durch das herangeführte Gletschermaterial und durch die Flüsse und Bäche aufgefüllt. Diese Talebene ist bis zu 15 km breit. Die gewaltigen fluvioglazialen Aufschüttungen und ein günstiges Klima haben sie fruchtbar gemacht.

Das gleiche gilt auch für den Walgau, der sich im Süden, bei Feldkirch, ans Rheintal anschließt und dieses gleichsam nach Südost fortsetzt. Seine Breite ist aber bedeutend kleiner und beträgt nur 3—4 km.

Von diesen fruchtbaren Talebenen, in denen die vier einzigen Städte des Ländchens, Bregenz, Dornbirn, Feldkirch und Bludenz liegen und viele Dörfer in Obsthainen schier untergehen, blicken wir hinauf zu den Bergen. Die Bergwelt, schon Bestandteil der Alpen, empfängt uns gleich bei Bregenz. Denn gerade hier bricht, geologisch gesehen, das Alpenvorland ab und beginnen die Alpen.

Wir hoben den Anteil an verschiedenen Formen hervor: Vorarlberg hat zum ersten Anteil an der Molassezone. Sie reicht über Eichenberg bis Dornbirn und findet im Pfänder und Gebhardsberg ihre bekanntesten Erhebungen. Typisch die Nagelfluhbänke,

grobe Konglomerate (daher der Name), die allenthalben aber auch stark verwittern. Daher handelt es sich auch um eine stark zerfallene Landschaft. Ihre verwitterten und mächtigen Humuslagen zeichnen sich durch große Fruchtbarkeit aus. Viel Wald und namentlich viele saftige Wiesen grünen von den Hängen herab. Sie zählen zu den gesegnetsten Gebieten des Vorarlberger Viehbauern! Von Dornbirn bis Feldkirch greift — zungenartig nach Nordosten über Immenstadt herausreichend — die helvetische Decke als Bestandteil der Westalpen in die Ostalpen über.

Dadurch kehren auch in dieser Landschaft die majestätischen Bilder des Säntis wieder: im Breitenberg bei Dornbirn, im Edelweißberg der Kanisfluh und in der Winterstaude. Die helvetische Decke ist wohl dort, wo die Kreidefelsen die Oberfläche bilden, wirtschaftlich ungünstig. Aber weite Strecken werden von Moränen oder von Ton- und Mergelschiefern bedeckt. Sie bilden fette Humusböden, die prächtigen Waldbeständen und wieder vielen Wiesen und Almgründen reiche Unterlagen bieten. Das wechselvolle Bild von Grasflächen und nackten, wuchtigen Felsgestalten wirkt in dieser Zone besonders nachhaltig. Von ihm wird namentlich auch der Reiz des hinteren Bregenzerwaldes bestimmt.

Bei Feldkirch setzen, über Walsertal und Lechtaleralpen zum Rhätikon übergreifend, die Kalkalpen ein. Als ihr imponierendstes Grenzzeichen nach Norden steht, jäh über dem flachen Alpenrheintal aufragend, der sagenumwobene Bergklotz der Drei Schwestern. In dieser Zone begegnen wir der eigenartig reizvollen Kalkalpenwelt: Karen und Graten, verwitterten Steilhängen und Dolinen. In ihrem Bereich thront die vergletscherte Schesaplana und treiben die Nebel um das rätselhafte Auge des Formarinsees. Doch auch diesem öden Gebiet ist Leben eingehaucht: den weit verbreiteten Lias-Fleckenmergeln folgend hat sich zwischen den kahlen Dolomitenstöcken eine üppige Wald-, Wiesen- und Almenvegetation ausgebreitet. Sie bildet die Grundlage all der Siedlungen im Großen und Kleinen Walsertal, am Tannberg und Arlberg.

In seinem südlichsten Teil nimmt Vorarlberg endlich Anteil an der Urgebirgszone. Hier ragt das Gipfelmeer der Dreitausender zum Himmel und erhebt der Piz Buin sein stolzes Haupt. Funkelnde Ferner umsäumen ihn. Ewigkeitssymphonie liegt über dieser uralten Bergwelt und doch auch das Zeitalter der Technik, welches die gewaltigen Staudämme der Illwerke schuf. Die Siedlungen aber liegen weit von den Kämmen zurück auf dem fluvioglazialen Schutt der Täler. Auf den Moränen aber

dehnen sich die Wälder aus und liegen die großen und für die frühe Besiedlung des Montafons bedeutsamen Almen. Im Sommer sind sie vom vielzähligen Herdengeläut erfüllt, das die große Stille unterbricht.

Boden und das Klima prädestinieren Vorarlberg vielfach zu einem ausgesprochenen Gebiet der Graswirtschaft. Ursprünglich war es an den meisten Stellen von tiefem Wald eingenommen. Landschaftsbezeichnungen wie Bregenzerwald, Tannberg usw. machen dies noch heute deutlich. Das Land liegt in der Nordabdachung der Alpen und empfängt alle Niederschläge, die Nord- und Nordwestwinde heranzuführen, in erhöhtem Maße, indem sie hier gestaut werden. Sie schenken den Wiesen die vielbegehrte Feuchtigkeit.

Daneben kennt das Land aber auch den günstigen Einfluß des trocknenden warmen Föhns. Er braust durchs Illtal und Rheintal, reift den Wein am Ardezzenberg bei Feldkirch und an den Hängen von Götzis und dörret den Mais in der Gegend von Dornbirn und Bregenz. Der Bodensee als Wärmereservoir schützt die Kulturen und hier namentlich den großen Obstanbau, der sich im Rheintal als Folge des günstigen Klimas seit langem heimisch machte.

Rheintal und Walgau waren als fruchtbarste und ebene Landschaften für die früheste und stärkste Besiedlung wie geschaffen. Lange Zeit bildeten sie den einzigen Siedlungsboden. Heute noch weisen sie den Hauptanteil der Bevölkerung auf, indem in ihnen 74% der Landesbewohnerschaft von 220.000 Seelen Wohnung und Nahrung finden.

Die waldreichen Nebentäler erhielten ihre Siedler nicht nur später, sondern sie stellten an sie auch gewisse wirtschaftstechnische Anforderungen. Mehrere konnten nur von ausgesprochenen Viehbauern aufgesucht werden. Auf die reichen Almgründe wurde schon hingewiesen. So wurde der Vorarlberger Bauer größtenteils ein Viehbauer. Der bäuerliche Reichtum wird nach der Rinderzahl gemessen. Ein wesentlicher Teil des Denkens und Sorgens, von Sitte und Brauch, wird vom Viehbauern her bestimmt.

Die Viehzucht begünstigte das spätere Aufkommen der Industrie insoweit, als sie für die zahlreichen Webstühle viele Hände freigab, was beim Ackerbau und seinem Arbeitsanfall nicht in dem Umfange möglich gewesen wäre.

Die Landschaft endlich öffnet sich nach Norden, während im Süden hohe Bergketten eine unwegsame Grenze bilden. Daher strömten die ersten Menschen — wenn wir vom Eiszeitmenschen

absehen — vom Norden her ins Land. Es waren die Kelten um 1600 vor Christus.

Diese Einzugsrichtung blieb für Vorarlberg auch späterhin hinsichtlich des Aufbaus seiner Bevölkerung von schicksalhafter Bedeutung. Nach Westen liegt das Schweizerhügelland. Ohne verkehrsmäßige Schwierigkeiten blieb es noch Jahrhunderte ein unbesiedeltes Waldland, aus dessen Stille es erst St. Gallen weckte, welches Kloster dann auch für Vorarlberg von großer Bedeutung wurde.

Die Verbindung nach Osten ist nur durch bzw. über den in der Winterzeit besonders rauhen Arlberg gegeben. Die gewaltigen Schneemassen, welche heute den Reichtum des Arlberger Skiparadieses bilden, machten den Arlbergpaß einstens — und bis herauf ins 19. Jahrhundert — zu einem der schwierigsten winterlichen Alpenübergänge. Immerhin bewegte sich über ihn — offensichtlich in einer Wärmeperiode — um das Jahr 1000 vor Chr. — die zweite Menschenwelle: Sie gehörte dem illyrischen Volkstum an. Sein Mittelpunkt wurde Bludenz im Walgau, während Bregenz Schwerpunkt der keltischen Besiedlung blieb. Damit war die Aufteilung in „Oberland und Unterland“ nicht nur geographisch, sondern auch bevölkerungsmäßig vollzogen.

Durch die nachfolgende Besitzergreifung durch die Römer wurden diese Gegensätze zwar vorübergehend überdeckt, erhielten aber dann durch die alemannische Einwanderung, die wiederum aus dem Norden erfolgte, eine neue Bekräftigung.

Nun war es so, daß die Alemannen sich zügig über das von Kelten besiedelte Unterland ergossen; ihrer weiteren Ausbreitung nach Süden wurde jedoch durch die Schlacht von Zülpich ein Hemmschuh angelegt. Jahrhunderte hindurch konnte sich dadurch im Raume von Feldkirch eine Grenzzone erhalten. Nördlich derselben standen die Alemannen, in ihrem Süden die romanisierten Illyrer — die Welschen. Der Name Walgau für den Raum des Illtales mit dem Hauptsitz von Bludenz drückt dieses Geschichtsereignis heute noch aus.

Nur allmählich sickerten in der Folgezeit Alemannen nach dem Süden, vornehmlich durch den Eisenbergbau im Montafon und durch den aufstrebenden Arlbergverkehr angezogen. Aber noch im 11. Jahrhundert vermochte die starke rätische Volksguppe im Montafon neue eigene Siedlungen anzulegen!

Zur gleichen Zeit wurde von Bregenz und Dornbirn aus der Bregenzerwald besiedelt. Hier handelte es sich um eine rein deutsche, alemannische Kolonisationsleistung.

Die weiter im Süden liegenden Nebentäler der Frutz, Lutz, der Alfenz, des Lech und der Breitach erhielten ihre Dauersiedler erst ab dem 13./14. Jahrhundert. Ihre Kolonisten waren die aus dem Wallis und seinen Tochterkolonien, namentlich aus Graubünden, zuwandernden Walser. Ich habe sie in meinen Walserbüchern als erste reine Viehbauern und Lehrer dieses heute in Vorarlberg beherrschenden bäuerlichen Wirtschaftszweiges gewürdigt. Gleichzeitig erhielt der südliche Landesteil durch sie einen so bedeutenden alemannischen Zuzug, daß in der Folge ganz Vorarlberg alemannisch werden konnte.

Allerdings gab es noch im Montafon im 17. Jahrhundert Leute, die, wie der Chronist berichtete, „grob rätisch sprachen“.

Ohne Zweifel lassen sich auch heute noch in den dunklen, zartgliedrigen, kleinen Menschentypen, namentlich im Montafon, Nachfahren der hier lange ansässigen Rätoromanen erkennen.

Die im ganzen Lande heimische alemannische Mundart ist hier heute noch stärker von Romanismen durchsetzt. Im Großen und Kleinen Walsertal erklingt das walserische Hochalemannisch.

Wie in der Mundart verrät das Volk alemannische Züge im Denken und Handeln und in vielen anderen volkstümlichen Äußerungen.

Sparsamkeit und Strebsamkeit schufen aus dem mit tiefer Heimatliebe erfüllten Vorarlberg das österreichische Musterlände. Derart darf es seinen nördlichen und westlichen Stammesvettern mit Würde begeben.

Im Erbrecht zeigt sich die ebenso charakteristische Verbreitung des Realteilungsrechtes.

Aber Vorarlberg trägt durchaus auch österreichische Züge. Sie verstehen wir auf Grund der weiteren Geschichte Vorarlbergs. 1363 bis 1368 gelangten die einzelnen Grafschaften Vorarlbergs, von denen sich keine zu einem Landesfürstentum emporgerungen hatte, unter die Oberhoheit der Habsburger. Sie verband unser Land mit Österreich.

Die Idee, über Vorarlberg hinweg die habsburgischen Stammlande mit Österreich zu verbinden, mußte zwar nach Morgarten endgültig begraben werden. Für Vorarlberg bildeten sich jedoch seitdem am Rhein Grenzen aus und schieden unseren alemannischen Volksteil von jenem der Schweiz mehr und mehr, nicht zuletzt auch durch die nachfolgenden religiösen Entwicklungen, ab — während vordem nach dieser Richtung — man denke nur an den erwähnten Einfluß St. Gallens in Vorarlberg — engste Verbindungen bestanden.

Ähnlich entwickelten sich die Dinge im Norden. Vorderösterreich, so schicksalhaft es für viele alemannische Landstriche wurde, blieb für sich ein zerissenes politisches Gebilde, nicht befähigt, die politischen Grenzen Vorarlbergs im Norden aufzulösen. Auch das nördliche Bodenseeufer wurde in der Folgezeit protestantisch.

Auf sich gestellt und auf sich verwiesen erhielt unser Völkchen so ein Sonderwesen.

Dieses drückt sich in vielerlei Gestalt aus:

Politisch vor allem, indem hier seit Österreichs Machtergreifung und infolge der schon früher unbedeutenden Stellung des Adels — der mit dem schwäbischen Adel liiert blieb — nur Bürger und Bauern die Landstände bildeten. Sie schufen die für unser Land auch heute noch gültige, betont demokratische Grundhaltung. Sie paart sich mit einer auffallenden Freiheitsliebe. Schweden und Franzosen wurden durch sie aus eigener Kraft aus dem Lande gejagt.

Auch wirtschaftlich blieb das Ländchen auf sich gestellt. Aus seiner Dürftigkeit, die in den „Schwabenkinderzügen“, aber auch im Söldnerwesen, Hausierer- und Wanderarbeitertum den Grad der Not erkennen ließ, trat es, kaum von den Wirren der Franzosenkriege erlöst, in die Stellung eines bedeutenden Industrielandes ein, angeführt von tüchtigen zeitaufgeschlossenen Söhnen des Bürger- und Bauernstandes.

Umgekehrt verhalf die Abgeschlossenheit, konservative Tendenzen zu fördern.

Im wechselvollen Zusammenwirken all dieser rassischen, landschaftlichen, wirtschaftlichen und historischen Kräfte lassen sich die mannigfaltigen volkstümlichen Äußerungen begründen und verstehen, durch die sich des Volkes Wesen offenbart.

Beginnen wir mit der Siedlungsweise. Sie wird im Rheintal und Walgau neben den paar kleinen Städten durch die alten Haufendörfer bestimmt. Im Walgau finden sich allerdings auch einige (romanische) Massendörfer. Die Berghänge der Haupttäler besitzen die Einzelhöfe. Sie geben auch dem Bregenzerwald und Montafon, noch ausschließlicher den Walsertälern, das Gesicht.

Sämtliche Hausformen gehen auf das alemannische Flurküchenhaus zurück. Heute überwiegt der daraus entwickelte Eckflurgrundriß. Abgesehen vom Walgau und Montafon baute man im ganzen Lande noch bis ins 19. Jahrhundert in Holz. Gemauerte Häuser gehören daher, von den Städten Bregenz, Feldkirch und Bludenz abgesehen, der jüngsten Zeit an. Die von der Sonne braungebrannten Blockwände und Schindelpanzer drücken der

Siedlungslandschaft daher auch heute noch eine ganz bestimmte Farbenstimmung auf.

Die größeren Landesteile zeichnen sich aber durch mehr oder weniger bedeutende hauskundliche Eigenheiten und oft wieder durch Beziehungen zu den Nachbarschaften außerhalb des Landes aus.

Der „Steingaden“ im Montafonerhause (gemauertes Vorhaus und Küche) erinnert an dieselbe Eigenart im schweizerischen Prätigau. Das Haus im Walgau verrät mit seinem offenen Ständerwerksgiebel Beziehungen zum tirolischen Oberinntal, während Bregenzerwald und Rheintal mit ihren Steildächern, Kreuzgiebeln, Klebdächern und gekoppelten Fenstern, durch welche viel Licht in die peinlich sauberen Stuben zu dringen vermag, ohne Zweifel dem Allgäu und Appenzellerland ähneln.

Das sich seit einem Jahrhundert in den Dörfern zum Bauernhaus gesellte Arbeiterhäuschen behielt die erwähnten Züge sparsam bei.

Im Trachtenleben zählt der Bregenzerwald mit seinen Frauentrachten zu einem der lebendigsten und konservativsten Gebiete des gesamten deutschen Kulturraumes. Während diese Tracht Gotik und Renaissance formten, leuchtet aus der äußerst geschmackvollen Tracht der Montafonerin der Barock auf.

Haus und Tracht, Wohnen und Kleiden weisen Sauberkeit und ausgesprochen künstlerisch gediegenes Geschmack auf. Dergleichen wird im weit gesteckten Rahmen von Sitte und Brauch deutlich, daß neben dem sparsamen, arbeitssamen, weltoffen geschäftstüchtig nüchternen Vorarlberger bislang die Schilderung vom konservativ heimatliebenden, in der Gemeinschaft tief durch die Sitte verankerten, den Formen des Brauchtums in Freude und Trauer treu zugetanen, oft namentlich in den Bergen tanzversessenen, liedverwachsenen, des gern neckisch scherzenden Vorarlbergers zu kurz gekommen ist.

Auch in den Redensarten offenbaren sich beide Anlagen. Im Sagenschatz fällt neben der Erinnerung an historische Begebenheiten der große Schatz an Spuk- und Armenseelengeschichten auf. Zu den alten Sagen wachsen immer wieder neue hinzu. Auch das „Zweite Gesicht“ ist nicht ausgestorben.

Von der Mundart war bereits die Rede. Ähnlich wie sich in ihr die Talschaften von einander abheben, erzeigen sie sich auch in ihrer anthropologischen Gliederung.

Wie die Mundart Vorarlbergs eine über seine Grenzen hinaus anerkannte dichterische Gestaltung erfuhr, so weist schon die mittelalterliche Literatur im kleinen Lande große Namen auf.

Ebenso gesellt sich der Volkskunst ein namentlich in der Gotik und im Barock gerühmtes hohes künstlerisches Schaffen an die Seite. So wurden die von der Bregenzerwälder Bauschule entwickelten Elemente zu international verwendeten Begriffen.

Je vielfältiger eine Volksgemeinschaft beleuchtet werden kann, um so besser läßt sie sich verstehen. Möge die 1961 im Universitätsverlag Wagner, Innsbruck, ihr Erscheinen eröffnende vierbändige „Vorarlberger Landes- und Volkskunde“, an deren Herausgabe ich mit einem großen Mitarbeiterstab über zehn Jahre arbeitete, etwas von dem Licht über das westlichste österreichische Bundesland ausschütten, in dem sich andere Länder schon lange einer großen Popularität erfreuen.

Volksbräuche im Banat

Von Koloman Juhász

Wie bekannt wurde das Temesvarer Banat, d. h. das Gebiet zwischen der Marosch, Theiss, Donau und den Siebenbürger Alpen nach Rückeroberung von den Türken (1716) mit katholischen Deutschen aus dem Reiche besiedelt und bis 1779 Wiener Behörden (Hofkriegsrat, Hofkammer) unterstellt¹⁾. Es soll hier keine voll-

¹⁾ Vgl. zur Geschichte des Banats: Franz Griselini, Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temesvarer Banats in Briefen an Standespersonen und Gelehrte. 2 Bde. Wien, 1779 f. — Leonhard Böhm, Geschichte des Banats. Groß-Betschkerek, 1861. — 2. Aufl. Budapest, 1872. — F. Wetzel, Geschichte des Banats im Altertum und Mittelalter (Deutschbanater Volksbücher Nr. 47). Temesvar 1927. — F. Milléker, Kurze Geschichte des Banats (Banater Bücherei 1), Werschetz, 1925. Dazu treten die ungarischen Komitats-Monographien von August Bárány, Temes vármegye emléke (Geschichte des Komitates Temesch). Nagybeskerek, 1848. Ders., Torontálmegye hajdana (Geschichte des Komitates Torontal). Buda, 1845. Samuel Borovszky, Csanád vármegye története (Geschichte des Komitates Tschanad). 2 Bde. Budapest, 1896 f. — In dem Sammelwerk von Samuel Borovszky, Magyarország vármegyéi és városai (Die Komitate und Städte Ungarns). Budapest, o. J. die Ausschnitte über die Komitate Temesch und Torontal. — A. Márki, Arad. vm. tört. Arad, 1892. Fr. Pesty, Krossó vm. tört. (Geschichte des Komitates Kraschowa). Bd. 2—4. Budapest, 1882—1884 (Bd. 1 ist nicht erschienen). Ders., A. Szörényi Banskág és Szörény vm. története (Geschichte des Severiner Banats und des Komitates Severin). Bd. 1—3. Budapest, 1877 f. — Vgl. zur Literatur auch bei Heinrich Réz, Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben (Schriftenreihe der Deutsch-ungarischen Heimatblätter 1). Budapest, 1935. — Bibliographia Hungariae. Verzeichnis der 1861—1921 erschienenen, Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache. 4 Bde. (Ungarische Bibliothek, 3. Reihe). Berlin und Leipzig 1923—1929. — Ferner sind hinzunehmen die Werke über die Geschichte Ungarns, besonders: Ladislaus Szalay, Geschichte Ungarns. Bd. 1—6. 1866—1874. Besonders kommt in Betracht die sogenannte Millenniumsausgabe von Alexander Szilágyi, A magyar nemzet története (Geschichte der ungarischen Nation). 10 Bde. Budapest, 1895 bis 1898. Als jüngste ungarische Geschichte von Bálint Hóman — Gyula Szekfü, Magyar Történet. 8 Bde. Budapest, ohne Jahresangabe (1928 bis 1934). Die Bearbeitungen der Kirchengeschichte Ungarns — zu welchem bis zum Vertrag von Trianon das ganze Gebiet gehörte — können nicht in Betracht gezogen werden, da sie größtenteils veraltet sind oder nur kurze Zusammenfassungen bieten. Als die umfangreichste erweist sich Karl Lányi — Ferdinand Knauz, Magyar egyháztörténelem. 2 Bde. (Kirchengeschichte Ungarns bis 1848). Esztergom-Gran, 1896. Johann Karácsonyi, Magyar egyháztörténelem (Kirchengeschichte Ungarns 970—1900), Nagyvárad-Gross-Wardein, 1915.

ständige Banater Volkskunde gegeben, sondern nur fünf Bräuche im Zusammenhang mit Taufe, Hochzeit, Tod, Kirchweihe und Faschings-Unterhaltungen angeführt werden²⁾).

Taufe. Schon vor der Geburt war das Kind Gegenstand zarter Fürsorge der Eltern: Frauen gesegneten Leibes achteten darauf, daß sie sich nicht in häßlichen Personen oder erschreckenden Gegenständen „verschauen“. Hat nun der Storch nach dem Kinderglauben aus dem Milchbrunnen ein Kind gebracht, so besprengten bis zur Taufe alle Besucher das Neugeborene und die Mutter mit Weihwasser, um sie vor der Gewalt des „Bösen“ zu schützen. So lange das Kind nicht getauft war, sagte man, es hieße „Kochlöffelstiel“. Die Kinder wurden meist schon am nächsten Tag nach der Geburt getauft. Zur Patenschaft wurde von beiden Seiten der Verwandtschaft für jedes Kind ein besonderes Mitglied gewählt, oder ein Ehepaar trägt alle Kinder zur Taufe. Das erste Kind erhielt nach den Paten oder den Eltern, das zweite nach den Großeltern, die übrigen nach den sonstigen Verwandten ihre Namen³⁾. Im allgemeinen wechselte man nicht gerne die Paten. In früheren Zeiten gaben diese ihre Namen den Neugebauten und so kam es vor, daß zwei bis drei Kinder denselben Taufnamen erhielten. Dann hieß der eine Johann, der andere Hanss, der dritte Hannsi. Das eine Mädchen hieß Bärbl, das andere Wawi: Beide waren auf Barbara getauft⁴⁾. Nach der Taufe, auf dem Wege aus der Kirche zum folgenden „Imsz“ (Imbiß) oder „Kindschänk“ begleitet häufig Musik den Täufling, Burschen schossen aus Pistolen, und die bei der Kirche lauernden Kinder riefen den Paten zu: „Süß Got, sauer Pat“, damit sie diesen Zucker streuen. Auch dieser bescheidene und lustige Brauch hat einen tiefen religiösen Sinn: Die Christenheit freut sich, daß sie nun einen neuen Bürger im Täufling erhielt. Nach der Taufe wurde die „Kindschänk“ gefeiert, die darin bestand, daß die Angehörigen des Neugeborenen mit Pate, Godl und der Hebamme, nach der Taufe, eine festliche Mahlzeit einnahmen und auf das Wohl des Täuflings tranken. Bis zur Genesung der Mutter brachte die Gevatterin ihr Essen oder gab ihr dafür eine Ablösung in Geld, das dem Kinde in den Taufpolster gelegt wurde. Ungefähr sechs Wochen nach der Geburt, war der

²⁾ Schrifttum und Abkürzungen: Hans Hagel, Banater Volkskunde. In: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Bd. I, 242—247. (H). Történelmi Adattár Csanádegyházmegye hajdanához és jelenéhez (Historische Datensammlung zur Vergangenheit und Gegenwart der Diözese Tschanad. (HDS). Ortsmonographien, besonders Peter Pink, Die Heidengemeinde Ostern. Timisoara, 1934. (P).

³⁾ H 245—246.

⁴⁾ HDS IV, 93.

erste Ausgang der Mutter mit ihrem Kinde in die Kirche, um den Segen Gottes („Aussegnung“, *Benedictio mulieris post partum*) zu empfangen. Andere Gebräuche und Volksglauben: Die Fingernägel muß die Mutter dem Kinde abbeißen, nicht schneiden, damit es keine „langen Finger“ bekomme, und niemals soll man die leere Wiege schaukeln oder das Kind über den Kopf betrachten, sonst stirbt es. Vor Verschreien schützt man das Kind, indem man ihm eine Perlenschnur umhängt oder ein Kleidungsstück links anzieht. Über seine Schönheit soll man sich nicht verwundern, sondern es vielmehr ansputken. — Die ersten religiösen Bräuche lernte das Kind im Elternhaus.

Hochzeit. Der junge Mann (Porscht) sollte erst nach abgedienter Militärzeit heiraten: der Kaiser sollte ihn zum Mann machen, dann erst die Frau ⁵⁾). Eine gemischte Ehe kam niemals vor. Wie schon Tacitus für die Germanen berichtete: „Nullis aliarum gentium connubiis infecti“ ⁶⁾). Auf die Wahl der Ehefrau bzw. des Ehegatten, übten die Eltern einen großen Einfluß aus. Die Heirat wurde streng sachlich erwogen. Materielle Gründe fielen schwerer in die Waagschale, als Herzensfragen. Und es war nicht nur einmal der Fall, daß Liebende nicht heiraten konnten, weil die Eltern bei der Festsetzung der Mitgift nicht einig geworden sind. Auf alle Fälle hatte der Universalerbe das in die Ehe gebrachte Geld seiner Gattin, zur Abfertigung seiner Geschwister sehr notwendig. Im allgemeinen hat aber die Mitgift der Frau, den Wert des Hauses mit der Session und dem *Fundus instructus* des Mannes, nicht aufgewogen. Zuweilen kamen auch Ehen in der Form zustande, daß die Eltern eines Burschen und eines Mädchens einfach beschlossen, daß ihre Kinder heiraten sollen. Schon vor der Verlobung wurde der Ehekontrakt ausführlich verfaßt und selbst der Nudelwalker wurde darin angeführt. Nachdem die Brautleute in der Kirche zum zweitenmale verkündet worden waren, fuhren sie zum erstenmal gemeinsam aus, um die Eheringe zu kaufen. Der Bräutigam bekam von seinen Eltern, eventuell auch von den Großeltern, als „Handgeld“ Maria-Theresia-Taler, die er dann der Braut zum Geschenk machte ⁷⁾). War das Vermögen beiderseits entsprechend, so bildete es später keine Frage, wenn der Bursche erst 18 und das Mädchen 16 Jahre alt war. Hochzeiten konnten an allen Wochentagen gefeiert werden, nur am Freitag, der ein Unglückstag war, nicht. Mit Vorliebe wählte man aber Dienstag oder Donnerstag. Nach alter Sitte verhandelten zuerst die Väter,

⁵⁾ H 246.

⁶⁾ HDS IV, 59.

⁷⁾ P 47.

früher der Pate des Bräutigams, über das Vermögen der Jungen, worauf diese, von den Eltern über ihre Heiratsabsicht befragt, sich die Hände reichten und mit Weihwasser besprengten. In einigen Gegenden: Der Bräutigam reichte über eine Schüssel oder über einen Teller seine Hand der Braut und steckte in ihre Hand einen silbernen Taler. Zur Bekräftigung der Verlobung wurde auf die Hände der Verlobten Wein gegossen, welches in die Schüssel oder in den Teller geronnen ist. Von diesem Wein tranken dann die Verlobten, die Paten, Eltern und die übrigen Gäste. Selten kam es vor, daß man den Ehekontrakt nicht schriftlich durch den Gemeindenotar („Notari“) abgefaßt hätte. Erst nachher geschah der Handstreich, die Verlobung im Pfarrhofe. Wenn die materiellen Angelegenheiten nicht geregelt werden konnte, so kam die Hochzeit nicht zustande. Man sagte: „Ke Geld, ke Lieb!“⁸⁾ Die Hochzeit fand zumeist in den Morgenstunden oder Vormittag statt. Am vorhergehenden Abend, „zu Feierlichkeit der Kranzelnacht“ wurde im allgemeinen mit einem kleinen Tanz die Hochzeitfeierlichkeit eingeleitet. Gleich nach Ablauf der kirchlichen Aufgebotszeit wurde die Hochzeit gefeiert. Mit aufgeputztem Hut, Rosmarinstrauß auf der Brust, luden nun die Jungesellen die Gäste mit folgendem Spruch zur Hochzeit ein: „Gelobt sei Jesus Christus! Wir sind geschickt von Vater und Mutter, von Braut und Bräutigam, auch einzuladen auf Hochzeitsschmaus. Ihr Herr und Frau, Sohn und Tochter, sollt erscheinen am . . . früh um 9 Uhr im Hochzeitshaus. Dort werdet ihr bekommen einen Hochzeitsstrauß, von da geht es dann ins Gotteshaus, von da zurück ins Elternhaus. Dort ist der Tisch gedeckt, die Teller sind geleckt, die Gläser sind geschwenkt und gefüllt mit kühlem Wein; da sollt ihr alle lustig sein. Vivat!“ Nachdem sie alle im Hause aus der mitgebrachten Flasche, um welches ein rotes Band gebunden war, trinken hatten lassen, zeichneten sie auf die Zimmertür einen Rosmarinstrauß. Am Vortage der Hochzeit führte der Bräutigam „Tisch und Bänk“ zusammen; hierbei waren ihm die Jungesellen, deren Hut jetzt schon mit Strauß und Bändern aufgeputzt war, behilflich. Inzwischen sammelte die Braut in Begleitung der Kranzeljungfern Eßzeug und Geschirr⁹⁾. Als Hochzeitsgeschenk schickten die Eingeladenen schon vorher geschlachtetes Geflügel und jetzt gaben sie persönlich dem jungen Paar noch Brautgeld. Nachdem der Bräutigam feierlich in das Haus der Braut geleitet worden war, kniete das Brautpaar, bevor es in die Kirche ging, sich auf einen Schemel nieder und wurde von den Hochzeitsgästen mit Weihwasser be-

⁸⁾ HDS IV, 58.

⁹⁾ H 246, HDS IV, 60.

sprengt. Auf dem Wege zur Kirche wurde die Braut geleitet. Ihnen folgten mit Rosmarinreisern auf der Brust die Hochzeitsgäste¹⁰⁾. — Dieser Aufzug wurde auch von den nichtdeutschen Einwohnern — wenn solche vorhanden waren — bewundert¹¹⁾. — Nach der Trauung, als die ganze Hochzeitsgesellschaft um den Altar ging, legte die Braut einen mit Bändern geschmückten Rosmarinzweig mit einem vergoldeten Apfel oder Zitrone auf den Altar zum Geschenk des Priesters. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Wein geweiht, von welchem ohne Unterschied des Geschlechtes alle in der Kirche getrunken haben. Später wurde die Weinflasche mit dem Johannisseggen nur außerhalb der Kirche benützt. Nach der Trauung trat der Bräutigam noch in der Kirche der Braut unauffällig auf den Fuß, damit er in der Ehe die Oberhand behalte. Hierauf ließen die Beistände im Pfarrhofs die Trauung einschreiben und trugen auch den Pfarrer den Johannesseggen an. Dann knallten die Pistolen, und die Musik spielte an der Spitze des Zuges — der sich tunlichst auf einem anderen Wege in das Hochzeitshaus bewegen soll — in den von den Jungesellen durch Jauchzen angedeuteten Zeitabständen. Zuweilen wurde die Braut auch „gestohlen“. Einige lustige Burschen oder Männer hatten den Raub in voraus besprochen. Wenn der Hochzeitszug an das verabredete Haustor kam, wurden die Brautführer unerwartet überrumpelt, die Braut in den Hof gezogen, das Tor wieder geschlossen und die Braut nicht eher herausgegeben, bis sie nicht ausgelöst wurde. Im Brauthause angelangt, stellten sich Braut und Bräutigam rechts und links in die Eingangstür, wobei die Hochzeitsgäste ihnen beim Eingang Glück wünschten. Dann folgte der Brauttanz, der aber auch nach dem Hochzeitsmahl stattfinden konnte. Beim Essen bediente mancherorts beim Hochzeitsmahl der Bräutigam selbst alle Gäste, indem er eigenhändig die von den Aufträgern gebrachten Schüsseln den Gästen hinstellte. Beim Auftragen jeder Speise, die alle sehr üppig zubereitet waren, spielte die Musik einen Marsch. Beim Braten verstummte auf einmal die Menge, und ein Beistand oder der Kanzelführer ließ mit folgenden Spruch das Brautpaar hochleben:

„Gelobt sei Jesus Christus! Seit ein wenig vom Diskurrieren still, Und hört, was ich euch bringen will. Hier bring ich euch ein Glas Wein. Es ist gewachsen zu Köln am Rhein. Es ist nicht gewachsen zu Köln am Rhein. Es ist gewachsen zwischen Sonn, Erd und Mondschein. Es ist nicht gewachsen zwischen Sonn, Erd und Mondschein. Es ist gewachsen an den Reben, Gott gab dazu Regen, Ich brings zur Gesundheit für Braut und Bräutigam, Wer mir dies Glas verdacht, den hau ich, daß ihm die

¹⁰⁾ P 48.

¹¹⁾ HDS IV, 58.

Schwarte kracht. Ich brings zur Gesundheit für Braut und Bräutigam, Für Vater und Modder. Für Schwester und Bruder! Gesundheit für alle eingeladenen Hochzeitsgäst! Vivat! Gesundheit für die Köchin beim Herd. Sie ist auch noch was wert. Gesundheit für die Musikanden. Ich hoff ihr seid vorhanden! Vivat!“

Das Brautpaar saß am oberen Ende des Haupttisches, die zwei Beistände zu beiden Seiten des Brautpaares, um die Braut zu hüten. Es war nämlich üblich, der Braut die Schuhe zu „stehlen“. Ein geschickter kleiner Knabe, schlich unter dem Tisch unbemerkt bis zur Braut, zog ihr die Schuhe aus und ging damit davon. Nun mußten die Beistände die Schuhe durch öffentliche Versteigerung erstehen und der Braut zurückgeben. Das Geld, das dabei eingeflossen ist, bekam die Braut, so daß sie sich die Schuhe eigentlich gerne stehlen ließ. Es ist vorgekommen, daß bemittelte Gäste die Schuhe bei der Lizitation weit über ihren Wert hinauftrieben, so daß die Beistände nicht mehr mitlizitierten, sondern der Braut lieber ein neues Paar Schuhe kauften. Beim Auftragen des Hochzeitsmahles hatte man eine alte Schüssel mit Knochen gefüllt und neben dem Brautpaar, wie zufällig, fallen lassen, denn Scherben bedeuten Glück. Auf einmal erschien die Köchin — zumeist ein gutmütiges Mütterlein — und klagte laut über ihre im kalten Wasser verbrannte Hand, um ein Trinkgeld („Brandsteuer“) zu erhalten. Das wurde ihr unter vielen Scherzen in den Suppenlöffel geworfen ¹²⁾.

Den T a n z eröffnete das Brautpaar mit drei „Gesetzl“ eines Ländlers. Es wurde meist bei Harmonikaspield getanzt. Nachdem der Tanz eröffnet worden war, tanzten die Hochzeitsgäste mit der Braut den Brauttanz. In der Mitte des Zimmers wurde auf einen Stuhl ein mit einem Taschentuch bedeckter Teller gestellt. Jeder, der mit der Braut getanzt hatte, tat ein paar Geldstücke hinein. Dann folgte der allgemeine Tanz. Im Laufe des Abends schlichen sich zuweilen Masken in das Hochzeitshaus und trieben ihre Scherze. Manche von diesen hatten es darauf abgesehen, das Herz der Braut ein bißchen schwer zu machen und auch den Bräutigam in Verlegenheit zu bringen. So kam eine Mädchenmaske mit einer Puppe im Arm und klagte den Hochzeitsgästen, daß sie dem Bräutigam auf den Leim gegangen sei, der sie jetzt schnöde im Stiche läßt. Die anderen Masken, die sich als ihre Angehörigen ausgaben, wollten daher die Heirat rückgängig machen. Lustig tanzend und fröhlich lärmend, ging es so bis Mitternacht zu, worauf die Braut feierlich abgekränzt wurde. Sie setzte sich in die Mitte des Zimmers auf einen Stuhl, Brautmädchen nahmen ihr den Kranz vom Kopfe

¹²⁾ HDS IV, 60.

(„Braut abbinden“) und junge Frauen setzten ihr das Kopftuch auf. Die Männer trachten die Brautabbindung zu verhindern, doch die Frauen widerstanden heldenmütig und siegen. Währenddessen gingen die anderen Brautmädchen und junge Frauen im Kreise um sie herum und sangen folgendes Brautlied:

Brautlied

1. Jetzt binden wir dein Kränzlein ab
Du darfst's nicht tragen bis ins Grab.
O jerum, o jerum.
2. Schwör du es, schwör du es deinen Eltern ab,
Dein'n Mann zu lieben bis ins Grab.
O jernm, o jerum.
3. Nun ihr Jungfern insgemein,
Mit euch darf ich nicht mehr sein,
O jerum, o jerum.
4. Und ihr Junggesellen insgemein,
Mit euch darf ich nimmih' lustig sein.
O jerum, o jerum.
5. Und all ihr Weiber insgemein,
Mit euch muß ich traurig sein.
O jerum, o jerum.
6. Jetzt setzen wir dir dein Häublein uf,
Musikanten spielt ein Dänzlein druf.
O jerum, o jerum.
7. Spielt uf, spielt uf ein Saitenspiel,
Daß ich mit mein' Mann lustig bin.
O jerum, o jerum.

Dieses herkömmliche Lied wurde stropfenweise mit dem Tanz abwechselnd gesungen. Während dieser Handlung pflegte die Braut Tränen zu vergießen, wie man überhaupt von ihr erwartete, daß sie auf der Hochzeit weine, damit ihr Eheleben freudig sei. Ein Mann schüttete unter dem Stuhl der Braut scherzhaft ein Glas Wasser, als hätte die Braut soviel Tränen um ihren verlorengegangenen Brautkranz geweint¹³⁾! Das Brautlied hat allgemein eine feierliche, wehmütige Stimmung ausgelöst. Den Eltern kommt es erst jetzt recht zum Bewußtsein, daß sie aus ihrem engeren Kreise ihr Kind verlieren, dem jungen Paar hingegen, daß es ein neues Leben beginnt, das ihm neue Pflichten auferlegt. Dieser wehmütigen Stimmung machte manchesmal ein übermütiger Gast mit einem derben Scherz ein Ende. Jetzt wurde gegebenen Falles auch noch der Bräutigam „rasiert“, damit seine Bartstoppeln die Braut nicht kratzen, wenn er sie küßt und so ging mit Lärmen die Lustigkeit von vorne an. Das Rasieren des Bräutigams versuchen nun die Frauenzimmer zu vereiteln, doch die Männer widerstehen

¹³⁾ P P 49, HDS IV, 61.

energisch und lassen sie nicht in ihrer Mitte. Der Bräutigam wurde in die Mitte des Zimmers auf einen Stuhl gesetzt, mit einem recht großen Stück Hausseife und einem Besen, um den ein Lappen gewickelt war, eingeseift und dann mit einem hölzernen Messer rasiert. Nachher wurde bis in den Tag hinein getanzt, wobei zur Abwechslung auch der *Bauchtanz*, *Ganauser Tanz*, und der *Polstertanz* an die Reihe kamen. Am folgenden Morgen zogen die lustigen Teilnehmer mit einem Polster, den ein Junge und ein Mädchen trugen, durch die Gassen, warfen den Polster den Entgegenkommenden zu Füßen und küßten sie, während sie auf dem Polster knieten ¹⁴⁾.

Tod. Lag jemand am Sterben („im Ziehe“) so wurde das Ziehlöcklein, und war jemand gestorben, so wurde mit dem Sterbelöcklein auch nachts geläutet und nicht, wie später, frühestens in der Früh, vor dem Gebetläuten. Beim Eintritt des Todes wurden die Uhren zum Stehen gebracht und die Spiegel verhängt. (Sieht man nämlich den Toten im Spiegel, dann wird auch eine zweite Person bald sterben.) Die Toten wurden, gewaschen, und reinlich gekleidet, aufgebahrt. An der Bahre brannten Kerzen. Vor der Bahre stand eine Schale mit Weihwasser und einem Rosmarin-zweig darinnen. Die Besucher besprengten die Leiche mit Weihwasser und verrichteten ein Gebet für das Seelenheil des Verstorbenen. Während des Gebetläutens und zu Mitternacht wurde an der Bahre gemeinschaftlich das Rosenkranzgebet verrichtet. Die Angehörigen, Verwandten und Bekannten, hielten in der Nacht Totenwache. War die dahingeschiedene Person verheiratet, so wurde sie abwechselnd durch vier und vier Männer, war sie ledig durch vier und vier Burschen, unter großer Beteiligung der Ortsbewohner zu Grabe getragen. In letzterem Falle wurden Burschen und Mädchen eingeladen („ingesagt“), die dann im Leichenzug paarweise vor den Totenträgern gingen. Die Mädchen hefteten ihren Burschen einen kleinen Strauß mit einem Bändchen an die Brust. Nach dem Begräbnis wurden die Verwandten und guten Bekannten, vor allem aber auch die Totenträger zum „Todeimbs“ (Totenimbiß, Totenschmaus) eingeladen. Da wurde manchesmal, wie bei einer Hochzeit, gegessen und getrunken und es ging oft lustig zu. In der guten Stimmung haben die Mädchen den Burschen gern das Eßbesteck in die Tasche gestopft ¹⁵⁾.

Das liebste Fest für Jung und Alt war die **Kirchweihe**. Sie wurde zu Ehren des Gedächtnisses der Einweihung der Kirche, drei Tage hindurch, Sonntag, Montag und Dienstag gefeiert. Man

¹⁴⁾ P 49, HDS IV, 246.

¹⁵⁾ P 50—51.

bemühte sich anfangs den religiösen Sinn des Kirchweihfestes bei allen weltlichen Lustbarkeiten zu betonen. Zufolge einer Verordnung Josefs II. von 1786 wurde die „Kirchweihe“ aus wirtschaftlichen Gründen in den Herbst verlegt und dadurch erhielt sie den Charakter als Erntedankfest. So kommen in einigen Gemeinden zwei Kirchweihen vor, z. B. in Neu-Sankt-Peter: Fest des hl. Josef (19. März) das kirchliche Patroziniumfest (Kirchenfest, Kirchenpatron-Fest, Pfarr-Kirchweihe) und „nach Martini“ (11. Nov.) die Herbst-Kirchweihe oder „Fress-Kirchweihe“. Man sagte: „Viel Gäst; viel Ehr!“ Die Hauptmomente der herkömmlichen Feier außer der allgemeinen Lustbarkeit und dem Jahrmarktähnlichen Getriebe, sind: der Kirchweihbaum und Kirchweihstrauß, der Tanz um den Baum und das daneben aufgestellte Wein-Faß, und die Versteigerung des Straußes. Der Kirchweihstrauß bestand ursprünglich aus Naturblumen, erst später ersetzte man diese mit Kunstblumen. Schon im Gedächtnis des kleinen Kindes lebte die Erinnerung der Kirchweihe als des größten Festes. Vor etwa hundert Jahren wurde folgende Begebenheit aufnotiert: Ein kleiner Knabe fragte seine Mutter: „Moder! Wann isch dann wieder der große Feiertag“ Mutter: „Weli?“ Knabe: „Aj, wie haeschr no —?“ Mutter: „Oschtra?“ — Knabe: „Nee, der groschte im Jahr“. Mutter: „Pfingshta?“. — Knabe: „Nee, — wischtr, seli, wu der Vater in ein Tag dreimal gekotzt hat.“ — Mutter: „Aaa — Kerweih!“ Knabe: „Jo, jo, wann isch dann wieder Kerweih ¹⁶⁾?!“

Schon Wochen vor der Kirchweihe, suchten sich die Burschen („große Buben“) ein „Kirchweihmensch“, das ihnen den Hut mit schönen Sträußen und Bändern „putzen“ würde; sie gliederten sich, und zwar reich und arm gemeinsam zur Kirchenweihgesellschaft und wählten einen ersten und zweiten Geldherrn. Die Kirchweih begann eigentlich schon Samstag nachmittags, wenn die Kirchweihburschen unter Musikbegleitung mit Weinflaschen in der Hand zum Pfarrer, Richter, („Dorfschütz“) und Notar ziehen um Erlaubnis zur Abhaltung der Kirchweihe zu bitten. Diese geben ihnen scherzhalber teilsame Lehren, daß sie sich still und nüchtern verhalten mögen. Nachdem ihnen die Erlaubnis nach einer kurzen Anrede seitens des Pfarrers zugesagt wurde, überbrachte jeder Bursche seiner Tänzerin seinen Hut, die ihn mit Strauß und Bändern schmückte. In manchen Dörfern wurde das Fest durch das Herausholen der im Vorjahre unter der Wirtshaustüre vergrabenen Weinflasche und Aufhängen derselben auf das Wirtshauschild eingeleitet, wobei der erste „Geldherr“ einen Eröffnungsspruch sagte und einen Eichenkranz an die Türe hängte. Mit-

¹⁶⁾ HDS IV, 122.

unter wurde am Vorabend auch der Maienbaum aufgestellt und der zur Verlosung gelangende Hut mit einem schwarzen Kopftuch darauf angebracht. Am Sonntag vor und nach dem Hochamt verkauften die Burschen zur Bestreitung der Auslagen in Quitten oder Zitronen gesteckte, mit roten und blauen Bändern verzierte Rosmarinensträuße.

Am Sonntag vormittag ging Jung und Alt, die Kirchweihburschen mit Musikbegleitung, zur hl. Messe. Da pflegte der Pfarrer eine der Feier des Tages angemessene Festpredigt zu halten. Am Sonntag Nachmittag, nach der Litanei (Vesper) sammelte sich das ganze Dorf mit den Gästen von weit und breit um den Kirchweihbaum, die Kirchweihsprüche anzuhören und der Versteigerung des Kirchweihstraußes beizuwohnen. Stolz kamen die Burschen mit den Mädchen paarweise unter klingenden Märschen dahergezogen, der erste „Geldherr“ mit dem schönen Kirchweihstrauß voran. Nun wurden dieser und die Kleider bewundert und die Kirchweihsprüche des ersten und zweiten „Geldherrn“ mit viel Aufmerksamkeit angehört. Der Kirchweih-Spruch begann mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ und würdigte die Bedeutung der Kirchweihe als Erbe der Altvordern. Als diese verklungen waren, wurde der Strauß („Kirchweih-Strauß“, „Vorstrauß“) versteigert. Erstand ihn ein Kirchweihbursch, so hatte er auf den Anschlagpreis (Ausrufungspreis) nur den zehnten Teil von dem dazu zu zahlen, was er darauf lizitiert hat. Erstand ihn aber jemand außerhalb der Gesellschaft, so mußte dieser den Anschlagpreis zur Gänze entrichten. Im allgemeinen wurde er von einem Kirchweihburschen erstanden, der ihn seiner Tänzerin verehrte, die nun für das ganze Jahr als Vortänzerin galt. Hierauf folgte der Mittelpunkt der Feier: der Straußtanz. Die Vortänzerin hielt den Strauß in der Hand und tanzte, solange Bewerber, mit jedem, — der für die Unkosten an der Kirchweih einen festgesetzten Betrag erlegt, — einen Ländler um das Faß herum. Zuletzt, wenn sich niemand mehr meldete, tanzten alle Burschen mit ihren eigenen Mädchen bis zu Ende. Nachdem dann noch der am Kirchweihbaume hängende Hut mit dem Tuch, („Kirchweih-Hut und Tuch“), stellenweise überdies noch ein Bock verlost wurde (oder durch Kegelspiel gewonnen: „der Kirchweihbock wird ausgekegelt“), ging der Zug in das Wirtshaus, wo der Tanz fortgesetzt wird. Am Abend speiste die ganze Kirchweihgesellschaft beim Vortanzmädchen (das ist das Mädchen, das den Strauß bekam). Sie wurde dann auch an den folgenden Tagen, nach jeden Mittag- und Abendessen, von der Kirchweihgesellschaft abgeholt und in das Wirtshaus geleitet, wo sie mit ihrem Burschen den Tanz eröffnete. Montag und Dienstag war nämlich ebenfalls

Tanz. Dienstag um Mitternacht wurde als Abschluß die gefüllte Flasche des Vortänzers unter den Klängen eines Trauermarsches unter der Wirtshaustüre begraben. Am darauffolgenden Sonntag („Kleen-Kerweih“) tanzten die Burschen noch einmal im Kirchweihanzug und brachten den Baum in das Haus des ersten Geldherrn. In Putz und Parade, aber auch im Essen und Trinken steht die Kirchweih an erster Stelle: die gebratene Gans und der Kranz- oder Zopfkuhen sind traditionell; eine Flasche Wein fehlte auch im ärmsten Hause nicht¹⁷⁾. In der ersten Zeit der Ansiedlung lebte noch klar der Begriff der Kirchweihe. Man erinnerte sich noch an die Predigt des Ortspfarrers, als die Kirche in der Mitte des Dorfes erbaut und eingeweiht wurde: „Freut euch, jetzt steht ihr nicht mehr allein in der Fremde. Jetzt hat Gott sein Haus in euer Mitte und jetzt wird die Fremde zur Heimat“. Später, schon zur Zeit des Kaisers Josef II., verblaßte dieser Begriff, und 1858 verbot die Statthalterei von Temesvar die geräuschvollen Lustbarkeiten der Kirchweihe¹⁸⁾. Angeblich sahen dies auch die Seelsorger ungern und man trachtete sogar den Namen „Kirchweihe“ in „Herbstfest“ umzuändern. Damals schenkte man den religiösen Volksbräuchen noch keine entsprechende Aufmerksamkeit, auch wurde „Volkskunde“ noch nicht betrieben. Dank des Aufschwungs dieser Wissenschaft, nicht zuletzt durch die Bemühungen von Georg Schreiber (Münster) wurde auch der tiefere Sinn und die wertvolle Kraft der Banater Kirchweihbräuche entdeckt und diese Gebräuche nach dem ersten Weltkriege wieder ins Leben gerufen.

In der Metropole des Banats, im Temesvar wurden die Faschingsunterhaltungen großzügig veranstaltet. Nach dem Feste Dreikönige wurde auf den Gassen mit Trommelschlag und Trompeten verkündet, daß mit Erlaubnis Seiner Majestät die Provinzbälle beginnen würden. Die Verordnung ließ die Wiener Hofkammer an die Wiener Ball-Kommissarien herausgeben. Diese Bälle durften nur in der Metropole des Banats, und nicht am Lande abgehalten werden. Das exklusive Recht zur Veranstaltung der Bälle wurde öffentlich in Temesvar verlizitiert und dieses Recht erwarb sich Demetrius Draghi, der Sprosse einer aus Italien eingewanderten Familie. Im Sinne des im Wiener Hofkammerarchiv aufbewahrten Kontraktes erhielt er den großen Sitzungssaal des Rathauses in Temesvar in Pacht, ferner zwei Zimmer und eine Küche. Hier fanden die „Banater Bälle“ statt, und zwar nach Vorschriften der Wiener Ball-Kommissarien. Die Bälle begannen nach Dreikönigsfest und wurden wöchentlich dreimal: Montag,

17) HDS IV, 245.

18) HDS IV, 121.

Dienstag und Mittwoch von abends sieben Uhr bis früh drei Uhr abgehalten. Seit Februar war der Tanz bis früh fünf Uhr gestattet. Am letzten Faschingstag, Dienstag war die Unterhaltung, wie in der Provinz, nur bis Mitternacht gestattet, dann begann das Fasten und die Einäscherung. Diese Bälle waren zumeist mit Nachtmahl verbunden und in diesem Falle war die Eintrittskarte 1 Gulden und 8 Kreuzer. Ohne Nachtmahl 34 Kreuzer. Die Polizei-Kommission überwachte es streng, daß genügend und entsprechendes Getränk serviert wurde, außerdem daß die Eßwaren quantitativ und qualitativ nicht beanstandet werden konnten. — Im Unterhaltungssaal hat jeder gesellschaftlicher Unterschied aufgehört: ein jeder durfte an dem Ball teilnehmen. Laut Meldungen des Ball-Pächters an die Wiener Ball-Kommissarien hat man an den „BanaterBällen“ sich recht gut unterhalten. Die Jugend tanzte die damaligen deutschen Tänze. Die Älteren rauchten ihre Pfeifen, zechten und spielten Karten oder Würfel. So sehr besucht und beliebt waren diese „Faschingsbälle“, daß man diese nach „Auferstehung“ (Ostern) verlängern wollte und um Abhaltung von „Ostern-Bälle“ bei der Hofkammer eingekommen ist. Die Hofkammer erlaubte diese, doch verordnete sie: zugunsten der Banater Volksschulen auf jede Eintrittskarte einen „Aufschlag“ von 10 Kreuzer zu beheben. Nach zehn Bällen hob die Hofkammer 250 Gulden und 10 Kreuzer für den Banater Volksschulfonds ein¹⁹⁾. Selbstverständlich unterhielt sich auch die Schuljugend, besonders zur Faschingszeit. Die Faschingsabende in der Temesvarer Jesuitenschule waren sehr berühmt. Bei dieser Gelegenheit führte die Schuljugend Theaterstücke auf und wetteiferte mit komischen Deklamationen²⁰⁾.

¹⁹⁾ Wiener Hofkammerarchiv: Hung ann. 1773. Takáts, A régi Magyarország jókedve (Die gute Laune des alten Ungarns). Budapest, 1921, 188—195.

²⁰⁾ Juhász, Jesuiten im Banat. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs. Wien, 1958, 153—220.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum in den Jahren 1959/1960

Am 25. Mai 1960 fand die Jahresversammlung des Vereines statt. Der Jahresbericht des Vereines konnte von der Weiterführung der Zeitschrift und von den Vereinsvorträgen berichten. Für die Unterstützung der Vereinsunternehmungen wurde insbesondere dem Bundesministerium für Unterricht, der Stadt Wien, den Landesregierungen von Burgenland, Niederösterreich und Steiermark sowie dem Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs der wärmste Dank ausgesprochen. Die Jahresversammlung wählte folgende Damen und Herren zu korrespondierenden Mitgliedern:

Architekt Dr. Karl Rumpf, Marburg a. d. Lahn,
Prof. Dr. Erich Seemann, Freiburg im Breisgau,
Dir. Georges-Henri Riviere, Paris,
Dir. Marijana Gusic, Agram,
Dir. Dr. Ludwig Kunz, Brünn.

Im Anschluß an die Jahresversammlung hielt Dr. Adolf Mais einen durch Farblichtbilder unterstützten Vortrag über „Religiöses Volksleben in Südpolen“.

Aus dem Jahresbericht des Museums ist vor allem zu erwähnen, daß das Bundesministerium für Unterricht die Arbeiten tatkräftig gefördert hat. Es beliefen sich die Gesamteinnahmen im Jahr 1959 auf S 336.951,36, die meisten Ausgaben mußten wieder für Bau- und Einrichtungsarbeiten geleistet werden, insbesondere für die Regalbauten in den Depotanlagen. An personellen Veränderungen war zu berichten, daß der ganze Photographen-Dienstposten nunmehr mit Frau Elfriede Lies besetzt wurde. Als Ergebnis jahrelanger Bemühungen wurde zu Ende 1959 endlich ein 4. Dienstposten des wissenschaftlichen Dienstes geschaffen und mit Dr. Klaus Beitzl besetzt. Der Zuwachs der Hauptsammlung betrug 237 Nummern, davon 114 Widmungen von verschiedenen Spendern. Von den Ankäufen sind besonders die mit Hilfe des Bundesministeriums für Unterricht erworbenen albanischen Trachten, ferner eine Reihe von Motivbildern, darunter wieder eine wichtige Reihe aus Nordtirol zu erwähnen. Viele Erwerbungen stehen auch wieder mit den „Umfragen“ des Archives im Zusammenhang. Die Universitätsbibliothek Graz hat dem Museum freundlicherweise die Reste der seinerzeit von Prof. Dr. Hugo Schuchhardt erworbenen Baskensammlung zur Verfügung gestellt. Was die Innearbeiten betrifft, so konnten wieder verschiedene Verbesserungen durchgeführt werden. Zunächst konnte die erste Hälfte der Möbelstuben aufstellungsmäßig erneuert werden, dann wurden die gleichen Arbeiten, einschließlich der Heizkörperverkleidungen, auch für die zweite Hälfte durchgeführt. Insbesondere an die Schaubarmachung der eingebauten Montafoner Stube mußte viel Arbeit aufgewendet werden. Von den Räumen im Oberstock wurde der

Raum XI als Saal des Puppentheaters und des Kinderspielzeuges neu eingerichtet, der Raum XIV mit adaptierten Eisenvitrinen ausgestattet, die dann der Ausstellung „Südtiroler Volkskunst“ zugute kamen. Im neuen Ausstellungsraum im Erdgeschoß wurde zunächst anlässlich der „Skandinavischen Woche“ eine Ausstellung „Skandinavische Volkskunst“ gezeigt, wobei sämtliche skandinavischen Objekte des Museums durchgearbeitet und neu katalogisiert wurden. Dann folgte in den gleichen Räumen die Ausstellung „Alte Volkskunst aus Nordmähren und Schlesien“. Am Ende des Jahres 1959 richteten wir dann in den gleichen Räumen die Ausstellung „Volkskunst der Ostkirche“ ein, die im weiteren als Wanderausstellung auch in den Museen von Graz und Klagenfurt gezeigt wurde. Zu den Festwochen 1959 wurde im Obergeschoß in einem neu adaptierten Raum die Ausstellung „Votivbilder aus Österreich“ eingerichtet, die durch die Ausstellung der in den Jahren 1946—1958 neu erworbenen Bilder auch als ein Tätigkeitsbericht des Museums auf diesem Gebiet gelten konnte.

Mit diesen Arbeiten, die nach außen hin gezeigt werden konnten, gingen die unsichtbaren Innenarbeiten Hand in Hand. Die Verzettlung der Hauptsammlung wurde anlässlich aller der erwähnten Ausstellungen energisch gefördert. Auch die Deponierung konnte bei diesen Gelegenheiten, zum Teil schon auf den neuen Stahlregalen, erneuert werden. Zahlreiche Objekte wurden bei diesen Gelegenheiten auch durchphotographiert. Das „Archiv der österreichischen Volkskunde“ veranstaltete hauptsächlich Nachbefragungen, besonders zum „Alten Hirtengerät“. Die Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde wurde durch die Erstellung mehrerer weiterer Kommentarkapitel fortgesetzt, wiederum unter finanzieller Förderung durch die Burgenländische Landesregierung. Zu den Ausstellungen „Votivbilder aus Österreich“, „Volkskunst der Ostkirche“ und „Volkstümliche Holzplastik der Gotik“ konnten mit dankenswerter Unterstützung des Festwochenausschusses der Gemeinde Wien und des Bundesministeriums für Unterricht eigene Kataloge vorgelegt werden.

Die Bibliothek erfuhr 1959 einen Zuwachs um 649 Einzelnummern. Es wurden 222 laufende Zeitschriften geführt. Die Bereicherung an Einzelnummern geht unter anderem auf 174 Widmungen zurück sowie auf 112 Nummern Schriftentausch. Die Schausammlung wurde 1959 von 5754 Besuchern frequentiert, die Bibliothek von 1084 Benützern. An fachlich bedeutenden Besuchern sind besonders zu erwähnen: Prof. Walter Dexel (Braunschweig), Prof. Wolfgang Steinitz (Berlin), Dozent Niilo Valonen (Helsinki), Dr. Friedrich Sieber (Dresden), Konservator Frans Smekens (Antwerpen), Dr. Dov Noy (Jerusalem), Prof. Wayland D. Hand (Los Angeles), Dr. Linda Degh, Dr. Agnes Kovacs, Dr. Thekla Dömötör (Budapest), Prof. Georgios Megas (Athen). Von ausländischen Musealkollegen hat Frau Dir. Marijana Gusic (Agram) längere Zeit hier gearbeitet, und vom gleichen Museum Kustos Ivanka Bokrac. An Führungen für Fachleute sind besonders die Teilnehmer am Kongreß der International Federation of Theater Research zu erwähnen, und die Volkskunde-Studenten der Universität Graz unter Führung von Prof. Kretzenbacher.

Die Photothek wies an Negativen einen Zuwachs von 353, an Leica-Negativen von 184 auf. Der Zuwachs der Positive betrug 1475, der der Diapositive 69. Während die Positive zur Gänze in den Ordnern untergebracht wurden, konnte für die Leica-Negative erst mit der neuen

Unterbringung begonnen werden. Die dauernd steigenden Ansprüche an die Photothek bedingen laufend weitere interne Arbeiten, die praktisch jeweils neu erdacht und erprobt werden müssen.

Alle Beamten des Museums haben auch 1959 verschiedene Reisen durchgeführt, an Fachkongressen teilgenommen und verschiedene Vorträge abgehalten. Mehrere Übertragungen und Radio-Interviews bezogen sich auf die einzelnen Sonderausstellungen und neu eröffneten Räume.

Leopold Schmidt

Volkskunde beim 6. Österreichischen Historikertag

Der 6. Österreichische Historikertag wurde in der Zeit vom 20. bis 23. September 1960 in Salzburg abgehalten. Veranstaltet wurde er wie alle seine Vorgänger vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine, in glänzender Weise durchgeführt von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, deren Vertreter sich in vorbildlicher Weise um die Organisation bemühten. Die Sektion 6, „Historische Volkskunde“ wurde wieder von uns vorbereitet und geleitet. Als Sektionsleiter hielt ich das einleitende Referat „Der Stand der volkskundlichen Museen Österreichs und ihre nächsten Aufgaben“, und das Hauptreferat hielt Frau Dr. Friederike Proding er über „Die neuen volkskundlichen Studiensammlungseinrichtungen des Salzburger Museum Carolino-Augusteum“. Die Sektionssitzung selbst am 21. September war sehr gut besucht, wir hatten die Freude, Prof. Dr. Rudolf Kriss und Landesstellenleiter Dr. Hans Moser als Gäste aus dem benachbarten Bayern begrüßen zu können. Frau Dr. Proding er nahm es auf sich, den Sektionsteilnehmern eingehend die Studiensammlung im Bürgerspital und die Textilaufbewahrungskammer in der Dreifaltigkeitsgasse zu zeigen. Am 22. führte sie uns in einem dankenswerterweise zur Verfügung gestellten Autobus zu dem unter Denkmalschutz gestellten Rauchhaus in Siezenheim, am 23. dann in die Daueraufstellung ihrer Sammlung, das einst von Karl Adrian geschaffene Salzburger Volkskundemuseum im Hellbrunner Monatsschlößl. Eine große Zahl von Sektionsteilnehmern benützte am 24. die Gelegenheit zur „Zillenfahrt“ auf der Salzach von Laufen bis Burghausen. Die bei herrlichem Wetter durchgeführte Exkursion, welche auch zur Besichtigung der Museen von Burghausen und Tittmoning Gelegenheit bot, war ein würdiger Abschluß der überaus gelungenen Tagung.

Leopold Schmidt

Museen und Ausstellungen

„Heilige und ihre Gnadenstätten“

Das Krahuletz-Museum in Eggenburg, N.-Ö. zeigte von März bis Oktober 1960 unter diesem Titel eine kleine Sonderausstellung. Der Leiter des Museums, Dir. Franz Schäffer, hat gemeinsam mit Frau Stefanie Neusser, Eggenburg, eine ansprechende Schau zusammengestellt, die nach drei Gesichtspunkten gegliedert ist. Der erste Teil zeigt volkstümliche Heilige; der zweite die Wallfahrtsorte Niederösterreichs, der dritte führt uns schließlich den Wallfahrtsweg der Eggenburger nach Mariazell.

Dargestellt werden die Heiligen und Wallfahrtsorte einerseits durch eine Reihe von Plastiken aus dem Bestand des Krahuletz-Museums, andererseits durch hervorragende kleine Andachtsbilder ebenfalls aus Museumsbesitz und vor allem aus der qualitätvollen Sammlung Stefanie

Neusser. Der Wallfahrtsweg ist durch eine Karte und Andachtsbilder aus den an diesem Wege liegenden zahlreichen Wallfahrtsorte deutlich gemacht.

Unter den Plastiken sind einzelne Heilige, wie auch Kopien von Gnadenbildern (Maria Dreieichen, Maria Taferl, Mariazell) zu finden. Die ausgewählten Andachtsbildchen zeichnen sich durch künstlerische Qualität aus. Die meisten stammen aus der Barockzeit. Es handelt sich um Heilige, die in der Gegend von Eggenburg und darüber hinaus in Niederösterreich besondere Verehrung genossen oder hier besonders bekannt sind. Es sind Kirchenpatrone, Berufspatrone und Patrone in verschiedenen Anliegen, die sich großer Beliebtheit erfreuten. Besonders aufgefallen sind etwa ein prachtvolles Bild der Hl. Drei Könige, eines des hl. Donatus, des Dismas oder der Zahnwehpatronin Appollonia, neben vielen anderen. Bei den einzelnen Bildern wird der Beschauer durch Beschriftung an die Patronate erinnert.

Unter den n.-ö. Wallfahrtsorten finden sich: Maria Langegg, Kirchberg am Wagram, Karnabrunn, Maria Taisch in Roseldorf und natürlich Sonntagsberg, Hafnerberg, Maria Dreieichen.

Zum Wallfahrtsweg nach Mariazell werden gezeigt: Josefsberg, Joachimsberg, Annaberg, Türnitz, Göttweig, Krems-Und. Es können hier weder alle Wallfahrtsorte, noch alle Heiligen dieser Ausstellung genannt werden. Es sei nur auf diese mit Geschick gemachte Ausstellung hingewiesen, die sowohl den Museumsbesucher anzusprechen und in diesen Zweig der Wallfahrtsforschung einzuführen vermochte, als auch den Kenner begeistert hat.

(Öffnungszeiten des Krahuletz-Museums: Täglich von 9 bis 11 und von 14 bis 16 Uhr.)

Maria Kundegraber

„Vom Baum zum Faß“

Unter diesem Titel zeigte das Niederösterreichische Landesmuseum in Wien in der Zeit vom 6. Mai bis 26. Juni 1960 eine Sonderausstellung über die Entstehung des Weinfasses und seine volkstümliche Ausgestaltung. Die von Dr. Helene Grün gestaltete Ausstellung zeigte zunächst Ausschnitte aus der „Geschichte“ des Fasses, dann den Faßbau und den Anteil des Faßbinders als bodenständigen Handwerker daran. Besonderes Gewicht wurde auf die Darstellung der „Faßzier“ gelegt, schöne geschnitzte Faßböden aus verschiedenen niederösterreichischen Kellern (Gumpoldskirchen, Heiligenkreuz usw.) konnten dabei erstmalig in Wien ausgestellt werden. Das Fortleben der Faßbodenschnitzerei in der Gegenwart, das eine ganz beträchtliche Rolle spielt, kam ebenfalls anschaulich zur Geltung. Eine bebilderte Darstellung der „Lebendigen Volkskunst des Binderhandwerks“ wurde in Aussicht gestellt.

Schdt.

Mühlviertler Heimathaus Freistadt O.-Ö.

Der rührige Kustos Franz Dichtl hat 1960 die 9. Sonderausstellung des Freistädter Museums gestaltet, unter dem Titel „Bäuerliche Arbeitsgeräte; 6000 Jahre Mühlviertler Bauerntum“. Dazu ist ein kleiner Katalog (16 Seiten, herausgegeben vom Verein „Heimatbund Freistadt“) erschienen, der die 200 Objekte in Gruppen namhaft macht. Nach den wenigen Stein- und Bronze geräten werden die Geräte der

Feldbestellung, der Ernte, der Wiesenwirtschaft, der Verarbeitung der Feldfrüchte, der Obstverwertung, der Viehhaltung (Stallbetrieb, Weide, Einspannen, Milchverwertung), des Hausschlachtens, des Holz-Gewinnens und -Verarbeitens, der Hausgarten- und Heckenpflege sowie sonstige Arbeitsgeräte (Strohdecken, Flachsverarbeitung, Leinölgewinnung, Sonstiges, z. B. Schlitten, Schleifstock) aufgeführt. Die kurzen Beschreibungen, denen der landesübliche Name vorgesetzt ist, genügen im allgemeinen, doch fehlt leider jede Ortsangabe. Auch Größenangaben wären nützlich gewesen. Keine Abbildungen. Schdt.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Innsbruck

Der Bundespräsident hat den außerordentlichen Universitätsprofessor Dr. phil. Karl Ilg zum ordentlichen Universitätsprofessor für Volkskunde an der Universität Innsbruck ernannt.

(Wiener Zeitung Nr. 47 vom 25. Februar 1961, S. 1)

Universität Wien

Dissertationen:

Gertrude Klecker, Die Leibesübungen im Brauchtum der Steiermark (Wolfram-Haekel).

Universität Graz

Hohe Auszeichnung

Der Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 10. November 1960, dem Landesrat der Steiermärkischen Landesregierung, o. Univ.-Professor Dr. Hanns Koren das Große goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 295 vom 20. Dezember 1960)

Berufung

Der tit. ao. Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher hat die Berufung auf das wirkliche Extraordinariat für Volkskunde an der Universität Kiel angenommen.

Ernennung eines korrespondierenden Mitgliedes durch ein schweizerisches Institut

Das Schweizerische Archiv für Brot- und Gebäckkunde, Institut für die wissenschaftlich-kulturhistorische Bearbeitung und Förderung der Brot- und Gebäckkunde, hat unter dem Vorsitz von Alt-Bundesrat Dr. h. c. Etter, Bern, den verdienten österreichischen Volkskundeforscher Prof. Dr. habil. Ernst Burgstaller in Linz zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

Diese Ernennung erfolgte in Würdigung seiner grundlegenden Publikationen, die ebenfalls für die allgemeine Gebäckkunde von großer Bedeutung sind. Besonders seine beiden Standardwerke „Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen“ und „Österreichisches Festtagsgebäck“ gehören zu den anerkanntesten Werken der Gebäckkunde auf europäischem Gebiet. Ferner werden die weiteren Verdienste von Professor Dr. E. Burgstaller, u. a. die Gründung der Gebäckssammlung in Wels, gewürdigt.

Josef Blau zum Gedächtnis

In einer wohlgeordneten Kartothek im Museum für Volkskunde in Wien steht ein Blatt, ganz mit Nummern von Veröffentlichungen vollgeschrieben, die Josef Blau seit nunmehr mehr als 60 Jahren eingesendet hat. Und eine Bücherreihe entspricht diesem Karteiblatt, möge sie vielen zur Benützung empfohlen sein, denn aus den einfachen Worten, mit welchen Blau seinen Böhmerwald wissenschaftlich beschrieben hat in allen Belangen der Volkskunde, spricht mehr als Sachkenntnis, mehr als Lebensarbeit für den geliebten Böhmerwald, nämlich ein großes, gütiges Herz, das liebevoll den Menschen hinter allen Geräten, Häusern und Kunstwerken gesucht und gefunden hat.

Josef Blau ist nicht weit von seiner Heimat und Arbeitsstätte in Bayern, bei liebevollen Verwandten, nach der Flucht aus Neuern vor 15 Jahren am 22. Oktober im Alter von 88 Jahren in Straubing gestorben. „Ach, sie haben einen guten Mann begraben“, mag man mit dem Dichter sagen, und das ist das Schönste, was man einem Menschen nachsagen kann. 88 Jahre bringen so vieles mit sich, Freude, Arbeit und Leid, — gerade vom Leid hat Blau nicht viel gesprochen, er trug es standhaft wie ein Mann, daß sein einziger Sohn im ersten Weltkrieg fiel, daß er vielfach gekränkt worden sein mag, ja, als er, 74jährig, bei Nacht und Nebel mit einem Kofferchen aus seinem schönen Häuschen in Neuern mit den vielen Büchern und Sammlungen über die Grenze nach Bayern ging, schrieb er nur nachher: „Mit vielem hält man Haus, mit wenig kommt man aus“. Stramm wie ein alter Baum lebte er sein Schicksal weiter, arbeitete er aber auch weiter, denn er brachte in die neue Heimat, die eigentlich nur eine Erweiterung seiner engeren Heimat für ihn war, alles Wissen und alle innere Kraft mit, und schrieb weiter, was er mit 18 Jahren begonnen hatte.

Freilich, ein Wirken mitten unter den Landsleuten, ein Lehren, Erhalten, Fördern wie im Böhmerwald selbst war ihm „nur“ 55 Jahren hindurch beschieden gewesen. Wer ihn aber dort beobachten hatte können, der nahm ein unvergeßliches Erlebnis mit, denn man ging nicht von ihm, ohne nicht auch Gutes von ihm empfangen zu haben. 1935 erlebte ich durch ihn den Böhmerwald, sah an ihm, wie ein echter Volkskundeforscher, nicht nur aus seiner Studierstube heraus, sondern unter den Menschen, in Feld und Wald, in Enge und Weite arbeitet und wirkt. Mein Erinnern an ihn ist aber besonders tief, denn meine teure, schwer kranke Schwester war mit ihrem Mann, dem Direktor der Landwirtschaftlichen Fachschule, dorthin gekommen, wohnte nicht weit von seinem reizenden Häuschen und er versuchte nicht nur, von seiner gütigen Frau darin unterstützt, sie aufzuheitern (verstand er doch auch das Faustpuppenspiel, ließ sich in lange landwirtschaftliche Gespräche mit ihr ein), sondern rettete ihr später ihr Hab und Gut.

So mag er es aber vielen Menschen getan haben; Blau hatte keine Feinde, immer sachlich, arbeitete er auf seinem Gebiet, verkehrte freundschaftlich auch mit den volkskundefreundlichen Menschen tschechischer Sprache, kannte weit und breit alle Museen, beherrschte die Mundarten und Sprachen, sammelte deutsche wie tschechische und chodische Märchen, führte in vielen Gemeinden die vom Staate vorgeschriebenen Heimatchroniken, große, dicke Bücher, mit seiner schönen Lehrerschrift, drängte sich niemandem auf und belehrte doch alle. Einmal sprach er im Radio, dann wieder hatte er eine Reise vor nach dem wunderschönen Städtchen Klattau, hielt einen Kurs in Kesmark, mit uns fuhr er einmal nach Taus, um dort uns das Museum seines Schwagers zu zeigen und mit uns in

einem nahe gelegenen Orte Keramiken, die einzigartig handgemalt waren, einzukaufen; dabei zeigte er uns aber auch den Schauplatz der Hussitenschlacht bei Taus-Furth.

Ein andermal wanderte er mit seiner Frau und mir im Winter zu einem Bergbauernhof, dessen Besitzer auswandern wollte. Um ihm zu helfen, kaufte er ihm damals einen bemalten Bauernschrank ab, den er für sein Waldtheater brauchen konnte, der Kaufpreis mochte ein Vielfaches von dem betragen, was ein Händler geboten hätte. Dabei erzählte er immer wieder etwas auf die Gegend Bezügliches in seiner behaglichen, humorvollen Weise, so wie eine kleine Stätte „Zum Papierer“ heißt (oder hieß?), weil dort einmal eine Papiermühle gestanden hatte. Ein Lehrer im Orte aber, der sich nicht um die Herkunft der Bezeichnung gekümmert hatte, erklärte seinen Schülern in heiliger Einfalt: da sei ein Haus gestanden, das sei so dünn gewesen wie Papier.... Eine andere Erzählung Blau's war die, daß ihm der französische General Melac, der seinerzeit wenig schonungsvoll durch die Pfalz gezogen war, ihm zu seinem Studium verholten habe. Im Böhmerwald galt nämlich der Name „Melac“ als Schimpfwort und dieses stand in einem Brief, den der Knabe Blau einem reichen Manne zu überbringen hatte. Dem Empfänger aber fiel das Urteil des Knaben auf, der sehr gut wußte, um wen es sich damals gehandelt hatte und er veranlaßte, daß er in die Lehrerbildungsanstalt kam. Und aus seiner Lehrtätigkeit wußte er zu berichten, daß er einmal irgend einem Streber auch ein Buch von Nietzsche lieh, worauf ihn dieser als Gotteslästerer verklagte. Die Sache kam wirklich vor das Gericht, aber Blau, nicht faul, schleppte zur Verhandlung einen dicken Band eines Lexikons mit und las die dort stehende Wertung Nietzsches laut vor, worauf natürlich die Sache beigelegt werden konnte.

Die hübscheste Art zu erzählen aber bewährte Blau in seiner Novelle „Das Chodenmädchen“ und noch mehr in seinem erst 1958 bei Habel erschienenen Roman „Die goldene Säule“. Im Vorwort dazu blühtete Blau, wie er dazu kam, dieses Buch zu schreiben. Als er als blutjunger Lehrer seine erste Anstellung in einem Böhmerwalddorf antrat, kam eine 80jährige Bäuerin zu ihm, da die Leute im Dorf ihr geraten hatten, doch dem neuen Lehrer ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Das geschah also im Jahre 1888, und Blau wußte sogleich, schon durch seinen Großvater für alles Volkskundliche geschult, daß er da einen Blick in Leben und Geschichte seines böhmerwälderischen Volkes tun durfte. Was er aufnotiert hatte, das machte er dann, als er nicht mehr seinen schönen Schreibtisch in der wundervollen Studierstube in Neuern stehen hatte, sondern als Flüchtling lebte, druckfertig — hatte er in dem bewußten Köfferchen, mit dem er über die Grenze gegangen war, diese wunderbaren Notizen mitgenommen?

Blau war niemals in kleinlichen Dingen steckengeblieben, stets hatte er den Blick für das Tiefste der Volkskunde bewahrt. Wieso er auf die Idee kam, in Neuern das Waldtheater zu gründen, weiß ich nicht, aber wozu es diente und wie außerordentlich es in seiner Einfachheit ausgeführt war, dessen bin ich Zeuge. Da stand es am Rande des Waldes und die Felsen, die Fichten bildeten den weiteren Hintergrund, nach vorne war es abgeschlossen durch eine wehrhafte solide Mauer, drinnen aber war Bühne und Zuschauerraum, alles im Freien. Da aber das Wetter dort feucht und kühl ist, waren die Zuschauersitze so „konstruiert“, daß sie aus soliden Brettern bestanden, die auf Steinpfosten aufstanden und, herrliche Idee — waren sie naß geworden, so drehten die Zuschauer selbst eben die Bretter um. Die Bühne hatte zwei Teile:

Eine Terrasse, zu der es einen Zugang auch vom Felsen her gab und eine Versenkung und in der linken Ecke ein Blockhaus, vor dem gespielt werden konnte, dessen eine Wand aber auch wegschiebbar war, so daß die Szene in den Innenraum eines Bauernhauses verwandelt werden konnte.

All das setzte den Kontakt zwischen Spielern und Zuschauern voraus, wie er einst im klassischen Theater der Griechen bestanden hatte, wie er aber, noch weiter zurück, bei den gemeinsamen Festen in vorgeschichtlicher Bauernzeit gewesen sein mochte. Und tatsächlich wurde wieder so etwas wie ein liebes altes Fest erreicht, wenn, wie zum Beispiel die Sänger aus Hammern bei Eisenstein alle kamen, das Stück mitbrachten, die Schauspieler und auch die Zuschauer. Sie spielten damals ein selbst gedichtetes Stück, das natürlich niemals auf einer städtischen Bühne Platz gefunden hätte, das aber hier, im Gebiet der ehemaligen königlichen (künischen) Freibauern, gespielt und erdacht nach alten Quellen von den Nachkommen der Freibauern, die sich im Schwedenkrieg selbst gewehrt hatten, echt und kraftvoll ausnahm. Das Stück hieß „Künisch Bluat“, und es wurde, so wie Raimund seine Stücke gedacht (und sehr richtig gedacht) hatte, mit Liedern untermalt, ja, manchmal sangen die Zuschauer dabei mit! In der Zeitschrift für Volkskunde wurde einmal berichtet, wie die Flüchtlinge aus dem Sudetenlande überallhin wieder in die neue Heimat, in jedes Dorf, Musik und musikalische Vereine brachten, wie aus der Sehnsucht nach der alten Heimat neues Leben gebracht wurde.

Aber auch ein Märchenspiel von Blau selbst, das eine alte Volkssage der Gegend betraf, wurde aufgeführt, dann ein Bauernstück Multerers, eines sehr begabten Dramatikers und — „Die Räuber“ von Schiller, letzteres bei Fackelschein, gespielt von einer Schauspieltruppe, die Blau interessiert hatte.

Josef Blau's Gesamtwerk, scheinbar aus einer Enge erwachsen und bescheiden nur langsam sich weitere volkscundliche Bezirke erobernd, wurde so weit und breit, wie es nur das Werk einer wirklich guten Seele sein kann. Versöhnlich, gütig, weitblickend, hätte er unter einem günstigeren Stern auch zwei scheinbar feindliche nationale Gruppen vereinen können, denn kein Fortschritt der Wissenschaft, keine wirtschaftliche Notwendigkeit war ihm fremd. Er schien für alles Zeit und Geduld zu haben, wertete jeden Menschen nach seinem Streben, war in so kleinem Raume nie in einen gewöhnlichen Tratsch verwickelt, denn ihm galten höhere Werte.

Und so ist er jedem, der ihn persönlich kannte, von welcher Seite her er auch kam, eine besondere, wertvolle Erscheinung und vieles, was er persönlich gesät, mag aufgegangen sein. Und auch aus seinen so einfach, so liebevoll geschriebenen Büchern, die Grundlagen unserer europäischen Bauernkultur getreulich aufbewahren, und die in keiner Fachbibliothek fehlen, weht die ganze schlichte Wahrhaftigkeit eines einmaligen Menschen, die an und für sich ein Denkmal im schönsten Sinne des Wortes ist.

Alice Schulte

Josef Maria Ritz †

Die deutsche Volkskunde, insbesondere die Volkskunsthforschung, hat am 25. Juni 1960 einen ihrer bedeutendsten Vertreter in der Gegenwart im 68. Lebensjahr verloren. Ritz, Vorsitzender der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde und 2. Vorsitzender des Verbandes der Vereine für Volkskunde, befand sich erst seit kurzem in Ruhestand,

nachdem er viele Jahre hindurch Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege gewesen war. In allen seinen Stellungen war er immer wieder bemüht, der Volkskunsthochschule ihr so wesentlich von der Münchner Schule geprägtes Gesicht zu erhalten. Die Anregungen durch Hans Karlinger einerseits, durch Adolf Spamer andererseits, in dessen Münchner Jahren, haben den Kunsthistoriker Ritz für den ganzen Bereich der Volkskunde aufgeschlossen sein lassen. Die Bauernhausforschung lag ihm nicht weniger am Herzen als die religiöse Volkskunde, innerhalb derer er das Wachstum der Arbeiten von Rudolf Kriss stets mit besonderer Anteilnahme verfolgte. Die Arbeit an den bayerischen Heimatmuseen brachte ihn zur Möbelforschung der er viele gediegene Veröffentlichungen widmete. Ritz hat auch die österreichischen Museen gut gekannt und die Arbeit in ihnen gewürdigt. Schöne Beweise für seine Anteilnahme in den letzten Jahren waren verschiedene Artikel und Besprechungen im „Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde“ und in der „Schöneren Heimat“, zwei Zeitschriften, die er in all den Jahren maßgebend mitbetreute. Hans Moser hat seine umfangreiche Bibliographie (ohne Buchbesprechungen) zusammengestellt (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1960, S. 176 ff.), welche den Umfang seiner intensiven Beschäftigung mit unserem Fach aufzeigt. Das Ausmaß der Anregungen, die Ritz persönlich in Vorträgen, Führungen und Gesprächen gegeben hat, läßt sich freilich kaum ermessen. Er wird in der Erinnerung gerade als Persönlichkeit fortleben, als ein Mensch des feinsten künstlerischen Verständnisses für das von ihm betreute Gebiet.

Leopold Schmidt

Helmut Th. Bossert †

Aus Istanbul kommt die Nachricht, daß Prof. H. Th. Bossert dort im 72. Lebensjahr gestorben ist. Der 1889 geborene Archäologe, der sich in den letzten Jahrzehnten vor allem der anatolischen Bodenforschung verschrieben hatte, bedeutete infolge seines großen Verständnisses für das volkstümliche Kunsthandwerk und für seine Gabe der serienweisen Zusammenstellung von bezeichnendem Bildmaterial auch für die Volkskunsthochschule sehr viel. 1924 erschien „Das Ornamentwerk. Eine Sammlung angewandter farbiger Ornamente und Dekorationen“ als der erste der großen wertvollen Bildbände, die der Verlag Ernst Wasmuth in Berlin vorlegte. 1926 war es dann die großartige „Volkskunst in Europa. Nahezu 2100 Beispiele unter besonderer Berücksichtigung der Ornamentik auf 132 Tafeln, darunter 100 in mehrfarbiger originalgetreuer Wiedergabe ausgewählt und mit Erläuterungen versehen“. Der lange Untertitel versprach nicht zuviel. Bossert hatte das Material vieler europäischer Museen sehr gründlich und mit einem guten Blick für das Wesentliche angesehen. Auch das Wiener Museum lieferte damals eine stattliche Zahl von guten Bildern aus dem ganzen Bereich der alten Donaumonarchie, und durch Bosserts Tafelwerk sind diese Stücke international bekannt geworden. Bossert gab dann weiterhin seine große „Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker heraus“, an der man auch nicht vorbeigehen darf. Die vergleichende Forschung wird auch seine bedeutenden Bildbände über Kreta, Alt-Anatolien und Syrien immer wieder heranziehen, wenn auch deren Abbildungsmaterial leider nicht die gleiche Qualität aufweist wie seine frühen Wasmuth-Veröffentlichungen. Von seinen bedeutenden Leistungen für die Archäologie Anatoliens kann hier nicht gesprochen werden; es sollte nur darauf hingewiesen werden, daß ein selbständiger Wegbereiter der Volkskunsthochschule von uns gegangenen ist.

Leopold Schmidt

Artur Kutscher †

Montag, den 29. August 1960, ist in München der bekannte Theaterhistoriker Prof. Dr. Artur Kutscher gestorben. Kutscher wurde 1878 in Hannover geboren und kam vor nunmehr einundfünfzig Jahren als Privatdozent an die Universität München, wo er all die Jahrzehnte hindurch Generationen von Germanisten für seine Art der Theaterwissenschaft begeisterte. Er besaß ein sehr lebendiges Verhältnis zum volkstümlichen Theater und zum Volksschauspiel und hat seine Hörer durch Vorlesungen, Übungen und Exkursionen auf diese Gebiete besonders aufmerksam gemacht. Die Erforschung des Volksschauspiels in Bayern, in Tirol und in Salzburg bleibt seinem Wirken zu ehrlichem Dank verpflichtet. Von seinen auf Österreich bezüglichen Veröffentlichungen seien nur zwei Bücher genannt: „Salzburger Barocktheater“ (Wien 1924) und „Ein altes deutsches Josephspiel von den zwölf Söhnen des Patriarchen“, zusammen mit Matthias Insam und Anton Dörner herausgegeben (= Die Schaubühne, Bd. 45) Emsdetten 1954 (vgl. ÖZV, Bd. IX/58, 1955, S. 87 ff.).
Leopold Schmidt

Mirko Kus-Nikolajew †

Am 18. März 1961 ist in Agram (Zagreb) der bedeutende Vertreter der kroatischen Volkskunde Dr. Mirko Kus-Nikolajew im 64. Lebensjahr gestorben. Kus-Nikolajew war in früheren Jahren am Agramer Museum tätig und verfaßte damals auch einen Führer: *Setnje kroz Etnografski Muzej u Zagrebu*, 1927 (87 Seiten, mit 21 Abb. im Text). Kus hat auch später über die verschiedensten Gebiete der kroatischen Volkskunde, insbesondere im Zusammenhang mit religionsgeschichtlichen Problemen gearbeitet, und auch in unserer Zeitschrift veröffentlicht (z. B. ÖZV XII/1958, S. 249 ff., XIII/1959, S. 217 ff.).
Leopold Schmidt

Gedenkfeier für Karl Reiterer

Anläßlich des 100. Geburtstages des verdienten steirischen Sammlers Karl Reiterer (geb. 17. September 1860 in St. Peter im Sulmtal) fand am 2. Oktober 1960 in Donnersbachwald eine Gedenkfeier statt. Reiterer ist mit dem Verein und dem Museum in Wien jahrzehntelang in guter Verbindung gestanden hat und die Sammlungen wie die Zeitschrift mit vielen obersteirischen Beiträgen bereichert. Er hat außerordentlich fleißig publiziert, eine beachtliche Anzahl von Büchern, Broschüren und vor allem von Zeitungsaufsätzen geschrieben, welche die Kenntnis der alten Volkskultur des Ennstales und seiner Seitentäler bedeutend vermehrt haben. Zu der Erstellung der Gedenktafel am Schulhaus von Donnersbachwald hat der Verein dementsprechend beigetragen. Bei der Feier selbst war der Verein durch Dr. Adolf Mais vertreten.
Schdt.

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, **Das österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums** (Österreich-Reihe, 98/100). Wien 1960, Bergland-Verlag. 118 Seiten, 51 Bildbeigaben. S 24,—.

Ein dünnes Bändchen und ein Titel, der scheinbar nur einen Museumsmann interessieren kann, und doch, welche Weite der Aspekte tut sich hier auf! Mit dem „Werden und Wesen eines Wiener Museums“ erleben wir zugleich ein Stück Kulturgeschichte der letzten 100 Jahre. Wohl kaum bei einem anderen Museum ist der Glücksfall eingetreten, daß es durch seine zentrale Bedeutung in einem großartig konzipierten — in praxi vielleicht nicht immer glücklich zusammengehaltenen — Staatenbund, durch die mannigfaltigen Beziehungen seiner leitenden Persönlichkeiten zu politischen Kreisen und wissenschaftlichen Instituten im Inland und Ausland, durch die sorgfältig überlegte Ausgestaltung zu einem Forschungszentrum mit allen archivalischen Unterlagen und Dokumentationen zu einem Stück erlebter und lebender Wissenschaftsgeschichte geworden ist. Daß das so geworden ist, das ist das Verdienst des Museumsgründers im besonderen — nicht umsonst hat Leopold Schmidt sein Buch in dankbarer Anerkennung dem Andenken Michael Haberlandts gewidmet —, aber auch aller auf ihn folgenden Leiter; daß diese Museumsgeschichte hat geschrieben werden können, das ist das Verdienst L. Schmidts. Hätte er nicht in jahrelanger Vorbereitung seine gesamten Karteien geordnet, überholt, auf den Stand der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse gebracht und mit dem sehr praktischen, von ihm erfundenen Verweis-Katalogsystem (dem ein völlig neuartiger Sammlerkatalog angeschlossen ist) gänzlich neu angelegt, so hätte die Museumsgeschichte nie mit dieser erstaunlichen Fülle von farbig heraushebenden und plastisch reliefierten Einzelheiten geschrieben werden können. Das ist keine trockene Gründungs- und Baugeschichte mehr, das ist die Schilderung einer steten Auseinandersetzung mit den neuen Richtungen innerhalb der Volkskunde. Die Auffassungen über die Bedeutung von Museen überhaupt, die Meinungsverschiedenheiten über den Sinn der Volkskunde werden hier am Einzelfall „Österreichisches Museum für Volkskunde“ aufgewiesen. Dafür, daß L. Schmidt diesen Einzelfall zu einem symptomatischen Fall gestaltet und die großen Bezüge nie aus den Augen verliert, möchte ich ihm als Museumsmann meine volle Anerkennung zollen. Es ist eine eigenartige Wiederholung: mein Lehrer Hoffmann-Krayer hatte sich vor ungefähr 60 Jahren in Wien stark anregen lassen (wie L. Schmidt schreibt, S. 72); durch einen jahrelangen persönlichen Kontakt mit L. Schmidt und seinem Museum habe ich ebenfalls manche Anregungen dankbar empfangen dürfen (wobei ich mir durchaus bewußt bin, daß nicht für alle die gleichen Ziele Geltung haben können).

Im ersten Kapitel, in dem am ehesten noch Zusammenhänge mit Leopold Schmidts früherer (1951) „Geschichte der österreichischen Volks-

kunde“ vorhanden sind, werden die „musealen Vorläufer und Anreger“ vorgeführt, die durch ihre Ideen ganz allgemein wirkten. Es kann deshalb ohne weiteres Rousseau als „maßgebend für die ersten Sammlungen in den Alpenländer“ bezeichnet werden. Schweizerisch würde man hierfür vielleicht noch weiter zurückgehen und Renward Cysat (1545—1614) nennen, und neben Rousseau zum mindesten und wohl nachhaltiger Karl von Bonnstettens „Briefe über ein Schweizer Hirtenland“ (1793) erwähnen. Parallel zu den österreichischen Trachten- und Genremalern und der Bildersammlung Erzherzog Johanns gehen in der Schweiz die „Kleinmeister“ (R. Nicolas u. A. Klipstein, Die schöne alte Schweiz. Die Kunst der Schweizer Kleinmeister. Zürich u. Leipzig 1926) und die Zurlauben'sche Bildersammlung. Die Angaben über das „Ethnographische Dorf“ an der Wiener Weltausstellung von 1873 — also ein Jahr nach der Gründung des Nordiska Museum in Stockholm durch Arthur Hazelius — möge man zur Ergänzung meines Aufsatzes über den „derzeitigen Stand der Freilichtmuseen in Europa und in USA“ (im Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde 1959) heranziehen; sie liegen also wesentlich vor dem Ethnographischen Dorf der Millenniums-Ausstellung 1896 in Budapest.

Das folgende Kapitel, in dem „Gründung und Gründer“ dargestellt werden, bringt die Beziehungen zu Budapest und Prag; es weist auf die für die damalige Situation in Österreich so bezeichnende Gleichsetzung von Volkskunde und Völkerkunde. Ansätze zur Gründung eines Museums der deutschen Volkskunde in Österreich wären vorhanden gewesen, aber die Pläne des Gründers Michael Haberlandt gingen in andere Richtung. Die Museumsgründung ging Hand in Hand mit der Gründung des Vereins für österreichische Volkskunde und der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, also mit Bestrebungen, wie sie auch in anderen Ländern Gültigkeit hatten. (Für die Schweiz erwiesen sie sich dann in der Folge als recht unglücklich für das Museum, weil heute das Schweizerische Museum für Volkskunde eines der wenigen großen Museen ist, dem überhaupt kein wissenschaftliches Enquête- und Belegmaterial, nicht einmal eine eigene, nennenswerte Bibliothek zur Verfügung steht; diese Verhältnisse sind nur aus der Situation bei der Gründungszeit heraus zu verstehen. Wie viel beneidenswerter steht doch das Wiener Museum in dieser Hinsicht da!).

Die folgenden Kapitel — es sind deren 10 — bringen die Namen und die Geschichte der großen Sammlerpersönlichkeiten, wobei das Schicksal oft die eigenartigsten Wege geht; man lese etwa, wie die herrliche Sammlung von Johann R. Bünker ungefähr 60 Jahre lang in Depots herumlag und erst 1954 in das Museum für Volkskunde übergeführt werden konnte, oder wie gar die verschollene Baskensammlung Hugo Schuchhardts 1959 in den Kellern der Grazer Universitätsbibliothek aufgefunden wurde. Es lag in den Absichten Michael Haberlandts, vergleichende Volkskunde zu betreiben, nicht nur mit dem Material der Balkanländer, sondern durch den Einbezug der europäischen „Rückzugsgebiete“, also der Basken, aber auch der Bretagne (Trebitsch) und Hochsavoyens (Eugenie Goldstern). Mein Kollege Leopold Schmidt wird es begreifen, wenn ich mit etwelcher Wehmut — gemischt mit Neid und wohl auch etwas Zorn über den früheren Unverstand — an die einzig schöne Sammlung aus dem bündnerischen Münstertal denke, welche durch Eugenie Goldstern für Wien gesammelt wurde. Außerordentlich interessant sind die Schilderungen früherer Ausstellungsprinzipien und der Versuche einer Darstellung der Volkskunst. Es ist klar, daß wir heute, neben der durchaus positiven Würdigung, auch die Mängel einer solchen

Aufstellung besser erkennen, und es gereicht Leopold Schmidt zur Ehre, daß er objektiv und zurückhaltend seine — und sicherlich auch unsere — Einstellung zu diesen Fragen gibt, die damals völlig Fragen einer Person waren und deshalb nicht leicht zu behandeln sind. Ebenso interessant ist die beinahe tragische Geschichte des Gartenpalais Schönborn. Seine eigene Auffassung über die künftigen Museumsaufgaben, und damit ebensosehr über die Stellung der österreichischen Volkskunde in der europäischen Wissenschaft, gibt Leopold Schmidt im Schlußkapitel.

Wenn noch erwähnt wird, daß gute Literaturhinweise zu jedem Abschnitt verzeichnet sind, daß Personen- und Ortsregister das Nachschlagen sehr erleichtern und daß die stattliche Zahl von 51 ausgezeichneten Bildern dem Bändchen beigegeben sind, so ist damit nur ein Punkt mehr aufgezählt, der erkennen läßt, welch glücklicher Wurf Schmidt mit dieser Museumsgeschichte gelungen ist.

Robert Wildhaber, Basel

Alexander Grünberg, **Pestsäulen in Österreich** (= Österreich-Reihe Bd. 122/124) 16 Seiten, 43 Bildbeigaben. Wien 1960, Bergland-Verlag. S 24.—.

Die letzten Jahre haben wieder ein deutliches Erstarren der Anteilnahme an der barocken Volksfrömmigkeit in Österreich und ihren Bildzeugnissen gebracht. Bezeichnend dafür sind die schmalen Bücher von Gerolf Coudenhove, *Die Wiener Pestsäule. Versuch einer Deutung* (Wien—München 1858), und Anna Coreth, *Pietas Austriaca. Ursprung und Entwicklung barocker Frömmigkeit in Österreich* (Wien 1959). Das vorliegende Bändchen versucht ein wichtiges Teilgebiet dieser barocken Frömmigkeitsbewegung darzustellen, nämlich das der „Pestsäulen“ insgesamt, nachdem Gerolf Coudenhove eben nur das berühmteste derartige Denkmal herausgegriffen hatte, die Wiener Pestsäule am Graben. Grünberg bescheidet sich mit einer kurzen Einführung, die den Einfluß der Theaterarchitekten der Barockzeit stark betont, und gibt dann eine Aufzählung der Denkmäler nach den Typen, von der Wolkensäule bis zur glatten Säule. Dann folgen die 43 sauberen Bildchen, die freilich nur ihre Gegenstände dokumentieren, nicht etwa künstlerisch verlebendigen. An Photographien wie in dem schönen Bildband von Josef Dünninger und Karl Treutwein, *„Bildstöcke in Franken“* (Konstanz 1960) darf man dabei nicht denken. Aber ein beträchtlicher Teil des charakteristischen Bestandes ist doch auch auf diese Weise nun einmal erschlossen. Eine knappe „Zusammenstellung der Denkmäler“, nach Ländern geordnet, beschließt das Bändchen.

Leopold Schmidt

Gustav Holzmann, **Groß-Enzersdorf und sein Lebensraum**. Festschrift zur 800-Jahr-Feier. 143 Seiten, 32 Abb. Selbstverlag der Stadtgemeinde Groß-Enzersdorf, 1960.

In Niederösterreich erscheinen derzeit sehr viele Heimatkunden. Leider ist nur ein sehr geringer Teil davon von selbständigem Wert, vielfach handelt es sich um mehr oder minder geschäftlich aufgezoogene Unternehmungen, welche von den älteren Orts- und Heimatkunden zehren. Für Groß-Enzersdorf, das „Stadtl“ vor den Toren Wiens im Marchfeld, hat der Wirtschaftsgeograph Holzmann, der erst vor kurzem seine Dissertation über die Verstädterung des Marchfeldes vorgelegt hat (siehe ÖZV, XIII/62, 1959, S. 233 f.) eine neue Form gefunden, und eine redliche Gegenwartsuntersuchung seiner Gemeinde geschaffen. Er bemüht sich,

einen allseits begründeten Überblick über die heutigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dieses durch die Nähe der Großstadt recht farblos gewordenen Städtchens zu geben. Nach einem kurzen Blick in die Vergangenheit der alten freisingischen Stadt beschäftigt er sich vor allem mit den Raumproblemen, mit dem Aufbau der Bevölkerung, wo das versinkende alte Bauerntum wirkungsvoll den „pendelnden“ Arbeitern gegenübergestellt wird: „Die Großstadt als Magnet“. Die landwirtschaftliche Umwälzung, die Verhältnisse von Handel und Gewerbe spiegeln sich am stärksten im „Spielraum der Gesellschaft“. Da gibt Holzmann Vorzügliches aus eigener Anschauung, wogegen er sonst oft die soziologische und gegenwartskundliche Literatur vielleicht mehr bemüht als der Gegenstand verlangen würde. Aber seine Bemerkungen hier über „unsichtbare Klassenschranken“ oder den „Vorstoß der Arbeiter“ zeugen von wirklicher Einsicht. Schade, daß ihm, wie schon bei seinem früheren Buch zu bemerken war, die volkkundliche Einsicht fehlt. Die Reste von Brauch und Glauben sind in wenigen Zeilen als „Lokale Besonderheiten“ zusammengefaßt. Daß das „Märchen von der Eisenbahn“ (S. 86), also die Geschichte vom Bahnhof, der angeblich durch die Schuld ehemaliger Stadtväter zu weit von der Siedlung entfernt liegt, keine aufklärungsbedürftige Lokalanekdote, sondern ein Wanderschwank ist, muß dem fachlich Ungeschulten entgehen. Solche von unserem Standpunkt aus veraltete Einzelheiten trüben aber doch nicht das Gesamtbild einer mutigen und wichtigen Untersuchung, die für die heutige Heimatforschung in der Bannmeile Wiens geradezu vorbildlich erscheint. Leopold Schmidt

Atlas von Oberösterreich. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Erste Lieferung. Erläuterungsband zur Ersten Lieferung, Kartenblätter 1—20. Linz 1958, Institut für Landeskunde von Oberösterreich.

Der „Atlas von Niederösterreich“ ist 1959 fertig erschienen. Ein wuchtiges Kartenwerk, das alle Erläuterungen in sparsamster Form auf den Kartenblättern selbst aufgedruckt zeigt. Sein Gegenstück, dieser „Atlas von Oberösterreich“ erscheint erst in seiner ersten Lieferung, und bietet dafür dazu gleich einen schönen „Erläuterungsband“, 172 Seiten stark, mit 99 Abbildungen, (Lichtbilder, Karten und Zeichnungen). Das ist also eine bemerkenswerte Bereicherung.

Diese erste Lieferung enthält sogleich auch Karten, die volkkundlich wichtig sind. Rein fachlich sind die Blätter „Allerseelengebäcke“, „Umrittsbrauchtum“, „Burschenschaften“, dann „Nikolausbrauchtum I“ und „Nikolausbrauchtum II“, alle von Ernst Burgstaller. Wichtig sind aber auch die Blätter „Pendelwanderung I und II“ von Otto Lackinger, und „Schiffahrt“ von Ernst Neweklowsky.

Die Karten Burgstallers stehen, wie selbstverständlich, in enger Beziehung zu seinen Arbeiten am Österreichischen Volkskundeatlas, was sich besonders bei Gesamtübersichten über ganz Österreich erweist. Freilich scheinen auch hier, ähnlich wie bei den ebenfalls herangezogenen Materialien des Atlas der deutschen Volkskunde, manche Lücken vorhanden zu sein. Wenn etwa die Karte S. 145 ganz Süd-Niederösterreich und die gesamte Steiermark als völlig leer an „bäuerlichen Burschenschaften“ ausweist, so ist dies doch ganz unrichtig. Umgekehrt dürfte dann die Belegdichte mancher in Oberösterreich festgestellter Erscheinungen doch auch der Wirklichkeit nicht ganz entsprechen. Aber alle diese Fragen werden wohl bei den nächsten Lieferungen noch eingehender zu prüfen sein.

Leopold Schmidt

Steirische Trachten. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Volksartpflege im Steirischen Volksbildungswerk zum Steirischen Gedenkjahr 1959. Steirisches Volksbildungswerk, Graz, (Joanneumring 11), 1960. 16 Seiten, 20 Farbtafeln, Schnittmusterbogen. — S 45,—.

Die Trachtenmappe ist ein Festhalten dessen, was im Steirischen Gedenkjahr 1959 — zum 100. Todestag des Erzherzogs Johann gefeiert — an Bemühungen für die Trachtenerhaltung in der Steiermark getan wurde. Das betont auch Hanns Koren in seinem Geleitwort.

Die Herausgeber, zu denen außer den verschiedentlich genannten Mitarbeitern, wie Sylvia Dollinger, Gundl HOLAUBEK-LAWATSCH, Brunhild Sittig, Lois Pregaribauer, Karl Stöffelmayer und Sepp Walter, der Malerin Magda Vogl-Suppan und der Schnitzzeichnerin Irene Garbislander, noch eine Reihe ungenannter Mitarbeiter gehören, haben sich redlich bemüht, das gewohnte Bild der steirischen Tracht zu erhalten und dazu nach alten Mustern auch für jene Gegenden der Steiermark eine bodenständige Tracht anzuregen, in denen seit längerer Zeit keine Tracht mehr getragen wurde.

Viktor von Geramb hat von 1932 bis 1939 sein großartiges „Steirisches Trachtenbuch“ der Öffentlichkeit vorgelegt, das in der Volkskundeforschung bisher ohne Nachfolger geblieben ist. Diesem Werk will die nun vorliegende Publikation nicht nachfeiern. Die Mappe will keine neuen Forschungsergebnisse vermitteln, sondern praktischen Zwecken dienen. Seit 1936 wurden schon kleinere Mappen und Heftchen mit „zeitgemäßen Steirertrachten“ veröffentlicht, die als Nähvorlagen gedacht waren. Es sei da an die Bildmappe von Paula Maria Mally „Steirische Frauentracht“ (Graz, 1943) erinnert, oder an das Heft von Melitta Maieritsch, das 1946 in 2. Auflage, auf schlechtestem Papier gedruckt, vom Steirischen Heimatwerk herausgegeben wurde. Es sind heute nicht nur alle älteren Publikationen vergriffen, sondern man stellt nach dem Erscheinen der schönen oberösterreichischen Volkstrachten-Mappen von Franz Lipp oder den schon im Krieg begonnenen Kärntner Trachtenmappen von Hedwig Bertold, Gertrud Pesendorfer und Georg Graber, an derartige Publikationen auch höhere Ansprüche. Diesen Mappen eiferten die Herausgeber nach und wir können sagen, daß sie es nicht ohne Erfolg getan haben, wenn man auch im Einzelnen einige Ergänzungen wünschen könnte und einige kritische Bemerkungen machen möchte. Diese sollen dem Werk keinen Abbruch tun. Vielmehr hoffen wir, mit dem Folgenden Anregungen zu geben, für eine weitere Auflage, die wohl in einiger Zeit nachfolgen könnte.

Auf den 16 Seiten Text werden in zusammenfassenden Abschnitten allgemeine Hinweise gegeben, etwa über den Stoff, über die einzelnen Bekleidungsstücke, über den Schmuck und die Haartracht. Diese Abschnitte, von Karl Stöffelmayer geschrieben, sind sehr nützlich und für den Interessenten auch notwendig, doch bleiben dem Kritiker Einwände. Einer richtet sich gegen das allzu betonte Hervorheben der senkrechten Linie in der steirischen Tracht. Niemand, der die steirischen Trachten einigermaßen kennt, wird leugnen, daß es keine Querstreifen gibt, doch dürfte der Verfasser übersehen haben, daß der starke Eindruck der senkrechten Linie durch die hochangesetzten Röcke der Empire- und frühen Biedermeierzeit in die steirische Tracht gekommen ist, zumal gerade aus dieser Zeit die schönsten und zahlreichsten Trachtenbilder stammen. Etwas über das Ziel geschossen ist wohl auch eine Formulierung, die von der „Gesinnung, in welcher die Tracht getragen wird“, spricht. Ist Trachtentragen eine Weltanschauung? Und durchaus fehlt am Platz ist eine Formulierung,

deren Stil sicher nicht aus der Schule Geramb stammt: „Der Gegensatz von weißem Hemd und farbigem Leibchen gibt der Tracht Schliff und Spannung“. Ich bin überzeugt, daß die steirische Volksbildung nicht vor dem guten Sprachausdruck halt macht. In einer Neuauflage sollte dann auch nicht von den „die Figur zerreißen den Passepoiles“, der „beruhigten Bescheidenheit“ oder der „großen, sanften, ruhigen Einheitlichkeit“ der Trachten die Rede sein. Auch wäre in Österreich besser von Froschgöschlerln, als von „Göschchen“ zu sprechen. — Da der steirische Silberschmuck so preiswert und formschön ist, möchte ich auch nicht Kupfer und Messing als Material für Trachtenschmuck gelten lassen. Dann doch besser keinen Schmuck!

Die „Beschreibung der Frauen- und Mädchentrachten“ mit den dazugehörigen Nähanleitungen von Gundl Holaubek-Lawatsch und Sylvia Dollinger, welche auch die ausführlichere „Nähanweisung“ geschrieben hat, sind dankenswerterweise auch mit einigen historischen Angaben versehen, etwa über die Herkunft der Vorlagen für die einzelnen Schnitte oder über die Zeit, aus der Vorlagen stammen. Wir finden unter den steirischen Frauentrachten auch einige neue Schnitte, die Geramb anscheinend noch nicht kannte. Etwa die Nummer 29, nach einem Leibchen aus Pöllau bei Hartberg; oder 30 und 41 aus Deutschlandsberg und dem Stubalmgebiet, die ihrem Schnitt nach wohl aus einem kurzen Empire-Leibchen entstanden sind und deren Lösung nicht besonders glücklich erscheint; die Nummern 51 und 52 aus Radkersburg, bei denen man die vereinfachte Form der Werkzeichnung vorziehen wird. Ein bei Geramb (Bd. II, Seite 416) veröffentlichtes Stück aus der Gruppe der Brustflecke, nämlich der Schwanberger Brustfleck, wurde nicht aufgenommen, obwohl er sich ebenso hätte in eine noch heute tragbare Form verwandeln lassen, etwa durch eine geringe Verlängerung des Rückens nach oben.

Nicht ganz verständlich erscheint es, daß man gegen einen normal eingesetzten Ärmel der Hemden (in der städtischen Umgangssprache als „Dirndlbluse“ bezeichnet) Sturm läuft, der doch gewiß gegenüber dem gerade angesetzten mit dem Achselkern auch seine Vorteile hat und der auch in durchaus gemäßigten Formen seit langem allgemein in der Steiermark getragen wird. Für ein Mädchen mit schmalen Schultern ist der gerade angesetzte Ärmel jedenfalls unvorteilhaft. Im Übrigen sind die Anleitungen zum Nähen und Auszieren der Hemden, die Brunhild Sittig gibt, klar und durch gute Zeichnungen verständlich gemacht.

Die Vorlagen für die steirische Männertracht, zu der Sepp Walter und Lois Pregartbauer schreiben, sind seit langem bewährt und unproblematisch.

Die Abbildungen auf den zwanzig Tafeln sind in einer gefälligen Weise gezeichnet. Die Farben scheinen beim Druck nicht ganz geglückt zu sein und entsprechen wohl auch nicht den Vorstellungen der Herausgeber.

Dankbar werden die Benützer der Mappe weiters für guten Zeichnungen auf den Bildtafeln sein, sowie auch für den Schnittmusterbogen, der nun auch maßstabgetreu vorliegt. Maria K u n d e g r a b e r

Adolf Winkler, **Geschützte Pflanzen**. Graz, Verlag der Landesgruppe Steiermark des Österreichischen Naturschutzbundes, 1959. (Auslieferung: Alpenland-Buchhandlung Südmark, Graz, Joanneumring 11). 135 Seiten, 72 Farbtafeln. S 40.—.

Das im Steirischen Gedenkjahr erschienene Bändchen bringt zu den zweiundsiebzig hervorragenden Farbtafeln der unter Naturschutz stehenden Pflanzen die Beschreibungen und die in der Steiermark gesammelten volkstümlichen Pflanzennamen. Im kleinen Rahmen war es leider nicht möglich, zu diesen auch die Herkunftsangaben abzudrucken.

Register der lateinischen, sowie der deutschen und der volkstümlichen Pflanzennamen sind beigegeben. Maria Kundegrabner

Franz Pichler, Festschrift 500 Jahre Murauer Braugewerbe / 50 Jahre I. Obermurtaler Brauereigenossenschaft in Murau. 88 Seiten, zahlreiche Abb. Murau, Verlag der Brauereigenossenschaft (1960).

Eine überraschend reich und schön ausgestattete Festschrift, die aus Geschichte und Gegenwart der Bierbrauerei in Murau zu berichten weiß und sich dabei auf die ortsgeschichtliche Forschung, die in Murau besonders intensiv betriebene Heimatkunde, zu stützen versteht. Aus dem reichhaltigen Text seien hier nur die Kapitel über die mittelalterlichen Bierstiftungen (S. 12 f.) und über die altertümliche Steinbierbrauerei im steirisch-kärntnerischen Grenzgebiet (S. 27) besonders erwähnt.

Leopold Schmidt

Anton Anderluh, Kärntens Volksliederschatz. I. Band: Liebeslieder, 1. Teil (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. VII). 288 Seiten, mit Melodien. Klagenfurt 1960, Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Der Schatz an Liebesliedern, an Vierzeilerketten mit Liebesmotiven, ist in Kärnten sehr groß und altberühmt. Seit der Frühzeit der Volksliedsammlung gibt es kleinere und größere Ausgaben, so die von Pogatschnigg und Hermann, 1869, oder die vielbenützte von Hans Neckheim, 1899. Eine Zusammenstellung aller gedruckten und ungedruckten Fassungen, ein Thesaurus, hat bisher gefehlt. Ihn hat sich Anderluh, derzeit Vorsitzender des Kärntner Arbeitsausschusses des Österreichischen Volksliedwerkes, zum Ziel gesetzt. Über den vorliegenden ersten Band, eine sehr stattliche Erscheinung, soll hier nur kurz berichtet werden. Eingehender kann das Werk wohl erst nach dem Vorliegen weiterer Bände beurteilt werden. Anderluh legt am Beginn des Bandes einen Plan vor, der zeigt, daß in 3 Bänden nicht weniger als 1246 Lieder enthalten sein sollen. Sie sind alphabetisch nach dem Anfangswort des Textes angeordnet, wobei sich herausstellt, daß gleich 106 Texte mit „A“ anfangen, wobei Nr. 23 „A Bauer“ von Nr. 106 „A zirmanes Bet'le“ erstaunlich weit voneinander entfernt sind, obwohl sie doch bei einer schriftdeutschen Einreihung beide mit „Ein“ beginnen würden. Anderluh kennt diese Schwierigkeit und weist S. 11 auch darauf hin. Bei der Suche nach verschiedenen Varianten ein und desselben Liedes, die einen verschiedenen Textanfang haben, dürften sich Schwierigkeiten ergeben. Aber darüber zu reden ist mäßig. Anderluh hat sich nun einmal für diese Art der Anordnung entschlossen, um die großen Sammelmassen in irgendeiner Form zu bewältigen. Er hat herangezogen, was ihm bekannt geworden ist, ein großes Literaturverzeichnis zeigt, daß er, nicht zuletzt dank der Vorarbeiten von Anton Kollitsch, sehr viel erfassen konnte. Kleine Mitteilungen scheinen doch entgangen zu sein, beispielsweise von E. Schatzmayer, Kärntner Liedeln. Aus dem Munde der zwölfjährigen Marie Amenitsch in Widerschwing (Zeitschrift des Vereins für

Volkskunde, Bd. VI, Berlin 1896, S. 96 ff.). Die handschriftlichen Aufzeichnungen von Karl Liebleitner hat Anderluh benützt, doch S. 68 leider nicht ersichtlich gemacht, daß sie dem Zentralarchiv des Österreichischen Volksliedwerkes in Wien gehören und von diesem für diese Arbeit zur Verfügung gestellt wurden.

Der Arbeit ist eine kurze Einführung des hochverdienten Herausgebers der Kärntner Buchreihe, Gotbert Moro, und eine Einleitung über Anderluh als Erforscher und Pfleger des Volksliedes in Kärnten von Franz Koschier vorangestellt. Es ist zu hoffen, daß die dort ausgesprochenen Erwartungen in Erfüllung gehen, und das Werk wirklich zu einem brauchbaren Thesaurus werden wird. Leopold Schmidt

Lia Miklau, **Kärntner Kochbüchl**, Klagenfurt, Ferd. Kleinmayr, 1960, 108 Seiten.

Die Verfasserin ist uns durch ihre Arbeit „Bergbauernkost im Katschtal (Kärnten)“ und durch die vervielfältigte Broschüre „Dem Leben zugewandt! Festtagsjausem im kärntnerischen Land“ bekannt. In dem vorliegenden „Kochbüchl“ zeigt sie wieder ihre hervorragenden Kenntnisse der Materie. Die Rezepte werden, wie in jedem Kochbuch, nach den einzelnen Speisengruppen vorgeführt. Allerdings fällt die erste Gruppe gleich aus dem sonst üblichen Schema heraus; sie ist den „Kärntner Jausem“ gewidmet. Dann folgen Suppen, Fleischspeisen, Salate, Hauptspeisen (unter denen sich die zahlreichen derben Mehlspeisen finden, wie die Dampfnudeln und der Heidensterz); Zuspeisen (vor allem Gemüse); Nachspeisen; Schmalzgebackenes (eine Gruppe von Speisen, die eine bedeutende Rolle in der bodenständigen Küche spielen, am Sonntags- und Festtagstisch, aber auch bei der schweren Arbeit); Koche, leichte Gerichte; Rohrgebackenes. Unter „Verschiedenes“ lernen wir die Herstellung von Käse, Verhacket, Bauernspeck, Essig unter anderem kennen. Ein Kapitel „Besonderes“ unterrichtet uns über das Brot, die Talggn. über den Nährwert seltener Getreidesorten. Eine wichtige Rolle spielen in der bäuerlichen Küche die selbstgezogenen Würzkräuter, die die Verfasserin nicht zu schildern vergaß; auch deren volksmedizinische Bedeutung wird betont und dargestellt.

Abschließend wird die Kärntner Bauernkost vom ernährungswissenschaftlichen Standpunkt gewürdigt und die Eßsitten erwähnt. Ein kleines Wörterverzeichnis hilft uns zum besseren Verständnis der bodenständigen Bezeichnungen.

Das Buch gibt sich in einem bescheidenen Gewande, wird aber von jedem, der sich für bäuerliche Nahrung interessiert, mit Gewinn gelesen werden. Wir danken der Verfasserin für diesen wertvollen Beitrag zur Volkskunde des Nahrungswesens. Maria Kundegrabner

Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. 100. Vereinsjahr 1960. Festschrift zur Feier des 100-jährigen Bestandes. 751 Seiten. Salzburg 1960. Im Selbstverlag der Gesellschaft.

Die stattliche Reihe der hundert Bände der Salzburger „Mitteilungen“ bedeutet auch für die Volkskunde sehr viel. Ein ganz wesentlicher Teil der Entfaltung der Salzburger Volkskunde hat sich in diesen Bänden abgespielt oder doch gespiegelt, und unter den Autoren dieses Jahrhundertis fehlt kaum einer, der für diese Entwicklung wichtig war.

Der ungemein stattliche Jubiläumsband muß daher auch hier wenigstens mit einigen Zeilen angezeigt werden, da er nicht nur viele und vorzügliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde, zur Kunstgeschichte und Kulturgeographie von Salzburg enthält, die wir wenigstens zum Teil auch nennen wollen, sondern eben direkt auch zur Volkskunde. Zunächst diese fachnächsten Beiträge: Ernest Neweklowsky handelt über „Die Salzschiffe und ihre Erbauer“. Ingo Reiffenstein bringt wichtige Verbreitungskarten in seinem Beitrag „Salzburg und Bayern. Zur Mundartgeographie des Westbayrischen“. Richard Wolfram handelt über „Das Weihnachtsstroh“, es ist dies der 5. Bericht von seiner Brauchtaufnahme im Lande Salzburg. Verhältnismäßig umfangreich sind die „Beiträge zur Perchtenforschung“ von Friederike Prodingler geworden, die weitgehend unbekanntes Material, besonders auch alte Bildzeugnisse, zusammenzuordnen versucht. Karl Fiala faßt sich sehr kurz über „St. Vinzent von Saragossa ohne Hacke“ und das „Fürschepen im Hochzeitsbrauchtum der Holzknechte“. Eine Besonderheit stellt der Beitrag von Josef Bartelt über „Anhänger und Amulette in Volksglauben und Volksmedizin“ dar, der auf Grund seiner sehr stattlichen Sammlung über das Gebiet nicht nur berichtet, sondern — erstmalig — auch schöne Farbphotos von den Gegenständen darbietet. Ein besonders umfangreicher Beitrag ist schließlich in der Arbeit von Richard Schlegel (†) und Kurt Conrad über „Das Bauernhaus im Lamprechtshausener Dreieck“ gegeben. Conrad hat das umfangreiche Sammelmateriale Schlegels systematisch geordnet und interpretiert, das durch die eingehenden Einzelaufnahmen (Hofform, Wohnhaus-Grundriß, Bauart der Wände, Lauben oder Hausgänge, Dachform und Dachdeckung, Pfettenvorköpfe, Dachuntersicht, Türen, Fenster, Stallscheune, Kasten) zunächst vorzüglichen Einblick in die Formenfülle bietet, dann aber diesen Stoff durch Karten und Statistiken in einer Weise auswertet, wie bisher noch kaum irgendwo. Fragen wie die: „Wann wird das Flachdach vom Steildach abgelöst“ werden auf Grund dieses Materials in Kurven (Zeitdiagrammen) beantwortet, die einen neuen Weg dieser Kenntnisnahme darstellen. Man vergleicht unwillkürlich mit den vorzüglichen Feststellungen von Oskar Moser im Lavanttal. (Ländliche Siedelformen. Planungsatlas Lavanttal. Verwaltungsbezirk Wolfsberg. Abb. 41—52, Karten 22—27). Hier wie dort scheint sich die österreichische Hausforschung auf guten eigenen Wegen zu befinden.

Es soll aber nicht versäumt werden, wenigstens auf einige der auch für uns wichtigen Historiker-Arbeiten dieses Bandes hinzuweisen. Volksgeschichtlich von großem Interesse sind besonders die Beiträge von Herbert Klein, „Das große Sterben von 1348/49 und seine Auswirkung auf die Besiedlung der Ostalpenländer“ und von Wilfried Keplinger „Die Emigration der Dürrnberger Bergknappen 1732“. Beachtlich weiters Heinrich Zimburg „Erzherzog Johann in Gastein“. Aus manchen anderen Beiträgen wie jenen von Ernst Wenisch, Friedrich Johann Fischer, Erich Seefeldner, Egon Lendl, Erwin Mayr u. a. wird man unsererseits auch Gewinn schöpfen können. Der mächtige Band bedeutet also in jeder Hinsicht einen großen Zuwachs an Kenntnis und Erkenntnis, und wir können uns den Gratulanten zum Jubiläum der Salzburger Gesellschaft nur mit dem herzlichsten Wunsch anschließen, sie möge ihre bedeutsame Arbeit zum Nutzen auch der Salzburger Volkskunde noch lange in dieser Art weiterführen.

Leopold Schmidt

Martin Rudolph-Greiffenberg, **Das Burggräfler Haus**. Entwicklung und Erneuerung alpenländischer Baukultur an der Etsch (= Schlern-Schriften Nr. 203), Innsbruck 1960. Universitätsverlag Wagner. 94 Seiten, 36 Bildtafeln, zahlreiche Zeichnungen im Text.

Dieses Buch erkennt — inmitten des unerbittlichen Volkstumskampfes in Südtirol und der gewaltigen baulichen Neuschöpfungen der Italiener in Stadt und Land — seine Aufgabe in der Wiedererweckung heimatgebundenen, altüberlieferten Bauwillens und dessen Übersetzung in zeitgemäße Formen im südtirolischen Burggrafenamte.

Die 88 Textseiten und 36 Bildseiten umfassende Schrift gliedert sich klar in zwei Teile. Der erste Teil stellt die altüberlieferten Bauformen dar, während im zweiten Teile die gegenwärtigen Forderungen und Lösungen vorgeführt werden.

Der Verfasser eröffnet seine Schrift mit einer kurzen Darstellung der Landschaft und Siedlungsweise, wobei er sich an die Forschungsergebnisse von Klebelsberg, Wopfner, Stolz und Ilg hält, ohne sie allerdings namentlich zu nennen, wie er auch im folgenden hauskundlichen Abschnitt auf einen Literaturnachweis verzichtet. Damit beraubt er seine Veröffentlichung leider des streng wissenschaftlichen Charakters. Offenbar hoffte er, auf diese Weise die Lesbarkeit seines Büchleins zu erhöhen, wenngleich der Fachmann diesen Umstand bedauert.

Bei der Darstellung der Bauten hält sich Rudolph-Greiffenberg streng an das Auseinanderhalten der Begriffe Haus und Hof, wie auch ich dies schon 1948 als unentbehrliche Notwendigkeit auswies, um der vielfachen Verwirrung in hauskundlichen Darstellungen zu entgegen. In den Berglagen des Burggrafenamtes begegnen wir — wie altbekannt — (aber auch in den anderen südtirolischen Landschaften gleicher Beschaffenheit!), dem *Paarhof*, das heißt, der Aufgliederung in Feuer- und Futterhaus. Rudolph spricht jedoch weniger vom Feuerhaus als vom „Wohnspeicherhaus“. Die hauskundliche Literatur hat diese Bezeichnung bewußt im besagten Falle vermieden. Der von ihm als Speicher angesprochene Raum hinter der Küche im Burggräflerhause (wie wieder übrigens auch sonst in Tirol!) verdient denn auch diese Bezeichnung nicht. Es handelt sich bei ihm nur um eine „Speis“, der die Funktion eines Speichers im Sinne des osteuropäischen Wohnspeicherhauses, „der teils zur Aufbewahrung von Kleidern und Erwaren, teils als Schlafkammer, teils als Gästezimmer dient“ (B. Schier, Hauslandschaften) völlig fremd ist.

Die Hofform in den Tallagen wird mit Recht angesichts der uneinheitlichen Zubauten als schwer zu typisieren bezeichnet. Dennoch vermag Greiffenberg durch sein tiefes Eindringen in das Hofgefüge auch hier sehr wesentliche Typenerscheinungen, vor allem die trotz des äußerlichen Aneinanderbauens von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden klare, vom Paarhof abgeleitete Trennung der beiden Gebäudeeinheiten zu erkennen: Zwischen dem Haus mit Keller und Wohnung und dem Wirtschaftsgebäude mit Stall und Stadel besteht kein Zugang unter Dach! Um von einem Gebäude in das andere zu gelangen, muß man den mit einer Mauer mit rundbogigem Tor umschlossenen Hof beschreiten. — Daß dieser ummauerte Hof dem Herrenhof nachgebildet wurde, ist in Südtirol mit seinen vielen Übergängen vom Weinbauern — zum Herrensitz besonders leicht zu beweisen. Allerdings kehren diese Hofanlagen auch im Überetsch und Vintschgau wieder und es fällt schwer, ihre Erscheinung als nur burggräflerisch zu bezeichnen. Dasselbe gilt aber nicht

nur vom Hofe, sondern auch vom Hause selbst: Die von Rudolph mit verständlicher Freude getroffene Charakterisierung, daß „aus der Verbindung von geputztem Mauerwerk mit kraftvoll gezimmertem Holz am Giebel und Söller schließlich das charakteristische Erscheinungsbild des Burggräfler Hauses entstanden“ sei, trifft föhlich in vielen Gebieten Tirols und darüber hinaus zu. Unter diesen Umständen wäre es vielleicht an sich förderlich gewesen, die gesamte Darstellung nicht unter den Titel „Das Burggräfler Haus“ sondern „Das Haus im Burggrafenamte“ zu stellen.

Unter dieser Bezeichnung finden wir vier Hausformen. (Sie begegnen uns auch anderswo): 1. Das Flurkuchenhaus, 2. das Seitenflurhaus, 3. das Mittellabenhaus und 4. das Mittelflurhaus. Die Bezeichnung Mittellabenhaus schuf Rudolph selbst. Sie ist sehr zweckmäßig und betrifft den weitverbreitetsten Typ. Bei ihm betritt man durch die Haustüre einen geräumigen Flur, die „Labe“ (Laube). Sie läuft im Gegensatz zum Mittelflurhaus nicht durch die ganze Länge des Hauses, sondern endet in seiner Mitte an einer Stirnwand, hinter der in der Regel Küche und Stube liegen, während seitlich von ihr Schlafkammern untergebracht sind.

Im Burggrafenamte sind die Häuser gemauert und nur die Giebel bzw. das Dachgestuhl gezimmert. Durch die Anlage des Weinkellers unter der Wohnung ist diese in den ersten Stock gehoben und nur über eine Freitreppe mit oft schmuckem Söller zugänglich. Man darf beides als charakteristisch bezeichnen! Es erhöhet den Reiz und die Vornehmheit des Hauses im Burggrafenamte, dessen Schönheit sowohl hinsichtlich der Klarheit im Baukörper und seiner harmonischen Einfügung in die Landschaft wie auch seiner Verzierung mit Schnitzwerk, Sgraffitomalerie und Blumenschmuck der Verfasser begeistert besingt.

Mit ebensolchem Recht stellt er diese gediegenen Bauschopfungen den späteren seit der letzten Jahrhundertwende entstandenen ungunten gegenüber, hinter deren verfehlter Fassadenromantik sich ein Allerweltsgehause verbirgt. Im damals aufsteigenden Wohlstand war das Gefühl für das Verständnis der heimatgebundenen Bauweise vom inneren Wesen und Gefüge her verloren gegangen. Die nachfolgenden Jahre der Lostrennung waren für seine Wiedererweckung wenig geeignet. Daher bildet dieses Buch einen Aufruf an Südtirols Architekten und Bauherren, sich des verlorengegangenen Erbes neu zu besinnen und bietet in seinem zweiten Teil hierfür bereits erprobte Lösungen an.

Was uns Rudolph dabei vorführt, kann begeistern und bleibt hoffentlich für Südtirol von nachdrücklichen Folgen. Dem Leser wird auch sofort offenkundig, daß der zweite Teile des Buches das eigentliche Anliegen des Verfassers ist und er mehr als Hauskundler doch Architekt blieb. Rudolph's Bauten fügen sich prächtig in die Landschaft und zwischen die alten gediegenen Burggraflerhauser und -hofe. Sie sind von innen heraus entwickelt und erdacht. Was er uns dazu zu sagen hat, ist über Südtirol hinaus richtunggebend und betrifft im Generellen das ganze Abendland.

Für Südtirol empfiehlt er vor allem das Mittellabenhaus. Sein Entwurf für das Haus Zoschg gefällt uns dabei besonders gut (S. 68). Im Haus Ladurner würde uns die Durchreiche von der Küche in die Stube fehlen (S. 68). Ob das Schlafzimmer bei der Modernisierung des Mittellabenhauses immer noch an seine Vorderseite zu setzen ist, wäre in Anbetracht des Straenlarms vielleicht zu bezweifeln.

Im übrigen aber kann Rudolph das Beibehalten der alten Maße im Grundriß und Aufriß, in der Dachneigung (24⁰), an Fenstern und Türen, auch für die Gegenwart als günstigste und damit als Standardmaße beweisen. Trotzdem aber bildet jedes von Rudolph entworfene Haus eine Individualität für sich und er vermeidet jede Schematisierung. Auch hierin hält er sich damit beglückend an gediegenderste Südtiroler Bau-tradition. — Exempla trahunt! Möge dies für Südtirol vielfach Wahrheit werden.

Karl Ilg

Norbert Prantl, **Heimat Zirl**. Ein Heimatbuch (= Schlern-Schriften Bd. 212) 420 Seiten, Abb. auf XX Tafeln. Innsbruck 1960, Universitäts-verlag Wagner.

In der langen Reihe der Heimatbücher und Ortskunden, die in den letzten Jahren im Rahmen der „Schlern-Schriften“ erschienen sind, einmal ein Heimatbuch von einem einzigen Verfasser, nicht eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Autoren. Es ist ein volkstümliches Buch, aber der Verfasser hat sich viel Mühe gemacht, alle Lebensbereiche von Zirl, dem nordtiroler Dorf am Hang der Solsteiner- und der Seefelder-Kette zu überschauen. Daher fehlen auch volkskundliche Kapitel nicht, die mehr Gebiete überschauen als in solchen Fällen üblich ist. So wird schon unter „Heimatgebiet“ das Dorf mit Siedlung, Haus, Nationalspeisen, Mundart, Hausnamen usw. behandelt. Bei der „Geschichte“ fehlt die Martinswand mit ihrer Sage nicht, bei der „Seelsorge“ ist der Kalvarienberg einbezogen, und Bittgänge und Prozessionen erhalten eine kurze Darstellung. Bei den „Kulturellen Einrichtungen“ findet sich der Schießstand und das Zirler Schützenlied. Anschließend wird ziemlich ausführlich kirchliches und weltliches Jahresbrauchtum geschildert, mit eigener Betonung des Kirchtages mit dem „Zachäussingen“ (ein weitverbreitetes Flugblatt-Bußlied: „O ihr Berge helft uns trauern“). Besonders ausführlich wird das Zirler Krippenwesen geschildert. Die ausführlichen Namenlisten von Krippenkünstlern vom 18. bis zum 20. Jahrhundert sind eine schöne Bereicherung unserer Kenntnis.

Weitere Kapitel der Zirler Volkskunde finden sich bei „Landwirtschaft und Bauertum“ behandelt, so die Volksfigur des „Zirler Goaßer“, die Bergmäher, die Waldarbeit samt den alten „Holzmarchen“. Den Abschluß des Buches bildet ein eigener Abschnitt „Zirler Heimatsagen“ mit einem Viertelhundert Sagen und Legenden, nach den verschiedensten Quellen. Damit ist immerhin der Stoff für die volkskundliche Betrachtung und Auswertung bereitgestellt.

Leopold Schmidt

Wolfgang von Pfaundler, **Sankt Romedius**. Ein Heiliger aus Tirol (= Sammlung Heilige aus Österreich, Bd. 1). 141 Seiten. Wien 1960, Verlag Herold. S 148,—.

Der überaus erfreuliche Fall eines nützlichen und schönen Bildbandes, den man ganz für die religiöse Volkskunde buchen darf. Auf 122 Bildtafeln wird hier alles dargestellt, was sich bildlich zu dem Thema dieses Einsiedlerheiligen hat beibringen lassen. Zunächst in und um Thaur bei Innsbruck. Da ist die Siedlung, ihre Häuser, ihre Krippen und Krippenschnitzer festgehalten. Auch die Faschingsbräuche, die Maskengestalten der Spiegel- und Altartuxer, der Zottler und Müller sind lebensvoll photographiert. Der noch lebendige Palmeselzug von Thaur ist festgehalten, samt den bewachenden „Partisanen“ und Schützen. Dann konzentriert sich das Interesse auf das Schloßkirchlein und die ver-

schiedenen Romediusdarstellungen, nicht zuletzt auf die Votivbilder, von denen eine stattliche Zahl abgebildet ist. Dann geht der Weg zum zweiten, noch größeren Romedius-Heiligtum, zum „Santuario San Romedio“ im Nonsberg. Die Baugeschichte der Einsiedelei, die so burgartig anmutet, wird mit Wiedergaben alter Andachtsbilder dargetan. Dann gehen wir mit dem Photographen über die alten Stiegenstufen, zu den Gängen mit den Votivbildern hinauf, zu den alten Fresken und den anderen kultischen Bildzeugnissen. Schließlich sind noch die Romediusplastiken in den Kirchen der Umgebung, die Votivtafeln aus Barco di Sopra usw. festgehalten, schlichte photographische Hinweise auf die Ausbreitung einer Verehrung, die sich leicht lesen lassen, wenn man auch eine Eintragung in eine Karte zur Ergänzung des Überblickes begrüßt hätte. Den Abschluß bilden die Hinweise auf die Romediusverehrung in Georgenberg bei Schwaz. Genaue Quellenangaben und Literaturnachweise bezeugen, daß es sich um eine ernsthafte Arbeit handelt, wie man sie sich für viele andere volkstümliche Heiligen und ihre Verehrung gleichfalls wünschen würde. Die Fortsetzung der geplanten Reihe über Heilige aus Österreich wäre also auch von unserem Standpunkt aus nur zu wünschen.

Leopold Schmidt

Albain Nusser, **Südtirol** (= Mai's Auslandstaschenbücher Nr. 14), Buchenhain vor München, 1958. Verlag Volk und Heimat. 240 Seiten, 16 Abb., 1 Karte, DM 7,90.

Ein nützliches Handbuch, das allgemeine Darstellung und Reise-führer in einem ist, in der praktischen Aufmachung (Plastikeinband) eines Auto-Baedekers. Die Darstellung ist betont innersüdtirolisch. Wesen und Geschichte des Landes werden in zwei großen Hauptabschnitten „Südtirol im ungeteilten Tirol“ (also nicht: im alten Österreich-Ungarn) und „Südtirol im italienischen Staatsgebiet“ behandelt. Knapp aber allenthalben stichhaltig werden das Land, die Besiedlung und Bevölkerung, die Geschichte (von der bairischen Besiedlung an), Kultur und Geistesleben und nicht zuletzt die Wirtschaft behandelt. Für „Volks-eigenart und Brauchtum“ sind knappe fünf Seiten abgefallen, was zum Stand der Forschung schlecht paßt. Bei kulturellen Einrichtungen, also beispielsweise bei den Museen und Archiven (S. 163 f.) wird entschieden zu wenig geboten. Und kein Wort fällt über die wissenschaftlichen Bestrebungen österreichischerseits ab. Dementsprechend bleiben auch volkskundlich-kulturgeographische Erkenntnisse über Südtirol, wie sie gerade von Österreich, nicht zuletzt von Wien aus erarbeitet wurden und werden, unausgewertet. Das ist zu bedauern und müßte also von Verfasser und Verlag bei einer Neuauflage berücksichtigt werden.

Leopold Schmidt

Adolf Bach, **Deutsche Volkskunde**. Heidelberg 1960. Verlag Quelle & Meyer, 708 Seiten.

Als das Werk im Jahre 1937 in erster Auflage erschien, hatte es den Charakter eines Standardwerkes, des ersten seiner Art, das versuchte, auf breiter Grundlage eine Übersicht über die gesamte Volkskunde innerhalb des deutschen Sprachraumes zu bieten. Es wollte einführen in die Methoden und Probleme des noch vielfach umstrittenen Faches, es wollte darüber hinaus eine Darstellung aller Teilgebiete dieses Faches und des wesentlichen Schrifttums liefern. Daß schon damals die Schilderung der geschichtlichen Entwicklung und der Methodenlehre des Faches

eine klare Linie vermissen ließ, war angesichts der Tatsache, daß das Ringen innerhalb unserer Disziplin um Grundlagen, Ziele und Aufgaben noch nicht eindeutig entschieden war, und daß der weltanschauliche Druck des dritten Reiches der volkskundlichen Forschung eine ganz bestimmte Richtung aufzuzwingen versuchte, nur zu begreiflich. Leider hat der Verfasser in der Neuauflage von 1960 seinen grundsätzlichen Standpunkt ziemlich unverändert beibehalten, was zur Folge hat, daß das Buch bereits im Erscheinen veraltet ist und das seit jener Zeit erschienene Schrifttum, das der Autor mit großer Gründlichkeit und gutem Willen durchgesehen hat, soweit es die Theorienlehre betrifft, in seiner Bedeutung vielfach nicht richtig erkannt wird. Unter entsprechenden Voraussetzungen jedoch wäre gerade hier eine klare Linie leicht nachzuziehen gewesen.

Von einer volkskundlichen Theorienbildung im modernen Sinne kann eigentlich erst gesprochen werden seit Eduard Hoffmann-Krayer im Jahre 1902 seine Arbeit: „Die Volkskunde als Wissenschaft“ erscheinen ließ. Hier wurde der Grundstein zu einem Gebäude gelegt, zu dessen konsequentem Ausbau Albrecht Dietrich („Wesen und Ziele der Volkskunde“: Hessische Blätter für Volkskunde 1902), Eugen Mogk („Wesen und Aufgaben der Volkskunde“: Mitt. des Verbandes der Deutschen Vereine für Volkskunde 1907), Hans Naumann („Primitive Gemeinschaftskultur“ 1921, „Grundzüge der deutschen Volkskunde“ 1922), Adolf Spamer (Die „Volkskunde als Wissenschaft“ 1933), Kurt Stavenhagen („Kritische Gänge in die Volkstheorie“ 1936), Richard Weiß („Volkskunde der Schweiz“ 1946), Leopold Schmidt („Volkskunde als Geisteswissenschaft“ 1948) und manche andere Gelehrte wesentlich beigetragen haben. Nach Hoffmann-Krayer hat es die Volkskunde nicht mit dem Gesamtvolk sondern nur mit dem „vulgus in populo“ zu tun, dem bei Albrecht Dietrich der Mutterboden der Kulturnation entspricht. In dem Bestreben, diesen „vulgus“ nach der inhaltlichen Seite näher zu bestimmen, kommt Eugen Mogk unter starker Anlehnung an die Primitivenforschung der Ethnologie dazu, das assoziative Denken der Mutterschicht im Gegensatz zu der kulturschöpferischen Tochterschicht besonders zu betonen. Im Verlangen nach weiterer inhaltlicher Erklärung rückt Hans Naumann die Herkunftsfragen des beiderseitigen Kulturbesitzes in den Vordergrund und spricht im Hinblick auf den volkstümlichen Anteil von primitiver Gemeinschaftskultur und gesunkenem Kulturgut. Adolf Spamer bringt in sehr klar gefaßten Definitionen die Diskussion gewissermaßen zu einem vorläufigen Abschluß. Für ihn ist Volkskunde „Tiefenschau zu jener subintellektuellen Sphäre im Menschen, die nicht ausgesprochen persönliche Leistungen und Sonderbildungen schafft, vielmehr die Menschen in ihrer Bindung zu Gemeinschaft und Urgrund... als Vertreter eines Typus zeigt“. Dabei müsse sich die Volkskunde jedoch hüten, zu einer „Primitivenforschung einzuschrumpfen, die aus dem volkhaften Leben lediglich die allgemeinen Urelemente menschlicher Lebensäußerungen auf dem Gebiet des Geistig-Seelischen ausdestilliert. Darum tritt neben die Erfassung des Gemeinsamen... die Offenlegung der Besonderheiten... um den Charakter eines Gesamtvolkes herauszustellen“ (S. 10—11). Kurt Stavenhagen tut abermals einen bedeutenden Schritt nach vorne, indem er von einer soziologischen Schichtentrennung absieht und von zwei geistig sich deutlich von einander abhebenden Schichten spricht. Richard Weiß gelingt einige Jahre später der endgültige Durchbruch, indem er überhaupt nicht mehr von Schichten, sondern von Verhaltensweisen spricht, die abwechselnd oder auch in größerem oder ge-

ringerm Maße in jedem Einzelmenschen vorhanden sind, gemäß der alten Weisheit, daß der Mensch Einzelwesen und Gemeinschaftswesen zugleich ist. Ähnlich wie Adolf Spamer in den dreißiger Jahren, bringt Leopold Schmidt 15 Jahre später mit seiner Definition der Volkskunde als der Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen und den sich daran anknüpfenden Erläuterungen abermals einen gewissen Abschluß in die Geschichte einer Theorienlehre, die etwa ein halbes Jahrhundert gedauert hat.

Im Rahmen dieser Buchbesprechung ist es natürlich nur möglich, knappe Stichworte zu geben; immerhin stehen so viele Fachgelehrte an den verschiedenen Etappen dieses Weges — eine größere oder geringere Variationsbreite der vorgetragenen Lehrmeinungen ist dabei wohl selbstverständlich —, daß die angedeutete Entwicklung doch wohl als der maßgebliche Weg der Volkskunde im 20. Jh. bezeichnet werden darf. Ich habe mich bewußt auf den deutschen Sprachraum beschränkt, obwohl einschlägige Untersuchungen aus anderen Ländern Europas angeführt werden könnten.

Die oben angedeutete Entwicklung wurde eigentlich nur in der nationalsozialistischen Ära unterbrochen. Damals griff man auf den längst überholten Wilhelm Heinrich Riehl zurück und suchte unter stärkster Betonung der Rassentheorien eine nationalpolitische Volkskunde aufzubauen. Man könnte über diese Versuche zur Tagesordnung übergehen, wenn sich nicht verschiedene, sonst wissenschaftlich ernst zu nehmende Vertreter der älteren romantisch-nationalen Richtung unter Wahrung konzilianterer Formen an die „Bewegung“ angelehnt hätten, vergleichbar etwa dem Hunde Qitmir in der islamischen Überlieferung von den Siebenschläfern, der sich an den Kleidern eines der Siebenschläfer festhielt, um auf diese Weise auch noch in den Himmel zu kommen. Neben Viktor von Geramb und manchen anderen gehört auch Adolf Bach selbst zur älteren Forschungsrichtung. Wie eng die Bindungen trotz allem bei ihm immer noch sind, verrät, daß er noch heute am Volksbegriff eines führenden Vertreters der n. s. Volkskunde, A. Helbok, festhält (S. 127). Schon Wildhaber hat dies in seiner Besprechung (im Schweizer. Archiv für Volkskunde) mit Recht als einen Fehlgriff gekennzeichnet. Es soll nicht verkannt werden, daß sich Adolf Bach gewiß bemüht, den Vertretern der verschiedensten Richtungen gerecht zu werden. Daraus ergeben sich mitunter Unklarheiten und Inkonsistenzen; wesentliche Unterschiede werden nicht deutlich genug herausgearbeitet und dort, wo sie vom Standpunkt des Verfassers allzusehr abweichen, einfach abgelehnt. Von Haberlandt und Richard Weiß etwa wird behauptet, daß ihr Vorgehen auf die Sonderart der von beiden Forschern behandelten Lebensräume zurückgehe (S. 128). Das trifft kaum für Haberlandt zu und schon gar nicht für Richard Weiß, dessen theoretische Einführung in die Volkskunde (als Einleitung seiner Volkskunde der Schweiz) grundsätzliche Bedeutung hat, wie sie ja überhaupt zum besten gehört, was über diese Fragen in den letzten zwanzig Jahren geschrieben wurde. Adolf Bach tut sie mit wenigen Zeilen ab; über Leopold Schmidt referiert er zwar etwas ausführlicher (S. 117), seine Stellungnahme jedoch beschränkt sich auf die Worte, dieser Autor habe keine gute Presse gehabt. Das ist übrigens nicht einmal richtig, denn die „schlechte Presse“, wenn wir schon die seltsame Ausdrucksweise hingehen lassen, bezieht sich im wesentlichen auf Schmidt's mythologische Richtung, während sein methodischer Aufsatz vorwiegend günstig aufgenommen wurde. Gerambs Verbesserung, es müsse heißen: Volkskunde sei die Wissenschaft vom Volks-

leben in den überlieferten Ordnungen, scheidet neben allem anderen schon deswegen aus, weil ihr ein logischer Fehler zugrundeliegt insofern, als das zu Definierende nicht in der Definition enthalten sein darf; Volksleben ist ja gerade Leben in den überlieferten Ordnungen. Im übrigen ist es töricht zu behaupten, daß der Volksbegriff der modernen Volkskunde den Weg zur richtigen Erkenntnis und Würdigung nationaler, stammlicher und anderer kultureller Besonderheiten versperre; er beinhaltet ja schließlich nur, daß Volkskunde überall unter denselben Voraussetzungen bearbeitet werden könne und solle, wo die nämliche Grundsituation dies ermöglicht.

Am Schluß bleibt es mir noch übrig zu sagen, daß das besprochene Werk als die umfassendste derzeit existierende Materialsammlung und Literaturdarbietung einzig dasteht und nicht nur für Studierende, sondern auch für Lehrende aus diesem Grunde unentbehrlich ist. Nichts läge mir auch ferner, als die ungeheure Arbeit, die die Kräfte eines Einzelnen schier übersteigt, nicht anzuerkennen. Die gemachten Vorbehalte jedoch nötigen zu der Feststellung, daß das Buch, um auch als Lehrbuch im engeren Sinne seine Aufgabe zu erfüllen, einer vorherigen Gebrauchsanweisung bedarf.

Rudolf Kriss

Wolfgang Brückner. Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrts (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereines Aschaffenburg e. V., Bd. 3). Aschaffenburg, in Kommission bei Paul Pattloch-Verlag, 1958, 80, 352 S., 92 Abb., davon 12 Kartenskizzen.

Der Verfasser stellt seiner Untersuchung zum Wallfahrtswesen eine erkenntnistheoretische und methodische Forderung voran, die er in kritischer Auseinandersetzung mit der kultur- und kunsthistorisch eingestellten Forschung in Süddeutschland und Österreich und mit den Hagiologen und Kirchenhistorikern des Rheinlandes und Westfalens folgendermaßen formuliert: kulturgeschichtliches und soziologisches Begreifen des heutigen Wallfahrts als aktive Gemeinschaftsleistung. Die methodischen Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, sollen an einem festumrissenen und konkret bestimmbareren Untersuchungsgegenstand sozusagen durchexerziert werden. Brückner betont in der Einleitung: „Ziel ist nicht die Monographie eines Wallfahrtsortes, sondern deren Fruchtbar machen für eine vertiefte Kenntnis des Wallfahrtswesens als Ausdruck lebendiger Volksreligiosität und Gemeinschaftsleistung“. Als Beispiel wurde die Wallfahrt zum Heiligen Blut in Walldürn im Erzbistum Mainz herangezogen, die neben Vierzehnheiligen (Bistum Bamberg) und Dettelbach (Bistum Würzburg) die größte fränkische Barockwallfahrt ist, deren Kult dem Mittelalter entstammt und die nach einer Zeit des Niederganges im 19. Jahrhundert gegenwärtig zu einem Kultzentrum in modernem Sinn aufsteigt. Diese Kontinuität der Wallfahrt, das Fortleben der historischen Kultformen und -gemeinschaften, schließlich auch die Lage als kultischer Mittelpunkt zwischen Rhein- und Mainfranken, zweier politisch und konfessionell differenzierter geschichtlicher Landschaften, haben den Verfasser in seiner Wahl bestimmt.

Zur Methode. Die Grundlage für das Verständnis der heutigen Wallfahrt bildet das historische Studium. In Anlehnung an die seit Jahren erprobte Arbeitsweise der gegenwärtigen bayerischen Volkskundeforschung greift Brückner unmittelbar auf die archivalischen Quellen zurück, um Ursprung und Wandlung des Wallfahrtskultes aufzudecken.

Für jede Epoche der Wallfahrtsgeschichte galt es das Wirken der drei wichtigsten Faktoren: der kirchlichen und landesherrlichen Duldung, des Andranges des Volkes zum Heiligtum und die Aktivität des Kultortes für seine Wallfahrt deutlich zu machen. Diese Art der Dokumentation zeitigte nicht nur ein sehr plastisches Geschichtsbild, sondern bot dem Verfasser auch den Maßstab für die kritische Sichtung der ganzen späteren Wallfahrtsliteratur. Das Quellen- und Literaturverzeichnis im Anhang geben ein beredtes Zeugnis von dem erstaunlichen Ausmaß an Vorarbeit, die für diese Wallfahrtsuntersuchung geleistet wurde.

Die räumliche Erstreckung des Kultes, welche angesichts der für die fränkischen Wallfahrten typischen Gemeinschaftsprozessionen von spezifischer Bedeutung ist, wird durch 12 gut bearbeitete Verbreitungskarten schaubar gemacht. Die Überlegungen, die Brückner zur Wallfahrtskartographie (S. 136 und 144) anstellt, die Unterscheidung von „Kultbereich“ und „Strahlungsbereich“, haben grundsätzlichen Charakter. Der Verfasser legt indes den Akzent auf das Verfahren der soziologischen Strukturuntersuchungen, auf die Analyse des inneren Gefüges der kulttragenden Gruppe, von welcher Kultdynamik und Frequenzschwankungen der Wallfahrt bestimmt werden. Die Prüfung ergibt, daß hierbei das gemeint ist, was die eingangs kritisierte kulturhistorisch eingestellte Volkskunde bei der Zuordnung volkskulturelle Erscheinungen neben den Feststellungen „wann?“ und „wo?“ durch die selbstverständliche dritte Frage „wer“ zu ergründen sucht. Der Pleonasmus des Untertitels dürfte demnach allein als Hinweis auf das historische Verdienst der „Frankfurter Schule“, die die Frage nach den Überlieferersträgern als erste geltend gemacht hat und in deren direkter Linie Wolfgang Brückner nach Julius Schwietering und Mathilde Hain steht, zu deuten sein. Das in allen Einzelheiten ausgeführte Bild der heutigen Wallfahrt und all ihrer Randerscheinungen hat Brückner während seiner wiederholten Aufenthalte am Wallfahrtsort (Wallfahrtszeiten 1953, 1954 und 1955) durch persönliche Beobachtung, direkte Befragungen, besonders aber in einführender Teilnahme an der siebentägigen Fußprozession von Porz bei Köln nach Walldürn ebenso wie an anderen Wallfahrtszügen zustande gebracht. Das gute Bildmaterial, das in reichlicher Auswahl veröffentlicht werden konnte, ist gleichfalls das Resultat der intensiven Feldforschung.

Zum Gegenstand. Der Stoff ist in zwei Hauptteilen angeordnet: der ortsgebundene Kult des Heiligen Blutes und die Prozession zum Heiligen Blut von Walldürn. Diese Trennung wird dem Typ der fränkischen Wallfahrt gerecht, denn „Wallen heißt hier an einer Prozession zu einem bestimmten Kultort teilnehmen“ (S. 135). Das ist also eine landschaftliche Besonderheit, die eine besondere Hervorhebung erfordert. In der Kultanalyse (Kultobjekt, Legende, Mirakelliteratur, Andachtsliteratur und -graphik, Votiv- und Devotionalienwesen, Marktentwicklung und Wallfahrtsgewerbe, etc.) des ersten Teiles werden in sorgfältigen Einzeluntersuchungen die gegenwärtigen Phänomene den historischen gegenübergestellt. Auf diese Weise lassen sich während der ungefähr 500 Jahre umfassenden Geschichte der großen Wallfahrt mehrere Frömmigkeitsstile aufzeigen. Der Ursprung der Wallfahrt ist in der Verehrung des wunderbaren Heilig-Blut-Korporale, welches das Bild des Gekreuzigten umgeben von 11 dornengekrönten Häuptern Christi zeigt und eine charakteristische Form des spätmittelalterlichen Sakramentswunderkultes darstellt, aufzusuchen. Die Blüte erreichte die Wallfahrt um 1600, in der Zeit der religiösen Erneuerung. Barocke Frömmigkeit hat den Wallfahrts-

kult zur vollen Entfaltung gebracht, sein heutiges Wesen in dieser Epoche begründet. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß die Hebung und Ausweitung des Kultes stark auf das Wirken einer Einzelpersönlichkeit, welche Walldürn in der Gestalt des Pfarrers Hoffius besessen hat, zurückzuführen sind, ein Tatbestand der wiederholt an bedeutenden Barockwallfahrten zu beobachten ist. Die geschlossenen Wallfahrtsprozessionen, die Brückner als kennzeichnend für das fränkische Walldürn hervorhebt und im zweiten Teil gesondert behandelt, sind wesentlich barock. Die korporativ gegliederte und weitgehend städtisch bestimmte religiöse Massenbewegung dieser Zeit und die starke konfessionelle Zerklüftung und Gegensätzlichkeit dieses Raumes haben wohl diese Sonderform bedingt. Für das Spätmittelalter, für die Zeit, da solche Gegensätze noch nicht bestanden, ist jedenfalls der „Einzelpilger“ noch bezeugt (S. 138). Hieraus folgt, daß der Begriff des Wallfahrtens von Brückner — im Anschluß an Hans Dünninger — zu eng gefaßt ist. Prozessionsmäßiges Wallfahrten in Mainfranken und in den Rheinlanden und die Einzelwallfahrt im übrigen West- und in Süddeutschland, ebenso wie in Österreich sind verschiedene kultgeschichtlich und -geographisch bedingte Ausformungen der Erscheinung des Wallfahrtens als solcher.

Abschließend sei gesagt, daß Brückner in den vorliegenden Untersuchungen das verbindliche methodische Modell für die volkskundliche Bearbeitung einer Einzelwallfahrt geschaffen hat. Daß er zur Darlegung seines Verfahrens ein Beispiel gewählt hat, welches in der wissenschaftlichen Forschung noch kaum bekannt war und gleichzeitig als prototypisch für die Kultformen einer sakralen Großlandschaft angesetzt werden kann, erhöht den Wert dieser bedeutenden Veröffentlichung.

Klaus Beitzl

Franken. Land, Volk, Geschichte und Wirtschaft. Bd. II. Herausgegeben und bearbeitet von Conrad Scherzer. 480 Seiten, zahlreiche Textabb. und Bilder auf 54 Tafeln, sowie III Kartenbeilagen. Nürnberg 1959, Verlag Nürnberger Presse.

Das große hauptsächlich im Staate Bayern liegende Ostfrankenland hat volkskundlich nur selten die gebührende Würdigung erfahren. In der wertvollen Reihe der „Landschaftlichen Volkskunden“ der Zwanzigerjahre beispielsweise sucht man vergebens einen Band Franken. So ist es denn besonders begrüßenswert, wenn nunmehr die verschiedenen landeskundlichen Sammelwerke, die für Franken geschaffen werden, der Volkskunde breiteren Raum gewähren. Das war schon in dem von Hans Scherzer 1940 herausgegebenen Band „Bayerische Ostmark“ der Fall, und ist es in noch viel höherem Ausmaß in dem zweibändigen wichtigen Werk, das nun hier vollendet vorliegt. Der I. Band dieses Werkes ist der Naturlandschaft Gesamtfrankens gewidmet, und seiner Vor- und Frühgeschichte. Dieser II. umfaßt Geschichte und Kulturgeschichte, Volkskunde, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte, Musik, Wirtschaft und Dorf- und Stadtkunden.

Im Abschnitt **V o l k s k u n d e** behandelt Josef Dünninger „Sitte und Brauchtum“, und Conrad Scherzer „Dorf — Kleinstadt — Volkskunst“. Dünninger verweist auf die gesellschaftlichen Grundlagen, das Gemeinschaftsleben der fränkischen Dörfer, mit Nachbarschaften, Altersklassen und abendlichen Zusammenkünften. Der Tracht werden nur wenige Seiten gewidmet, das Brauchtum wird in den drei Kapiteln „Jahreslauf“, „Lebenslauf“ und „Arbeitsbräuche und Standesbrauchtum“ aus-

führlicher besprochen. Die Sage kommt etwas kurz weg, auch das Volkslied wird nur knapp nach Äußerungen des einstmals größten Volksliedsammlers in Franken, des Freiherrn von Dittfurth, charakterisiert.

Conrad Scherzer behandelt die Einzelprobleme seines Abschnittes wesentlich konkreter. Er umreißt zunächst die Siedlungs-, Haus- und Gehöftformen, beschreibt dann „die heute noch landschaftsbeherrschenden Haus- und Hofformen des 17. bis 19. Jahrhunderts“ in neun Unterabteilungen, die sich gut einprägen, jeweils auch mit kleinen instruktiven Strichzeichnungen im Text. Dann werden noch die „Bauten der Gemeinschaft“ vorgeführt: „Das Rathaus als Rechtsmal“ etwa (von Wilhelm Funk), die „Flurdenkmäler“ (erweitert nach Eduard Rühl von Wilhelm Funk) und Scherzer selbst hat die Abschnitte über die Dorfllinde, das Gasthaus, die Dorfkirche, und den Friedhof beigesteuert. Sehr nützlich S. 153 „Verzeichnis der fränkischen Heimat-, Stadt- und Großmuseen“. Daraus wäre gelegentlich ein Gegenstück zu dem hübschen Büchlein über die Museen in Württemberg zu schaffen, das wir vor kurzem hier angezeigt haben (Bd. XIV/63, S. 145). Auf die guten Abbildungen und Faltkarten zu diesen Abschnitten soll besonders hingewiesen werden. Sie sind alle schlicht gehalten, für eine allgemeine Lesbarkeit geschaffen, durchaus begrüßenswert.

Man sieht, die Volkskunde kommt in diesem Band nicht zu kurz. Es fehlen freilich noch beträchtliche Sachgebiete, und manche sind entschieden zu kurz abgehandelt. Aber dafür wäre eben eine ausführliche, reine „Fränkische Volkskunde“ zuständig, auf die wir auch nach diesem nützlichen Sammelwerk immer noch warten. Leopold Schmidt

Volk, Sprache, Dichtung. Festgabe für Kurt Wagner. Herausgegeben von Karl Bischoff und Lutz Röhrich (= Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 28). Gießen 1960. Wilhelm Schmitz Verlag. 338 Seiten; mehrere Abb. im Text, 1 Porträt. DM 19,50.

Der Altgermanist Kurt Wagner ist im Bereich der Volkskunde vor allem als Herausgeber der verdienstvollen Schriftenreihe „Volk, Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen“ (ab 1935) bekannt. Zu seinem 70. Geburtstag haben ihm Freunde, Kollegen und Schüler einen stattlichen Festband gewidmet, von dem hier nur die für uns wichtigen Beiträge kurz angeführt werden können.

Heinz Rupp behandelt „Heldendichtung“ als Gattung der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts; Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert „Devotio“ in der Kreuzzugspredigt des Mittelalters; Willi Flemming schreibt (S. 61 ff.) über „Oberammergau und das Mittelalter“, um journalistischen Meinungen entgegenzutreten, daß die Oberammergauer Bühne oder ihr Passionsspieltext etwas mit dem Mittelalter zu tun hätten. Leider sind Flemmings Ausführungen ihrerseits auch nicht frei von Schwächen. Schon beim dritten Satz „... als 1830 König Ludwig I. den greisen Goethe in das Alpendorf führte...“ überläuft es einen kalt: Das hat doch nicht einmal der von Flemming so heftig kritisierte Eduard Devrient (Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Neuausgabe, Bd. I, Berlin 1905, S. 224 ff.) behauptet.

Von den mundartkundlichen Beiträgen seien die von Hugo Moser (Krise der Mundartforschung), Julius Krämer (Die Mundarten der schwäbisch-alemannischen Siedlungen in Galizien), Rudolf Schützeichel (Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache) hier nur kurz

genannt. In der letztgenannten Abhandlung mit dem Untertitel „Zum Anteil der Rheinlande an der Entwicklungsgeschichte des Neuhochdeutschen“ kommt uns nur die Polemik gegen das 1874 erschienene bahnbrechende Buch von Richard Heinzel „Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache“ sehr verspätet vor. Bemerkenswert erscheinen einige namenkundliche Abhandlungen, so von Heinz Engels (Die Ortsnamen auf -angen im Westmoselfränkischen), von Ernst Christmann (Trappenberg, Wurmberg, Narrenberg, Bärenbach) und Wolfgang Jungandreas (Die moselfränkischen Zunamen im Mittelalter). Einen interessanten Überblick über eine ostdeutsche Literaturlandschaft gibt Ludwig Petry (Das literarisch-künstlerische Antlitz Schlesiens im Mittelalter).

Zwei Arbeiten sind dem Sprichwort gewidmet; Lutz Röhrich behandelt „Sprichwörtliche Redensarten aus Volkserzählungen“ mit Auswertung der oft recht versteckten Redensarten-Literatur, und Friedrich Ohly spricht „Vom Sprichwort im Leben eines Dorfes“ ungefähr in der lebensvollen Art, wie Mathilde Hain in ihrem Buch „Sprichwort und Volkssprache“ (Gießen 1951). Hatte Hain ihre Beobachtungen in dem oberhessischen Dorf Ulfa in der Wetterau gesammelt, so Ohly, übrigens zur gleichen Zeit, zu Anfang des letzten Krieges, die seinen in Holzburg im Kreis Ziegenhals. Das sind also Arbeiten, die mit denen Kurt Wagners in engem Zusammenhang stehen und hier besonders sinnvoll erscheinen.

Auf dem Gebiet der Sachvolkskunde gibt Heinrich Becker Beobachtungen zur „Seetangwirtschaft und Tangfluren an der atlantischen Küste“ (nämlich in Irland), und Karl Rumpf eine kurze Zusammenstellung über „Das Rad mit dem Speichenkreuz“ (S. 294, ff., Skizzen des Verfassers). Die altertümliche Konstruktion des Rades mit den vier Doppelspeichen ist von Rumpf auch in Kärnten und Salzburg beobachtet worden. Es hat sich jedenfalls um eine weitverbreitete Konstruktionsform gehandelt, die auch an den von Rumpf nicht herangezogenen Mühlrädern Anwendung fand. Dies zeigt beispielsweise das schöne Bild „Die Wassermühle“ von Meindert Hobbema (1638—1709) (abgebildet bei R. van Luttervelt, Holländische Museen. München 1961. S. 216/217).

Alles in allem jedenfalls ein wertvoller Sammelband, der die besonders in Westdeutschland noch lebendige Arbeitsgemeinschaft von Germanistik und Volkskunde wieder stärker betont, wie dies im Zeichen Kurt Wagners sehr berechtigt erscheint. Leopold Schmidt

Festschrift für Franz Oelmann (= Bonner Jahrbücher, Heft 158) 543 Seiten, mit 85 Tafeln und 137 Abb. Kevelaer, 1958 (erschienen 1960), Verlag Butzon & Bercker.

Auf die umfangreiche, vorzüglich ausgestattete Festschrift für den hochverdienten rheinischen Archäologen, vormals langjährigen Direktor des Rheinischen Landesmuseums in Bonn, muß auch in unserem Bereich nachdrücklich hingewiesen werden. Zunächst der Persönlichkeit des Jubilars wegen, der sich mit seiner Forschung zur Hauskunde, vor allem mit dem Band „Haus und Hof im Altertum“ (1927), aber auch nicht minder mit „Hausurnen oder Speicherurnen“ (Bonner Jahrbücher Bd. 134/1929) sehr nachdrücklich in die Geschichte dieser Forschung eingetragen hat. Dann aber selbstverständlich wegen der zahlreichen Beiträge dieser Festschrift aus Grenzgebieten unseres Faches. Neben den verschiedenen siedlungs- und religionsgeschichtlichen Arbeiten z. B. von Wolfgang Dehn, Rudolf Egger, Kurt Erdmann, Ernst Kirsten, Hans Klumbach, Wolfgang

La Baume, Franz Petri, Paul Reinecke, Wilhelm Schleiermacher, Ernst Sprockhoff und Joachim Werner sei hier besonders auf zwei Arbeiten aus der Hausforschung hingewiesen, nämlich auf Hermann Hinz „Einfahrtstor und Erntebergung“ (S. 118 ff.) mit wichtigen Erwägungen zum Niedersachsenhaus, und auf Walther Zimmermann „Ecclesia lignea und ligneis tabulis fabricata“ (S. 414 ff.), mit vorzüglichen Listen zur Frühgeschichte der Holzkirchen. Leopold Schmidt

Gerhard Eitzen, **Das Bauernhaus im Kreise Euskirchen** (= Veröffentlichungen des Vereins der Geschichts- und Heimatfreunde des Kreises Euskirchen, A-Reihe, Heft 3). Euskirchen 1960, 104 Seiten mit 31 Textabbildungen und VIII Bildtafeln.

Das schmale, aber inhaltsreiche und gediegen gearbeitete Buch bietet ein Musterbeispiel für die methodische Arbeitsweise der nordwestdeutschen Bauernhausforschung und für ihre zu beträchtlichen Teilen veränderte Situation von heute. Sein Betrachtungsfeld umfaßt mit dem Landkreis Euskirchen einen Teil der Waldeifel und ihres nördlichen Vorlandes, einen Landstrich also, der noch über einen verhältnismäßig reichen Bestand an alten Häusern verfügt und zum unmittelbaren Einzugsbereich des in Entstehung begriffenen „Rheinischen Freilichtmuseums Kommern“ gehört. Im Rahmen der von Adelhart Zippelius geleiteten Vorarbeiten zu diesem Bauernhofmuseum wird man auch die vorliegende Studie Gerhard Eitzens am besten verstehen. Sie ist zunächst gekennzeichnet durch die Sorgfalt der Bauegefügeforschung und die wachsende Bedachtnahme auf die verschiedenen Baualtersbestände und trägt in der sachlichen Klarheit ihrer Text- und Bilddarstellungen das spezielle Gepräge aller Arbeiten, die Eitzen seit einer Reihe von Jahren namentlich für seine niedersächsische Heimat, das Lüneburgerland, geschrieben hat. Eine knappe, aber anregende Einleitung führt uns an den Gegenstand und seine räumliche Abgrenzung heran. Den größten Raum nimmt die Darstellung der von Eitzen fast durchwegs neu aufgenommenen Baubestände in Anspruch, deren 34 Objekte er entweder aus Direktdatierungen oder stilkritischen Vergleichmaßstäben bestimmten Altersschichten und -typen einzuweisen sucht. Daraus ergeben sich die zentralen Durchführungskapitel: I. Das Bauernhaus vor dem Dreißigjährigen Krieg, II. Das Bauernhaus in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, III. Das Bauernhaus im 18. Jahrhundert, IV. Nebengebäude und Hofanlage und V. Das (jüngere) Wohnstallhaus. In diesen Hauptteilen ist eine beträchtliche Fülle an Material und Beobachtungen eingearbeitet, die auch der allgemeinen Hausforschung nicht verlorengehen sollten. Dies gilt sowohl für die Hausmorphologie wie im besonderen auch für die feineren Details im Bauegefüge und in der Verformung des Holzbauwerks. Während der Verfasser letzteres zwar zur Altersbestimmung der einzelnen Denkmäler jeweils genau angeführt, beschränkt er sich in den letzten Abschnitten seiner Untersuchung auf eine zusammenfassende Einordnung der alten ländlichen Bauweisen seines Arbeitsgebietes in größere Zusammenhänge unter dem Gesichtspunkt der Hausmorphologie. Wer sich daher nicht die Mühe nimmt, die einzelnen Baubeschreibungen durchzuarbeiten, dem wird manche wichtige Feststellung des Verfassers etwa über die zeitlich verschiedenen Arten von Schwertbändern, Nagelungen, Streben, Ständern, Schwellen, Bundbalken usf. oder über die verschiedenen Profilierungen und Fassungen, ja selbst über das Dachgerüst und die einzelnen Arten der Abbindung der Ständergerüste verborgen bleiben. Deshalb wäre es vielleicht wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser auch für diese

Details noch eine abschließende Zusammenfassung und Entwicklungsüberschau an der Hand von Zeichnungen oder zumindest ein kleines Sachregister beigegeben hätte. Diese hätte sich vielleicht ebenso gelohnt wie die höchst aufschlußreiche „Zusammenfassung“ im abschließenden VI. Kapitel, in der es Eitzen um die Ermittlung des ursprünglichen Bauernhofes der Eifel als eines Gehöfttyps geht, der durch ein zweigliedriges Wohnspeicherhaus neben Scheune und Stall gekennzeichnet ist und der sich vom Gehöft mit Wohnstallhaus rechtsrheinischer Landschaften ebenso unterscheidet wie von den echten Einheitshäusern des Schwarzwaldes, Lothringens und der Ardennen z. B. oder von den jüngeren Wohnspeicherstallhäusern der Eifel selbst. Läßt man also die jungen Haus- und Gehöftformen außer acht, dann zeigt es sich, „daß der Kreis Euskirchen zum Verbreitungsgebiet des sogenannten Wohnspeichergehöftes gehört, das sich an Ober- und Mittelrhein entlangzieht und sich nach Westen über die Landesgrenzen“ Deutschlands hinaus bis weit nach Flandern und Nordfrankreich erstreckt (S. 97). Für das sogenannte mitteldeutsche oder „fränkische“ Gehöft läßt Eitzen hiermit erstmalig grundlegende und offenbar tief verwurzelte Unterschiede in der Anlage und Funktion der drei wichtigsten Hofgebäude hervortreten, die diesen alten einheitlichen Begriff der Hausforschung mehr noch als bisher problematisch machen. So bietet die Arbeit Eitzens manches auch an allgemein hauskundlichen Erkenntnissen. Seine Bemerkungen zur hauskundlichen Terminologie (S. 14 f. und 95 ff.), die nach einer Abklärung der Begriffe streben, die gründliche und absolut verlässliche Darstellung der Bauten nach Anlage und Gefüge, seine Einblicke in die räumlichen und zeitlichen Zusammenhänge, bei denen er darnach trachtet, die Erscheinungen „unbeschwert von vorgefaßten Meinungen“ zu klären, verdienen unsere Beachtung. Das Buch bringt reichen Gewinn und seine Lektüre ist auch methodisch anregend, abgesehen von mancherlei neuen Ausblicken auf wesentliche Grundformen des Bauernhauses im westlichen Mitteleuropa, an denen sich der Verfasser als ein unmittelbarer und gründlicher Kenner der Verhältnisse erweist.

Oskar Moser

Demos. Volkskundliche Informationen. Herausgegeben vom Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1960, Akademie-Verlag.

Vor etwa zehn Jahren stand es um die deutschsprachige Volkskunde nicht sehr gut. Sie hatte vielfach den Kontakt mit den Nachbarn verloren, und besonders in den Oststaaten erschienen die sich allmählich rasch vermehrenden Fachzeitschriften nicht nur in den Landessprachen, sondern brachten, wenn sie überhaupt fremdsprachige Referate veröffentlichten, solche in weiteren Ostsprachen, so daß beispielsweise Bände in ungarischer Sprache mit russischen Referaten erschienen, die für die meisten mitteleuropäischen Fachleute einfach unverständlich sein mußten. Damals überlegten wir in Wien, ob unter diesen Umständen nicht ein deutschsprachiges Organ geschaffen werden sollte, eine „Ost-Folklore“, die deutsche Referate über derartige Erscheinungen zu bringen gehabt hätte. Leider fanden sich keine geeigneten materiellen und organisatorischen Grundlagen, um den Plan verwirklichen zu können.

Er ist aber deswegen nicht aufgegeben worden, er ist nur von Wien nach Berlin gewandert, wo sich Wolfgang Steinitz seiner angenommen hat. Das vorliegende erste Heft des 1. Jahrganges dieser neuen Zeitschrift „Demos“ zeigt, wie man in Ostberlin eine derartige Publikation

zu organisieren gedenkt: „In Zusammenarbeit mit den Instituten für Folkloristik und Ethnographie an den Akademien der Wissenschaften und den Ministerien für Kultur der Volksrepublik Albanien, Volksrepublik Bulgarien, Volksrepublik Polen, Rumänischen Volksrepublik, Tschechoslowakischen Republik, Ungarischen Volksrepublik, Union der sozialistischen Sowjetrepubliken.“ Man bemerkt das Fehlen von Jugoslawien, dessen lebhaftere Veröffentlichungstätigkeit auf unserem Gebiet hier also nicht berücksichtigt werden wird. Die Redaktion führen Ludwig Kunz in Brunn und Rudolf Weinhold in Berlin. Es handelt sich um bewährte Fachleute, die, wie es im Vorwort heißt „das in den maßgebenden Lehr- und Forschungsstätten (der betreffenden Länder) gesammelte und gesichtete Material, das eine umfassende, vollauthentische Information in Aussicht stellt“, den jeweiligen „nationalen Redaktionsausschüssen“ zu verdanken haben.

Das erste Heft bringt in Form von Buchbesprechungen Referate über allgemeine Fragen (Bibliographie, Personen, Institutionen, Theorie, Wissenschaftsgeschichte) und über die sachlichen Arbeiten in „nationalen Gruppen“. Nationale und regionale Gruppen, interethnische Beziehungen, das alte Dorf, das sozialistische Dorf, der Industriearbeiter, das sind hier die einzelnen Untergruppen. Dann folgen die Sachgebiete Siedlung und Bauten, Arbeit und Wirtschaft, Transport, Verkehr, Handel, Nahrungswesen, Handwerk, Volkskunst, Gesellschaft, Recht, Erziehung, Volksglauben, Volkswissen, Volksmedizin, Sitte, Brauch, Kinderspiel, Volksdichtung, Volksmusik, schließlich Volkssprache und Namen. Man sieht, ein reichhaltiges Programm, das durch die Betonung der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Verhältnisse eine deutliche Ausrichtung aufweist, wie sie der Obertitel „Demos“ eben zum Ausdruck bringen soll: Es handelt sich nicht mehr um „Volkskundliche Informationen“ an sich, sondern um Informationen über die Volkskunde in den Volksdemokratien.

Damit ist von Anfang an Klarheit geschaffen. Rein sachlich wäre ja ein derartiges Berichtorgan heute nicht mehr so notwendig wie vor zehn Jahren, da sich viele Zeitschriften in Ost- und Südosteuropa wieder zu Referaten in deutscher Sprache entschlossen haben. Manche Publikationen in der Tschechoslowakei wie in Ungarn erscheinen fast ganz in deutscher Sprache, was für die Zugänglichkeit der dort geleisteten Arbeiten zweifellos am allerbesten ist. Aber hier, im „Demos“ handelt es sich ja nicht mehr nur um die deutschsprachigen Referate, es handelt sich darum, das Werden dieser in vieler Hinsicht neuartigen Volkskunde in den Volksdemokratien vorzuführen. Wir sehen jetzt bei weitem deutlicher als bisher, wie unser Fach dort ein anderes Gesicht als bisher, ein politisch-zeitgeschichtlich geprägtes erhalten hat. Das dürfte also dieser neuen Zeitschrift besondere Bedeutung verleihen. Leopold Schmidt

Erich Schneider, Sorbische Volkstrachten 3. Die Tracht der Sorben um Hoyerswerda. (= Serbske narodne drasty 3. Erich Krawc, Drasta Serbow wokolo Wojerec.) Bautzen, VEB Domowina-Verlag, 1959
119 Seiten, 80 Abb., Skizzen im Text.

Das Zentralhaus für Volkskunst in Leipzig bemüht sich seit längerer Zeit, schöne Bildbände über die Volkskunst und die Trachten der Bevölkerung Deutschlands herauszugeben. Dabei fällt ein besonderes Gewicht auf Publikationen, die sich mit den Sorben (Wenden) beschäftigen. Dem hier angekündigten Band über die Tracht um Hoyerswerda

gingen voraus Band 1: Martin Nowak-Neumann und Paul Nedo, *Die Tracht der Sorben um Schleife* (1954) und Band 2: Jan Meschgang, *Die Tracht der katholischen Sorben* (1957). Wie der vorliegende Band sind auch diese beiden durch zahlreiche Bilder, auch in Farben, ausgezeichnet, die sich allerdings in ihrer Qualität nicht mit den ganz vorzüglichen messen können, die Wolf Lücking zu seinem Buch „*Die Lausitz. Sorbische Trachten*“, Text von Paul Nedo (Trachtenleben in Deutschland II, Berlin, Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften, 1956), aufnahm. Es entspricht dem Umfang der Publikationen, daß der Text in einem zusammenfassenden Buch, wie dem von Lücking-Nedo, nicht so ausführlich sein kann, doch können wir der Schönheit der Aufnahmen unsere volle Anerkennung zollen.

Die „Sorbischen Volkstrachten“ sind jeweils zweisprachig bearbeitet. Der sorbische und der deutsche Text haben den gleichen Umfang. Damit wird die Publikation allgemein verständlich.

In der Einleitung erfahren wir etwas über die Lebensbedingungen der Bevölkerung. Hervorgehoben sei die Tatsache, daß die Tracht wesentlich durch den Umstand geprägt wurde, daß das Material vor allem aus eigenen Erzeugnissen stammt: Wolle und Leinen. Zur festlichen Auszier bedient man sich nicht eines kostbaren Stoffes, sondern man wendet eine hochentwickelte Stickkunst an, vor allem die Lochstickerei auf den weißen Schürzen, Krägen, „Kitteln“ (Frauenhemden mit Ärmeln), Schultertüchern und Hauben. Die Kreuzstich- und Plattstichstickerei treten daneben stark zurück. Neben der reichen Stickerei ist der eigentliche Schmuck von geringem Wert, wenn er nicht überhaupt aus Glasperlen besteht. Die trachtlichen Besonderheiten unterscheiden deutlich den Anlaß des Tragens und die gesellschaftliche Stellung der Trägerin. Aus einer Statistik von 1956 erfahren wir auch, wie gering die Zahl der Trachtenträgerinnen in diesem Gebiet geworden ist; es sind nicht einmal 10% der Bevölkerung; nur 53 sind unter 24 Jahren. Die Tracht ist also auch dort zum Aussterben verurteilt. Umso mehr schätzen wir die genaue Aufzeichnung, die sich nicht nur auf die Schnitte und Stoffe der Festtrachten beschränkt, sondern auch ihr Augenmerk auf die Arbeitstrachten richtet und auch auf die Herstellung der Stoffe und der einzelnen Trachtenteile achtet (Abschnitt II). Bei der Durchsicht der Abbildungen erwies sich Nr. 69 als interessant, die die Deutung eines bisher als „Schleifstock“ bezeichneten Gerätes im Österreichischen Museum für Volkskunde ermöglichte (Inv.-Nr. 13.138). Das Gerät stammt aus dem Kuhländchen und kam mit der Sammlung Alexander Hausotter 1902 nach Wien. Es ist ein „Glättstock“, dem die Aufhängevorrichtung und die Unterlage, auf die der Stoff zu liegen kam, fehlt. In der nun herangezogenen Literatur zeigte sich, daß derartige Glättgeräte in der Blaudruckerei früher weit verbreitet waren. Heute verwendet ein solches Geräte noch der Färber Petzold in Bretinig (Amtsh. Kamenz), während Frau Schierz in Sabrodt bei Hoyerswerda sich einer Halbkugel aus Glas bedient¹⁾.

Die Arbeit Schneiders behandelt im III. Abschnitt die Tracht im Leben der dörflichen Gemeinschaft, in IV. die Entwicklung der Tracht, wo die historischen Nachrichten und Bildzeugnisse der Trachten der

¹⁾ Angeregt durch Prof. Leopold Schmidt und die vorliegende Publikation, werde ich versuchen, an anderer Stelle näher auf das Glätten des Blaudruckes und die dazu verwendeten Geräte einzugehen.

Wenden zusammengetragen sind. Dabei werden die Abbildungen wiederholt, die schon Walther Steller 1938 in seinem Buch „Schlesische Volkstrachten 1. Die niederschlesischen Volkstrachten“, das allerdings von Schneider nicht zitiert wird, veröffentlicht hat.

Für die Wort- und Sachforschung sind die Worterläuterungen wertvoll. Der reiche Abbildungsteil beschließt den Band.

Maria Kundegraber

Joseph Hess, **Alt luxemburger Denkwürdigkeiten.** (= Beiträge zur Luxemburgischen Sprach- und Volkskunde, Nr. VII). 390 Seiten, 65 Abb. Luxemburg, Hofbuchdrucker P. Linden, 1960. ö. S. 120,—.

Aus dem breiten Grenzstreifen zwischen Deutschland und Frankreich bzw. Belgien, dieser volkskundlich-kulturgeschichtlich hervorragend wichtigen Zone, treffen ab und zu bei uns Sammelbände von kleineren Schriften verdienter Forscher der älteren Generation ein, die besonderes Augenmerk verdienen. Das gilt für den schönen Band von Josef Lefftz, *Elsässische Dorfbilder*. Ein Buch von ländlicher Art und Kunst (Woerth, 1958, Editions Sutter) nicht minder wie für den soeben erschienenen Band von Joseph Hess. Dieser bewährte Vertreter der Luxemburger Volkskunde, dessen Hauptwerk „Luxemburger Volkskunde“ 1929 erschien, hat schon zehn Jahre später eine wichtige Ergänzung unter dem Titel „Luxemburger Volksleben in Vergangenheit und Gegenwart“ herausgebracht.

Der vorliegende Band enthält nun eine stattliche Anzahl kleinerer Abhandlungen in 10 Gruppen geordnet: Aus ältesten Tagen; Recht und Aberrecht; Aberglaube; Volksmedizin; Religion und Glaube; Das Dorf; Das Bauerntum; Lebensstufen; Tracht und Speisen; Brauchtum des Jahres. Die bedeutsamen, mit vorzüglichen Literaturverweisen ausgestatteten Beiträge machen auf ganz verschiedene wichtige Einzelheiten aufmerksam. Wallfahrten, Pestpeile, Kopfwehreifen, die Echternacher Springprozession, das Jaudesjagen (Judasjagen), das findet sich hier ebenso wie Dorf, Bauernhaus, Nachbarschaft, Holzschüsseln und Zinnteller, oder die Kleinindustrie (Ölschläger, Pottaschesieder usw.) und manches andere noch. Der erste, zunächst mehr archäologisch anmutende Abschnitt ist mit Sagenaufzeichnungen durchwirkt, im zweiten, rechtsgeschichtlich erscheinenden, sind Dinge wie der Schössmeier oder das Marktkreuz, Rechtspruchwörter und Herrentanz zu finden. Es ist also ein beträchtlicher Reichtum, der hier kenntnisreich vorgetragen wird, wobei die guten Bilder noch betont werden müssen. Ein wichtiges Buch also, für das vor allem die intime Kenntnis des gewiegenen landschaftlichen Betrachters einnimmt.

Leopold Schmidt

Beiträge zur Volkskunde, der Universität Basel zur Feier ihres 500-jährigen Bestehens dargebracht von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. 200 Seiten, 15 Bildtafeln. Basel 1960, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde.

Im Reigen der volkskundlichen Festschriften fehlt auch die Schweiz nicht. Wir sind von den Basler Kollegen gewohnt, daß sie besonders aparte Festschriften zu gestalten verstehen. Man erinnert sich etwa der wertvollen Meuli-Festschrift „Heimat und Humanität“ von 1953. Nun benützt unsere Schwestergesellschaft die 500-Jahr-Feier der Universität Basel, um wieder eine schöne Festschrift vorzulegen, die in gediegener Form auch als Sonderdruck aus dem „Archiv“ erscheint. Die spe-

zifische Basler Form der schweizerischen Volkskunde kommt dabei deutlich zur Geltung. So bringt Hans Georg Wackernagel wieder einen Beitrag zu seinem besonderen Interessengebiet, dem bündischen Kriegerum: „Bemerkungen zur älteren Schweizer Geschichte in volkskundlicher Sicht“. Das Anschneiden der Bedeutung der Zahl 40 wird man sich hier besonders merken müssen. Eine Art von Ergänzung von geradezu kriegspsychologischer Seite her bietet Walter Schaufelberger mit „Zu einer Charakterologie des altschweizerischen Kriegerturns“. Ebenfalls nicht weit vom Schuß, in diesem Fall vom Tellen-Schuß, liegt der Beitrag von Hans Trümpp „Zum Fastnachtsspiel in Gottfried Kellers Roman „Der grüne Heinrich“. Die von Ingeborg Weber-Kellermann vor kurzem vorgelegte Studie „Volktheater und Nationalfestspiel bei Gottfried Keller (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. III, Berlin 1957, S. 145 ff.) wird hier ganz wesentlich ergänzt. Aus dem Gebiet des Schauspiel- und Maskenbrauches stammt auch die Studie von Robert Wildhaber „Zur Problematik eines slowenischen Maskenattributs“, in der er den mit Igelhaut bewehrten Stock eines „Korant“, eines perchtenartigen Maskenläufers aus dem Pettauer Feld in der ehemaligen Untersteiermark behandelt.

Das gewichtigste Stück ist jedoch der Beitrag von Karl Meuli „Scythica Vergiliana. Ethnographisches, Archäologisches und Mythologisches zu Vergils Georgica 3,367 ff.“ Meulis Vorliebe für diesen Themenbereich aus dem Grenzbezirk von klassischer und barbarischer Antike hat sich schon vielfach bewährt. Seine „Scythica“ von 1935 (Hermes. Zeitschrift für klassische Philologie, Bd. 70, S. 121 ff.) sind ein Meilenstein in der Forschung über den Schamanismus, sein Alter und seine Auswirkungen geworden. In der vorliegenden großen, ungewöhnlich stoffreichen Abhandlung, die mit der für Meuli charakteristischen Beschwingtheit von Thema zu Thema schreitet, geht es vor allem darum, die merkwürdige Beschreibung einer Elchjagd bei Vergil zu klären. Nach Meulis Annahme müßte es sich um eine Jagd auf Schneeschuhen gehandelt haben, die freilich bei Vergil nicht wörtlich erwähnt werden. Von größter Stoffkenntnis dabei die Abschnitte über Rentier und Elch in antiken Zeugnissen, dann über die Geschichte des Schneeschuhes und der kerynitischen Hindin, die, von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, auch ein Beitrag zur Archäologie des alten Nordens sein kann. Meuli hat sich daran nicht genügen lassen, und einerseits noch den schweizerischen Indianermaler Peter Rindisbacher verfolgt, dessen Bilder nach 1822 entstanden sind, andererseits Schiller's „Nadowessische Totenklage“, in der der Schneeschuh, so angebracht er dort wäre, auch nicht vorkommt, und schließlich Raschid-uddin's Bericht über die Schneeschuhjagd kommentiert. Blickweite und Kenntnistiefe hier wie immer bei Meuli bewundernswert. Über die Tragfähigkeit dieser Kommentierung für die Vergil-Stelle selbst mögen Berufene urteilen.

Leopold Schmidt

Max Lüthi, **Das europäische Volksmärchen**. Form und Wesen. 2. Aufl. (= Dalp-Taschentücher Bd. 351). Bern 1960, Verlag A. Francke. 132 Seiten. Fr. 2,80.

Lüthi legt hier sein bemerkenswertes Buch von 1947, das sich mit dem Märchen vom Standpunkt der Literaturwissenschaft beschäftigt, in zweiter, durchgesehener und erweiterter Form vor. Es ist zunächst einmal erfreulich, daß eine solche zweite Auflage überhaupt möglich ist, dann nicht weniger, daß sie in einer Taschenbuch-Serie erscheint. Diese Reihen haben ja bisher die zur Volkskunde zählenden Veröffent-

lichungen noch kaum berücksichtigt. Von der Neuauflage selbst ist besonders zu erwähnen, daß sie ein neues, abschließendes Kapitel „Märchenforschung“ (S. 98 ff.) enthält, das in sehr angenehmer, unparteiischer Weise über alle wichtigeren Arbeiten und Tendenzen der gegenwärtigen Märchensammlung und -forschung unterrichtet. Am wichtigsten erscheint mir in diesem lesenswerten Kapitel der Satz S. 108: „Die eigentlichen Betreuer des Märchens sind weder die Literaturwissenschaftler noch die Psychologen, sondern die Volkskundler“. Das ist eine sehr erfreuliche Anerkennung, aus der Feder eines Kenners und Darstellers, der selbst doch von der Literaturwissenschaft herkommt, und mit deren Kategorien auf dem Gebiete des Märchens vorzüglich zu arbeiten versteht.

Leopold Schmidt

Quand les Marionettes du Monde se donnent la Main... Festival International de la Marionette moderne. Festival International de la Marionette traditionnelle. Congres International de la Marionette traditionnelle. Exposition Internationale de la Marionettes traditionnelles 515 Seiten, mit zahlreichen Abb. Lüttich, Commission du Folklore de la Saison Liégeoise 1958, 1960.

Der Puppenspiel-Kongreß in Lüttich 1958, auf den wir seinerzeit aufmerksam gemacht haben (ÖZV XII/61, 1958, S. 165), legt mit diesem stattlichen Band seinen Kongreßbericht vor. Es ist sehr erfreulich, daß darin die zum Teil doch recht wichtigen Vorträge abgedruckt werden konnten. Aus der Fülle der Beiträge seien hier wenigstens einige dem Titel nach angeführt: Günter Schnorr, Aspekte der Puppen- und Schattenspielforschung; Eva Vodičková, Über die Bedeutung der volkstümlichen Puppenspieler in den böhmischen Kronländern Böhmen und Mähren um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts und das Nachklingen ihrer Tätigkeit; Niko Kuret, La Marionette traditionnelle des Slovènes (Über das gleiche Thema hat Kuret auch im Slovenski Etnograf, Bd. X, Laibach 1957, S. 113 ff. berichtet); Pertev Naili Boratav, Le type de Karagöz et ses correspondants dans la tradition narrative; Demetrios Loucatos, La tradition et le vie populaire grecques dans les représentations de Karaghiozis; Paul de Keyser, Le répertoire des théâtres de marionettes en Flandre au XIX^e siècle; Carmelina Naselli, Origine, repertoire et diffusion des "Pupi" Siciliens; Roger Pinon, Le repertoire des marionettes liégeoises; Joan Amades, Le théâtre des marionettes en Catalogne. Von den organisatorischen Vorträgen erscheint uns besonders der von Hans R. Purschke: Vorschläge zur Schaffung eines Internationalen Forschungszentrums für das traditionelle Puppenspiel samt Gedanken über mögliche Maßnahmen zur Erhaltung des traditionellen Puppenspiels, bemerkenswert. Freilich sind Ansätze zu einer derartigen Erfassung schon öfter und an verschiedenen Orten gemacht worden. Man findet ja auch im vorliegenden Band einen Bericht von Monique Ray über die Sammlung in Lyon, die sich „Musée International de la Marionette“ nennt. Und die Puppenspielsammlung am Historischen Museum der Stadt München läßt sich in ihrer Bedeutung auch kaum mehr übersehen. Da werden wohl Schritte zur Zusammenarbeit einerseits getan werden müssen, andererseits Zentren in den einzelnen Ländern mehr als die zu rasch gegründeten internationalen Institutionen leisten können, die ja diesen Namen fast immer ohne wirkliche Berechtigung tragen. Der Lütticher Kongreß war ausnahmsweise einmal wirklich eine internationale Veranstaltung und hat durch die Heranziehung von Vertretern bisher puppenspielgeschichtlich fast unbekannter Gebiete beson-

ders verdienstvoll gewirkt. Man wird also diesen Kongreßbericht samt dem (freilich nicht immer stichhaltigen) Katalog der in Lüttich gezeigten Puppenspiel-Ausstellung als wertvollen Beitrag zur Erforschung des Puppentheaters in Erinnerung behalten. Leopold Schmidt

Humaniora. Essays in Literature, Folklore, Bibliography. Honoring Archer Taylor on his Seventieth Birthday. Herausgegeben von Wayland D. Hand und Gustave O. Arlt. New York 1960. J. J. Augustin Publisher, Locust Valley. 274 Seiten, mehrere Abb. auf Tafeln.

Vorliegende Festschrift für den bedeutenden amerikanischen Gelehrten kann sich an Stattlichkeit mit der John Meier-Festschrift von einst (1930) messen; sie ist übrigens in Deutschland (Glückstadt) gedruckt und weitgehend von der deutschen Erzählforschung der Gegenwart geprägt.

Von den zahlreichen wertvollen Beiträgen können hier nur einige erwähnt werden. Dag Strömbäck erörtert „Die Wahl des Kirchenbauplatzes in der Sage und im Volksglauben mit besonderer Rücksicht auf Schweden“ (S. 37 ff.). Die vorzüglich fundierte Studie hätte wohl durch stärkere Heranziehung der süddeutschen und österreichischen Wallfahrtslegendenforschung noch beträchtlich gewonnen, durch sie wäre die überstarke Betonung der biblischen Komponente der Gespannlegende vielleicht etwas abgeschwächt worden. Die Hervorhebung der bezeichnenden nordischen Variante (Baumstamm als Wegweiser) erscheint dagegen sehr wichtig. — Kurt Ranke hat mit dem „Schwank von der schrecklichen Drohung“ (S. 78 ff.) wieder eine seiner genauen Schwankstudien vorgelegt, welche dieses zunächst so unübersehbar scheinende Gebiet allmählich doch erfassbar zu machen beginnen; seine Herleitung dieses Schwankes aus dem Osten, im wesentlichen wohl aus jüdischer Geistigkeit, scheint mir geglückt. — Erich Seemann erweist mit seiner Studie zu einer Gottscheer Ballade „Die zehnte Tochter“ (S. 102 ff.) wieder seine Meisterschaft in der zwischensprachlichen Volksliedforschung. — Lutz Röhrich handelt über „Gebärdensprache und Sprachgebärde“ (S. 121 ff.) mit vorzüglichen Bildbeispielen; seine Darlegungen führen den Themen wie mitunter auch den Formulierungen nach manche meiner eigenen Studien weiter. Im Literaturverzeichnis vermisste ich die vorzüglichen Arbeiten von Herbert Fischer (Graz). — Österreichische Forscher sind nicht zur Mitarbeit an dieser Festschrift eingeladen worden. So nehmen wir den Altösterreicher Ivan Grafenauer als Vertreter, zumal er sich mit dem „Slowenischen Kettenmärlein vom Mäuslein, das durch einen Zaun kroch, aus dem Gailtal in Kärnten“ (S. 239 ff.) ausführlich beschäftigt. Österreichisches Material verwendet auch Hugo Heping in seiner kleinen Studie „Zwei biblische Rätsel“ (S. 270 ff.), wobei es sich um die Rätsel vom Durchzug der Kinder Israel durchs Rote Meer und vom Jonas im Walfisch handelt. — Von den weiteren Beiträgern sind besonders Meister der Volkserzählforschung wie Walter Anderson, Reidar Th. Christiansen, Georgios A. Megas, Anna Birgitta Rooth, Will-Erich Peuckert, Wolfram Eberhard und Stith Thompson namentlich anzuführen. Sie haben sich zusammen mit noch einem Dutzend weiterer Beiträger hier mit vorzüglichen Arbeiten als Huldigung an Archer Taylor eingestellt, der seinerseits in sehr vielen Abhandlungen Themen aus all den hier angeschlagenen Bereichen schon bearbeitet hat. Darüber unterrichtet die von Grant Loomis zusammengestellte Bibliographie (S. 356 ff.), die den sachlichsten Überblick über das gewaltige Lebenswerk des Jubilars bietet.

Leopold Schmidt

Giuseppe Vidossi, **Saggi e scritti minori di Folklore**. Prefazione a cura di Paolo Toschi, 544 Seiten, 1 Porträt. Turin 1960, Bottega d' Erasmio.

Giuseppe Vidossi, Professor für Volkskunde in Turin, langjähriges korrespondierendes Mitglied auch unseres Vereins für Volkskunde, hat seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Dem noch aus dem alten Österreich herüberragenden Gelehrten, der sich vor allem hervorragende Verdienste auf dem Gebiet der oberitalienischen Volkskunde erworben hat, ist als passendste Geburtstagsgabe und Festschrift eine Sammlung seiner eigenen „Kleinen Schriften“ überreicht worden, eine Art der Ehrung, die mir wirklich besonders geeignet erscheint, gerade bei derart lebendigen Persönlichkeiten, die ein Leben lang ihre vielen Anregungen, Beiträge und Untersuchungen in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht haben, wo man sie kaum jemals mehr geschlossen zu überschauen vermag. Was Vidossi auf den Gebieten des Volksliedes, der Volksdichtung, der Kleinerzählung, aber auch auf jenen des Brauches, des Schwertanzes usw. geleistet hat, tritt hier nun sehr schön hervor. Besonders stark und eindrucksvoll läßt sich erkennen, wie sehr Vidossi immer bestrebt war, die italienische Volkskunde, ihre Vertreter und ihre Leistungen wissenschaftsgeschichtlich zu überschauen; man erinnert sich besonders an seinen umfangreichen Beitrag „Zur Geschichte der italienischen Volkskunde“ (hier S. 327 ff.), und wie gern er andererseits volkskundliche Vorarbeiten anderer Länder seinen italienischen Kollegen vorgewiesen hat, beispielsweise den Atlas der deutschen Volkskunde (hier S. 161 ff.) oder das Lebenswerk Michael Haberlandts (hier S. 371 ff.).

Wir haben uns deshalb und in diesem Sinn gern in die Tabula gratulatoria dieses Festbandes eingetragen und wünschen dem Jubilar herzlich gern noch weiteres Schaffen in der gleichen Intensität und Frische wie bisher.

Leopold Schmidt

Ivan Balassa, **A magyar kukorica. Neprajzi tanulmány**. 525 Seiten, 220 Abb. Budapest 1960, Akademiai Kiado.

Balassa hat vor einigen Jahren eine erste Zusammenfassung seiner umfangreichen Untersuchungen über die Mais-Volkskunde in Ungarn gegeben: *Der Maisbau in Ungarn* (Acta Ethnographica, Bd. V, Budapest 1956, S. 103—181). Dieser in deutscher Sprache veröffentlichten kürzeren Fassung folgt mit dem vorliegenden Band nunmehr die ungarische ausführliche Fassung, Zeugnis einer stattlichen Arbeitsleistung. Das bisher etwas vernachlässigte Gebiet erscheint hier von allen Seiten angepackt und für das heutige Ungarn wohl erschöpfend behandelt. Ein ausführlicher deutscher Auszug ist beigegeben. In dem sonst ausführlichen Literaturverzeichnis vermissen wir die Arbeit von Adolf Mais, *Die Maisspeicher in Österreich* (Die Wiener Schule der Völkerkunde, Festschrift zum 25jährigen Bestand 1929—1954. Wien 1955. S. 535—550).

Leopold Schmidt

Holger Rasmussen, **Fynske Bindebreve** (= Fynske Studier II). 93 Seiten, 29 Abb., 1 Farbtafel. Odense 1960, Odense Bys Museer.

Das „Binden“ zum Geburtstag, mit den dazugehörigen Bindegedichten und Bindebriefen ist im wesentlichen eine Sache des norddeutschen Barock. Im 17. Jahrhundert haben sich die adeligen und bürgerlichen Schichten stark daran beteiligt, damals ist auch die Verbreitung nach Skandinavien erfolgt. In Dänemark hat die freundliche Sitte

eine lang nachwirkende Geltung besessen. Holger Rasmussen, der sich in der Zeit seines Wirkens in Odense um die Volkskunde in den Museen der Insel Fünen sehr verdient gemacht hat (vgl. auch seine verschiedenen Abhandlungen in der Zeitschrift „Fynske Minder“) hat nun die erhaltenen 40 Bindebriefe aus Fünen, die aus dem Zeitraum von 1630 bis 1889 reichen, untersucht. Die Darstellung ist dänisch, doch unterrichtet ein deutsches Resumé über die Ergebnisse. Das Bändchen ist geradezu bibliophil schön ausgestattet und vermittelt von dieser zarten Papier-Volkskunst einen vorzüglichen Eindruck.
Leopold Schmidt

Pius Emmenegger, Senseland (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 98/99). 120 Seiten, davon 57 bis 120 Abb. Bern 1960, Verlag Paul Haupt.

Die schöne Reihe der „Schweizer Heimatbücher“ bietet immer wieder Einzelbände mit guten landschaftlichen Sonderdarstellungen. Hier liegt der Band über das Land an der Sense, also im wesentlichen den deutschen Teil des Kantons Freiburg, vor. Das katholische Bauernland, Voralpen- und Alpengebiet, kommt in der Einleitung zu einer guten heimatkundlichen Darstellung, durch die man die in sich dreigeteilte Landschaft besser versteht. Der Bildteil zeigt neben vorzüglichen Landschaftsaufnahmen schöne, instruktive Bilder von Bauernhäusern, Möbeln, Geräten, auch Menschen bei der Arbeit und beim Fest. Sehr schön die Aufnahme (89) der „Kreuzgangtöchter“ von Tafers in der „Kränzlitracht“.
Leopold Schmidt

Vorträge und Reden anlässlich des ersten Tages des Brotes in Ulm/Donau am 22. Oktober 1960 (= Schriftenreihe des Deutschen Brotmuseums, Heft 1). Ulm 1961. Deutsches Brotmuseum, 40 Seiten (vervielfältigt).

Anlässlich der Neueröffnung des privaten „Deutschen Brotmuseums“ wurde eine Reihe von Vorträgen über Stellung und Bedeutung des Brotes gehalten. Sie liegen nunmehr veröffentlicht vor und geben einen schönen Überblick über den Umfang der Interessen des Brotmuseums und seines Gründers, Senator Eiselen. Auch ein volkskundlicher Vortrag befindet sich darunter, Helmut Dölker hat klug überlegt und vielseitig über „Brot und Gebäck im volkstümlichen Leben“ gesprochen (S. 9—23). Es wäre schön, wenn in dieser Schriftenreihe auch weiterhin die Volkskunde ab und zu zu Wort kommen könnte.
Leopold Schmidt

Erklärungen und Er widerungen aus dem Bereich des Österreichischen Volkskundeatlas

Erklärung zu ÖZV XIV/63/1960, S. 58 ff.

In meiner Besprechung des „Österreichischen Volkskundeatlasses“ (ÖZV, Bd. XIV/63/1960, S. 58 ff.) findet sich eine Bemerkung über das Verhalten von Mitgliedern der Kommission des Österreichischen Volkskundeatlasses, die in mündlichen und schriftlichen Äußerungen des früheren Vorsitzenden des Vorstandes und der Kommission, die mir zur Kenntnis gebracht wurden, begründet war.

Wenn die Andeutung davon die Mitglieder der Gesellschaft oder der Kommission beleidigt haben sollte, bedauere ich dies.

Ich versichere, daß ich nicht die Absicht hatte, die Ehre der Gesellschaft oder der Kommission, auch nicht die Ehre der einzelnen Mitglieder zu kränken.
Leopold Schmidt

Erwiderung zu ÖZV XIV/63/1960, S. 58 ff.

Auf die Besprechung der 1. Lieferung des „Österreichischen Volkskundeatlasses“ durch Herrn Univ.-Prof. Dr. L. Schmidt im 1. Heft des 63. Bandes der „Österr. Zeitschrift für Volkskunde“ (Wien 1960) S. 58 ff. im Gegenständlichen näher einzugehen, dürfte sich angesichts der Tatsache, daß der Atlas bereits in Händen nahezu aller maßgebenden Fachleute ist, erübrigen. Es hat sich wohl jeder bereits sein Urteil gebildet, das sich, wie Besprechungen z. B. im „Schweizerischen Archiv für Volkskunde“, Bd. 55, 1959, Heft 4, S. 283 f. (R. Weiss), in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitschrift für Volkskunde“, 6. Jg. (1959), Heft 3–4, S. 256 ff. (G. Wiegmann), in den „Hessischen Blättern für Volkskunde“ Bd. 49/50, 2. Teil (1959) S. 20 ff. (F. Mössinger) bezeugen, oft erheblich von den Ansichten des Herrn Univ.-Prof. Dr. L. Schmidt unterscheidet.

Mit Befriedigung nehme ich aus der oben stehenden „Erklärung“ des Herrn Prof. Dr. L. Schmidt zur Kenntnis, daß die Beschuldigung, „sehr weitgehender Verleumdungen und hinterhältiger Verdächtigungen, mit denen verschiedene Mitglieder der Atlaskommission“ gegen die Leitung des Vereines für Volkskunde und die Leitung des Österreichischen Museums für Volkskunde vorgegangen seien, „in mündlichen und schriftlichen Äußerungen des früheren Vorsitzenden des Vorstandes und der Kommission“, d. h. also des Herrn Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, begründet waren. Dadurch besteht auch für mich keine Veranlassung mehr, mich gegenüber dieser Pauschalverdächtigung zu verwehren.

Im weiteren ist es richtig, daß durch die in ungewöhnlicher Form vorgebrachten, nachweislich haltlosen Angriffe des Herrn Prof. Doktor Helbok gegen mich tiefgreifende Differenzen zwischen ihm und mir als den beiden Herausgebern des „Österreichischen Volkskundeatlasses“ entstanden sind. Da inzwischen dieses (ebenfalls) mit zum Teil „vertraulichen“ schriftlichen und mündlichen Äußerungen verbundene zweckbestimmte Vorgehen den beabsichtigten Erfolg gezeitigt hat, mich aus der Leitung des Atlaswerkes auszuschalten und die Zentralstelle unter Leitung von Herrn Prof. Dr. R. Wolfram von Linz nach Wien zu verlegen, von wo aus der Atlas weitergeführt werden soll, erübrigt sich für mich jede weitere Stellungnahme zu den von Herrn Prof. Dr. Schmidt in dem oben zitierten Artikel erwähnten persönlichen Angelegenheiten innerhalb der Gesellschaft für den österreichischen Volkskundeatlas, über die sich wohl auch Außenstehende bereits ein Bild gemacht haben.
Ernst Burgstaller

Erwiderung zu ÖZV XIV/63/1960, S. 133 ff.

In seiner Rezension des Berichtbandes von der 2. Arbeitstagung über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde im vorletzten Heft dieser Zeitschrift macht E. Burgstaller gegen einen einzigen Beitrag kritische Einwände, nämlich meinen über Südtirol. Er bemängelt, daß ich hervorhob, meine Aufzeichnungen erfaßten sämtliche Orte des Landes, dieses Verfahren sei weder neu, noch vereinzelt. Dem ist entgegenzuhalten, daß mein Verfahren vor 20 Jahren tatsächlich neu und ungewöhnlich war. Es bestand übrigens nicht nur aus einer Erfassung sämtlicher Orte, sondern aus der grundsätzlichen Doppelbefragung durch Fragebogen und direkte Aufzeichnung im möglichst gleichen Ausmaß, die sich gegenseitig ergänzen und kontrollieren. Die von Burgstaller genannten anderen Unternehmungen gab es zur Zeit meiner Forschungen noch nicht, sie verwenden meine Methode auch nicht im gleichen Umfang. Außerdem betonte ich selbst (S. 19), daß meine Methode heute nicht mehr so neu ist, es aber zur Zeit ihrer ersten Anwendung war. Burgstallers Einwand ist also ganz überflüssig. Ferner wendet sich Burgstaller gegen das Hervorheben der besonderen bildnerischen Begabung des Tiroler Volkes (einschließlich umgebender Grenzsäume, wie ich eigens hinzufügte). Auch abgesehen von den durch Burgstaller bestrittenen Forschungsergebnissen von A. Helbok lehrt ein Blick auf die gesamte tirolische Volkskultur (nicht Südtirol allein, wie Burgstaller unrichtig zitiert), z. B. das Maskenschnitzen, die Möbelauszier, die getäfelten Stuben, die Bundwerkgiebel mit reichster Auszier, das Malen auf den Hauswänden usf. die Richtigkeit meiner Beobachtungen. Ich erinnere an A. Dörrers „Pranggedanken“, den er für solche und andere Erscheinungen des Tiroler Volkslebens prägte. Burgstaller erklärt auch einige angeführte typische Verbreitungsbilder meiner Karten nicht für neu. Er hat meinen Vortrag weder gehört, und die dabei vorgelegten Karten gesehen, noch genügend zitiert, was ich darüber in der Publikation sagte und was über die von ihm allein herangezogenen Beispiele hinausgeht; z. B. die kulturelle Kleinkammerung Südtirols in 7 Räume. Wenn er dagegen seine eigenen Gebäckkarten anführt, so sind diese erstens nicht auf Grund eigener Forschungen Burgstallers in Tirol erstellt, sondern aus dem Fragebogenmaterial des AdV gezogen, auf dessen Vorhandensein in Innsbruck ich Burgstaller 1946 aufmerksam machte; zweitens aber liegen meine Forschungen früher als die Karten Burgstallers.

Richard Wolfram

Anzeigen / Einlauf 1955—1960 / Festschriften für Persönlichkeiten im Bereich und Umkreis der Volkskunde

Lied und Brauch. Aus der Kärntner Volksliedarbeit und Brauchforschung. Anton Anderluh dem Volksliedforscher und -pfleger zur Vollendung seines 60. Lebensjahres dargebracht. Klagenfurt 1956, Verlag des Landesmuseums für Kärnten (= Kärntner Museumsschriften Bd. VIII) 167 Seiten, Abb. und Noten im Text. 12.512

Beiträge zur vergleichenden Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke. Festschrift für Walter Anderson zu seinem 70. Geburtstage (= FF Communications Nr. 151—163) Helsinki 1955, Academia Scientiarum Fennica. Mit Porträt und Abb. im Text. 3443/151—163

Aus der Enge in die Weite. Beiträge zur Geschichte der Kirche und ihres Volkstums. Dr. theol. Georg Biundo von Fachgenossen und Freunden zum 60. Geburtstag dargeboten. Herausgegeben im Auftrag des Vereins für pfälzische Kirchengeschichte von Theodor Kaul. (= Veröffentlichungen des Vereins für Pfälzische Kirchengeschichte, Bd. IV) Grünstadt 1952. 278 Seiten, Abb. 11.651

Festschrift für Eduard Castle. Zum 80. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Herausgegeben von der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung und vom Wiener Goethe-Verein, Wien 1955, Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. 236 Seiten, 21 Abb. 12.231

Hommages a Georges Dumézil. Bruxelles (Berchem), 1960, Latomus, Revue d'Etudes Latines (= Collection Latomus, Vo. XLV). XXIII und 238 Seiten, 3 Bildtafeln. 15.852

Festschrift für Sigurd Erixon (= Folk-Liv. Acta ethnologica et folkloristica Europaea, Bd. XXI—XXII). Tillägnad Sigurd Erixon pa 70-årsdagen. Stockholm 1958, Generalstabens litografiska Anstalts Förlag. 216 Seiten, zahlreiche Abb. 5426/XXI—XXII

Zwischen Kunstgeschichte und Volkskunde. Festschrift für Wilhelm Fraenger. Herausgegeben vom Institut für deutsche Volkskunde (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 27). Berlin 1960, Akademie-Verlag. 241 Seiten, 43 Tafeln, Abb. 7901/27

Aus Kärntens Volksüberlieferung. Georg Graber zum 75. Geburtstag. Herausgegeben von Gotbert Moro (= Kärntner Museumsschriften Bd. XVII). Klagenfurt 1957, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. 176 Seiten, Abb. Karten, Noten. 13.564

Gottfried Henssen zum 70. Geburtstag. (= Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 10). Bonn 1959, Ferd. Dümmlers Verlag. 280 Seiten, 12 Abb. 8153/10

Festschrift für Hugo Hepding. Zum 80. Geburtstag (= Hessische Blätter für Volkskunde. Herausgegeben im Auftrag der Hessischen Ver-

einigung für Volkskunde von Bernhard Martin und Gerhard Heilfurth). Gießen 1958, Wilhelm Schmitz Verlag. 354 Seiten, Abb. und Karten im Text. 555/49—50

Beiträge zur Landeskunde Tirols. Klebelsberg-Festschrift (= Schlern-Schriften Bd. 150). Innsbruck 1956, Verlag Wagner. 249 Seiten, XXXIV Bildtafeln. 13.253

Verzeichnis der Schriften von Eberhard Kranzmayer. Als Festgabe zu seinem 60. Geburtstag dargebracht von seinen Wiener Freunden und Mitarbeitern, herausgegeben von Herwig Hornung. Wien 1957, Wörterbuchkanzlei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. 16 Seiten. 13.601

Festschrift für Dietrich Kralik. Dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern. Horn 1954, Verlag Ferdinand Berger. 290 Seiten. 11.324

Documenta humana. Festgabe für Dr. med. Dr. phil. Eduard Kriebbaum. Ausgewählt und meiner einer biographischen Würdigung versehen von Aldemar Schiffkorn (= Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes, Bd. 2) Graz, 1957, Stiasny-Verlag. 73 Seiten, 1 Abb. 13.762

Tanz und Brauch. Aus der musikalischen Volksüberlieferung Kärntens, Roman Maier, dem Sammler und Pfleger von Kärntnerlied- und Kärntnertanzgut zur Vollendung seines 75. Lebensjahres dargebracht. Herausgegeben von Gotbert Moro (= Kärntner Museumsschriften Bd. XIX). Klagenfurt 1959, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. 176 Seiten, Abb. und Noten im Text. 14.714

Festschrift für Bernard Martin (= Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 51/52) Gießen 1960. 379 Seiten, 1 Porträt, 2 Tafeln und zahlreiche Textabb. Wilhelm Schmitz Verlag. 555/51—52

Beiträge zur Heimatkunde des nordöstlichen Tirol. Festschrift zum 70. Geburtstag Matthias Mayers (= Schlern-Schriften, Bd. 138). Innsbruck, 1954, Verlag Wagner. XI und 276 Seiten, 15 Tafeln Abb. 12.045

Album Dr. P. J. Meertens, de gehuldigde bij zijn zestigste verjaardag aangeboden door Taal en Tongval (= Sonderausgabe von Taal en Tongval Bd. XI, 1959, H. 3—4). Amsterdam und Brüssel 1959, Centrale Commissie voor Onderzoek van het Nederlandse Volkseigen. 168 Seiten, 1 Bildtafel, Karten im Text. 15.328

Zur Weltgeschichte der Leibesübungen. Festgabe für Erwin Mehl zum 70. Geburtstag, herausgegeben von Rudolf Jahn. Ausgewählte Aufsätze aus vier Jahrzehnten (1920—1960). Frankfurt am Main 1960, Wilhelm Limpert Verlag. 216 Seiten, 1 Bildtafel, Abb. im Text 15.902

Festschrift für Erich Meyer zum 60. Geburtstag. Studien zu Werken in den Sammlungen des Museums für Kunst und Gewerbe, Hamburg. Herausgegeben von Werner Gramberg, Carl Georg Heise und Liselotte Möller in Verbindung mit Peter Wilhelm Meister und Hans Wentzel. Hamburg 1959, Verlag Ernst Hauswedell. 337 Seiten, 322 Abb. 15.063

Festgabe für Hans Joachim Moser zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von einem Freundeskreis. Kassel 1954, Bärenreiter Verlag. 171 Seiten, 1 Abb. 11.798

Festschrift für Alfons Perlick zum 65. Geburtstag, dargebracht von Freunden und Schülern, herausgegeben von F. Heinz Schmidt-Eb-

hausen unter Mitarbeit von Eva-Maria Unsel. (= Schriftenreihe der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen im Verband der Vereine für Volkskunde, Bd. II). Dortmund 1960. 233 Seiten, 4 Bildtafeln, Noten im Text, 4 Karten. 13.958/II

Festschrift für Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, herausgegeben von Helmut Dölker. Berlin, 1955, Erich Schmidt Verlag. IX und 164 Seiten, 1 Abb. 11.905

Siedlung, Wirtschaft und Kultur im Ostalpenraum. Festschrift zum 70. Geburtstag von Fritz Popelka. In Verbindung mit der Historischen Landeskommission und dem Historischen Verein für Steiermark herausgegeben von Fritz Posch. (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives, Bd. 2) Graz 1960, Steiermärkisches Landesarchiv. XIX und 385 Seiten. 15.478

Studia palaeometallurgica in honorem Ernesti Preuschen (= Archaeologia Austriaca, Beiheft 3, Archiv für ur- und frühgeschichtliche Bergbauforschung Nr. 12). Wien 1958, Verlag Franz Deuticke. 155 Seiten, Abb. und Karten im Text. 7135 a/III

Festschrift für Franz Rolf Schröder. Zu seinem 65. Geburtstage. Herausgegeben von Wolfdietrich Rasch. Heidelberg, 1959, Carl Winter Universitätsverlag. 259 Seiten. 15.520

Festschrift für Wolfgang Stämmeler, zu seinem 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin 1953, Erich Schmidt Verlag. 218 Seiten, 1 Abb. 11.774

Lebendiges Mittelalter. Festgabe für Wolfgang Stämmeler. Herausgegeben von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg. Schweiz. Freiburg 1958, Universitätsverlag. XVI und 316 Seiten, Abb. auf Tafeln. 14.673

Folkloristica. Festschrift till Dag Strömbäck. Uppsala, 1960, Almqvist und Wiksells Verlag. VIII und 356 Seiten, Abb. und Noten im Text. 15.983

Humaniora. Essays in Literature, Folklore, Bibliography. Honoring Archer Taylor on his Seventieth Birthday. Herausgegeben von Wayland D. Hand und Gustave O. Arlt. New York, 1960, J. J. Augustin Publisher. X und 374 Seiten, Abb. im Text. 15.695

Ruppiner Beiträge. Literarisches, Volkskundliches, Geschichtliches. Festgabe für Wilhelm Teichmüller (= Ruppiner Heimathefte, H. 9) Neuruppin 1940. 118 Seiten. 11.692

Studies in Folklore. In Honor of distinguished Service Professor Stith Thompson. Edited by W. Edson Richmond. (= Indiana University Publications, Folklore Series Nr. 9). Bloomington 1957, Indiana University Press. 270 Seiten, 1 Abb. 7239/9

Beiträge zur Kunstgeschichte Tirols. Festschrift für Landeskonservator Dr. Oswald Graf Trapp anlässlich der Vollendung des 60. Lebensjahres. Dargebracht von Kollegen, Freunden und dem Verlag. Besorgt von Johanna Gritsch. (= Schlern-Schriften Bd. 208). Innsbruck 1959, Verlag Wagner. 163 Seiten, 48 Tafeln. 15.712

Festschrift für Jost Trier zu seinem 60. Geburtstag. Herausgegeben von Benno von Wiese und Karl Heinz Borck. Meisenheim an der Glan 1954, Westkulturverlag Anton Hain. 518 Seiten, 1 Abb. 12.368

Folkeliv og kulturlevn. Studier tilegnet Kai Uldall. 14. September 1960. Kopenhagen 1960, Nationalmuseet. 338 Seiten, Abb. im Text. 15.982

Volk, Sprache, Dichtung. Festgabe für Kurt Wagner, Herausgegeben von Karl Bischoff und Lutz Röhrich (= Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 28). Gießen, 1960, Wilhelm Schmitz Verlag. 338 Seiten, Abb. und Karten im Text, 2 Bildtafeln. 16.026

Beiträge zur Kunstgeschichte Tirols. Festschrift zum 70. Geburtstag Josef Weingartners (= Schlern-Schriften Bd. 139). Innsbruck 1955, Verlag Wagner. XV und 208 Seiten, 30 Fig., 119 Abb. 11.944

Festschrift. Prof. Dr. J. Anselm Weichenhofer zu seinem 70. Geburtstage gewidmet von seinen Freunden und Verehrern. Wien 1954, Verlag Gerold. X und 164 Seiten, 14 Taf. 11.601

Festschrift zum 70. Geburtstag von Professor Dr. Josef Weninger (= Archaeologia Austriaca, Heft 19/20). Wien 1956, Verlag Franz Deuticke. 278 Seiten, zahlreiche Abb. im Text, Karten. 7135/19—20

Festschrift für Raimund Zoder (= Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. VI) Wien 1957, Österreichisches Volksliedwerk. 227 Seiten, Abb. auf XVI Tafeln, Noten im Text.

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1961

Volkstümliche Fiebervorstellungen

Ein Beitrag zur steirischen Volksmedizin

(Mit 2 Abbildungen)

Von Elfriede Grabner

„Sei mäßig, bade, brauch Clystier,
Damit das Fieber dich nicht berüh“.

(Aus einem steirischen Kräuterbuch.)

Lange Zeit war sich auch die wissenschaftliche Medizin über die Ursache des Fiebers im unklaren. Sie sah im Fieber eine besondere Krankheit und nicht, wie wir heute wissen, ein Symptom derselben. Diese Anschauung änderte sich erst mit der zunehmenden Erkenntnis der medizinischen Wissenschaft. Vor allem die bahnbrechenden Arbeiten eines Louis Pasteur und eines Robert Koch, die der Menschheit die Entdeckung der Bakterien brachten, verdrängten diese falsche Ansicht. Wohl war das Mittelalter, das sein medizinisches Wissen meist aus der antiken Medizin schöpfte, der Wahrheit schon um ein gutes Stück näher gekommen. Es deutete das Fieber als Anmeldung oder Austritt einer Krankheit und suchte nach dem fiebererregenden kranken Organ. Aber diese Erkenntnisse drangen kaum in das breite Volk. Dieses hielt vielmehr an den altüberlieferten Krankheitsvorstellungen fest und glaubte das Fieber durch böse Geister verursacht. Denn die plötzlich auftretenden Fieberanfalle, das Schaudern und Zittern bei denselben, erweckten schon früh den Eindruck eines Dämons, der den Menschen überfällt, schüttelt und reitet ¹⁾. Je nach den Erscheinungsformen spricht man vom „kalten“ und vom „heißen“ Fieber, das über den Menschen plötzlich herfällt und ihn in Fieberfrost erstarren oder in Hitze brennen läßt. Die 72, 77 oder 99 Fieber, gegen die es ebensoviele Heilmittel gibt, sollen die Intensität der Krankheit zum Ausdruck bringen.

Schon die Etymologie des Wortes Fieber zeigt Hitze und Kälte an: Das got. *brinnō*, *heitō* und das ags. *bryne* benennen die Krankheit nach ihrem Hauptsymptom, während das mhd. *friezen*,

¹⁾ M. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, München 1899, S. 138.

froerer, daz kalte (wē) den Fieberfrost andeuten. Auf einer uralten Vorstellung, ein Geist habe den bewußtlos Daliegenden entführt, beruhen spätaltnordisch ritha, (für älteres hritha), ahd, rit(t)o, mhd. rit(t)e. So heißt es noch in einem Siebenbürger Diebssegen vom Fieber: „... die dritte (Kette) ist der grüne Rît, das dich schütteln soll, wenn du herkommst . . .)“²⁾. Diese Benennungen für das Fieber weichen aber dem lat. febris, das zur Sippe von favilla (glühende Asche) und fovēre (warm machen) gehört und bilden das ahd. fiebar und ags. fēfer³⁾. Die Römer kannten eine eigene „Dea Febris“, der man auch vielfach Weihegaben darbrachte, während allerlei Beschwörungs- und Zauberformeln diese Kulthandlung ergänzten⁴⁾.

In der Volksvorstellung werden oft als Erreger des Fiebers weibliche Wesen angenommen, die dann als Fieberfrauen oder Fieberschwestern den Menschen bedrängen. Besonders in Rußland und auf dem Balkan findet man sehr häufig diese Vorstellung. In der Ukraine werden diese Frauen, deren Anzahl fast überall 77 ist, die „Trjasawyci“, die „Schüttelnden“, genannt. Immer begegnet ihnen ein Heiliger, der sie durch Schläge und Schimpfworte von den Menschen abwenden will. Er fügt einer jeden 70 oder 77 Wunden zu. Darauf versprechen die Jungfrauen, daß sie jene Menschen, welche an den betreffenden Heiligen glauben und ihn verehren, verschonen werden. Nicht selten nennen sich die Jungfrauen auch die Töchter des Herodes⁵⁾.

Oft sind nicht 77 Jungfrauen die Erregerinnen, sondern nur 9 oder 12 Schwestern, die das menschliche Geschlecht mit Fieber plagen und in Erdhöhlen an Ketten gefesselt liegen. Losgelassen fallen sie ohne Gnade über die Leute her⁶⁾. In Siebenbürgen nannte man die Fieberfrauen die „drei Wenken“, unter denen man sich kleine schwarze Frauen vorstellte, die im „dunklen“ oder „grünen“ Walde wohnen⁷⁾. Dieselbe Vorstellung von weiblichen Fiebergeistern findet sich in einer mazedonischen Volkserzählung. Sie berichtet von zwei verarmten Frauen, die sich, um nicht Hun-

²⁾ H. v. Wlislöcki, Neue Beiträge zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. (Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn, III. Band, Budapest 1893, S. 43 f.)

³⁾ F. Kluge — A. Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl., Berlin 1951, S. 203.

⁴⁾ Th. Meyer-Steinig und K. Sudhoff, Geschichte der Medizin. 3. Aufl., Jena 1928, S. 93.

⁵⁾ O. Hovorka — A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Bd. I, Stuttgart 1908, S. 149 f.

⁶⁾ J. Grimm, Deutsche Mythologie. II. Band, 4. Ausgabe, Gütersloh o. J., S. 966.

⁷⁾ H. v. Wlislöcki, a. a. O. S. 19.

gers zu sterben, in Fiebergeister verwandeln und in die Körper der Menschen führen. Dort verbrauchen sie die dem Kranken bestimmte Nahrung für sich ⁸⁾).

Immer ist das Fieber etwas Körperliches, Dämonisches, das man durch Beschwörungen und Gebete vertreiben will. Auch versucht man den Fiebergeist, den man in den Kleidern des Kranken vermutet, durch äußere Krafterwirkungen zu töten. In Rußland legte man während der Fieberbeschwörung die Kleider und das Kreuz des Kranken unter einen Mörser, in dem man den zum Spinnen vorbereiteten Flachs stößt. Dabei sprach man: „Mar'ja Ironovna, laß ihn los, sonst werde ich dich unter dem Mörser zu Tode quetschen; wenn du ihn nicht losläßt, werde ich dich nicht loslassen ⁹⁾).

Das Fieber kommt nach der Volksvorstellung aus dem Wasser, aus Brunnen und Teichen. Dies ist an und für sich keine unrichtige Vorstellung, wenn man bedenkt, wie gerade sumpfige und wasserreiche Gegenden einst von schweren Fieber epidemien geplagt wurden. So berichtet noch 1860 M. M a c h e r in seiner „Medizinisch-statistischen Topografie des Herzogtumes Steiermark“, wie die Bewohner des unteren Lafnitztales in den Orten Wörth und Neudau durch die sumpfige und nasse Lage unter häufigen Fieber epidemien zu leiden hatten ¹⁰⁾. Im indischen Atharvaveda ist bereits die gleiche Vorstellung von der Entstehung des Fiebers vorhanden. Es heißt dort: „Als Agni ins Wasser gefahren brannte, die Frommen sich unter Verneigung beugten, dort sagt man, ist hauptsächlich dein Entstehen! Verschone uns gnädiglich du o Takman!“ (Atharvaveda: 1,25). Dies bedeutet ungefähr: Wenn Sonnenhitze über wasserreichen, sumpfigen Niederungen lagert, entsteht das Fieber ¹¹⁾.

Die 72, 77 oder 99 Fieber

Eine eigenartige Vorstellung hat sich nun auch im steirischen Volksglauben erhalten, nach dem es 72, 77 oder 99 Fieber gibt, die den Menschen bedrängen. Über die Symbolik dieser Zahlen soll noch gehandelt werden.

⁸⁾ K. L. Lübeck, Die Krankheitsdämonen der Balkanvölker. (Zs. f. Vkd., 8. Jg., Berlin 1898, S. 380.)

⁹⁾ F. Haase, Volksglaube und Brauchtum der Ostslawen. Breslau 1939, S. 277.

¹⁰⁾ M. Macher, Medizinisch-statistische Topografie des Herzogtumes Steiermark. Graz 1860, S. 491.

¹¹⁾ J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. 1. Band, Prag und Leipzig 1864, S. 163.

Verhältnismäßig selten sind es aber 70 Fieber, von denen es in einem oberbayerischen Fiebersegen heißt: „In Gottes Namen bin ich wegen deiner hierhergegangen und in deinem Namen säe ich den Samen über 70 Fieber und Fieberinnen, diese sollen sich meiden, bis du hieherkommst zum Schneiden. Es helfe dir † Gott Vater † Gott Sohn usw.¹²⁾).

Bei uns in der Steiermark sind es meistens die 72 und die 77 Fieber, die in Fiebersegen und Beschwörungsformeln genannt werden. In Halbenrain bei Radkersburg muß man von einem Weidenbaum eine Rute schneiden, in dieselbe einen Knopf machen und dabei sprechen:

„Wiedl wiedl winn,
zweiundsiebzig Fieber sind,
das was ich hab,
das häng ich daneben an.“

Man darf sich beim Weggehen vom Weidenbaum nicht umsehen und muß zum Schluß noch kniend fünf Vaterunser beten¹³⁾. Der gleiche Spruch ist auch aus Oberösterreich bekannt, nur muß man dort 72 Mal um den Weidenstamm herumlaufen¹⁴⁾. In Altaussee ißt man gegen die 72 Fieber einen gedörrten und pulverisierten Regenwurm, der 72 Glieder hat. Man faßt auch 72 Buchsbaumblätter auf einen Faden, hängt sie um den Hals und zählt von 72 bis 1. Dann stellt man sich auf eine Brücke, mit dem Gesicht gegen den Lauf des Wassers gewendet und wirft den Kranz nach rückwärts, wobei man die Namen der drei göttlichen Personen aussprechen muß. Dabei darf man sich aber nicht umsehen. Die gleiche Handlung kann auch mit einem breiten Wegerich samt allen seinen 72 Wurzeln, der auf einem Kreuzweg gewachsen ist, vorgenommen werden. Beim „Abbeten“ des Fiebers zählt man von 72 bis 1 mit Unterbrechungen bei 69, 59, 39, wobei die heiligen drei Namen eingeschaltet und Kreuzzeichen über dem Kranken gemacht werden. Ebenfalls in Altaussee und auch in Mitterndorf wird Quellwasser, welches in der Richtung des Sonnenaufganges einherfließt, als heilkräftig gegen die 72 Fieber angesehen. Man stellt sich dabei mit dem Rücken gegen Osten und läßt sich auf die hohl gefalteten Hände solches Wasser mit folgenden Worten schütten: „Daß ich wahrhaftig getauft bin im Namen Jesu, sein rosenfarbiges Blut ist für 72 Fieber gut. Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Bei diesen dreimal wiederholten Worten

¹²⁾ M. Höfler, Volksmedizin und Aberglauben in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1888, S. 32.

¹³⁾ Hs. Ferk-Archiv im Steirischen Volkskundemuseum, Schubert 28.

¹⁴⁾ Hovorka-Kronfeld, I. Band, a. a. O., S. 143.

gießt der Kranke das geschöpfte Wasser über seinen Kopf hinweg nach rückwärts¹⁵⁾.

Gegen die 77 Fieber geht man in Donnersbach vor Sonnenaufgang zu einem Nußbaum, schneidet ein Stückchen aus der Rinde und legt einen Zettel mit den Worten: „Nußbaum, ich komme zu dir, nimm die 77-zigerlei Fieber von mir, ich will dabei verbleiben“ hinein und legt die Rinde wieder darüber, damit sie verwächst¹⁶⁾. Derselbe Spruch ist auch in der Mark Brandenburg und in Schwaben bekannt¹⁷⁾. Auch in Kärnten ist der gleiche Brauch üblich, nur geht man dort nicht zu einem Nußbaum, sondern zu einem Holunderbaum¹⁸⁾.

In der Gegend von Zeltweg hat einst V. Geramb folgende magische Besprechungsformel gegen die 77 Fieber aufgezeichnet: „Siemasibzg Fiafa und siemasibzg Froaßn und siemasibzg Vergicht! O mein Jesus und Maria und Josef! Siemasibzg Fiafa, siemasibzg Froaßn, siemasibzg Vergicht, bleibt alle aus, N. N. ist nicht zu Haus. Im Namen Gottes des Vaters . . . N. N. Du hast siemasibzg Fiafa . . . Du hast sechsisibzg Fiafa usw.“ bis „Du hast gar koa Fiafa . . . hast so weni a Fiafa . . ., wie unser Heiland am Kreuz koa Fiafa . . . hat ghabt“¹⁹⁾.

Sehr häufig sind es bestimmte Bäume und Sträucher, die man aufsucht und denen man die 77 Fieber klagt: „Liebe Weid ich klage dir, siebenundsiebzig Fieber plagen mir . . .“ heißt es in Preußen²⁰⁾ und in Schlesien geht man zu einem Birkenbusch und sagt:

„Birkenbusch, ich suche dich,
Birkenbusch, ich krümme dich,
Birkenbusch, ich knüpfe dich
und knüpfe im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit
meiner Frau ihr 77erlei Fieber in dich.“²¹⁾

¹⁵⁾ F. v. Andrian, Die Altaussee. Wien 1905, S. 134.

V. Fossel, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz, 2. Aufl. 1886, S. 131 f.

¹⁶⁾ Hs. Ferk-Archiv im Steirischen Volkskundemuseum (= StVKM), Schubert 28.

¹⁷⁾ K. E. Haase, Volksmedizin in der Grafschaft Ruppın und Umgebung. (Zs. f. Vkd., 7. Jg., Berlin 1897, S. 70.)

M. Bartels, Über Krankheits-Beschwörungen. (Zs. f. Vkd., 5. Jg., Berlin 1895, S. 8.)

¹⁸⁾ M. Maierbrugger, Sympathiemittel aus dem Nockgebiet. (Carinthia I, 146. Jg., Klagenfurt 1956, S. 410.)

¹⁹⁾ V. v. Geramb, Volksmedizinisches aus Steiermark. (Dem deutschen Orthopädenkongreß in Graz zum Willkomm. Graz 1924, S. 23 f.)

²⁰⁾ Hovorka-Kronfeld I, a. a. O., S. 146.

²¹⁾ E. Fehrle, Zauber und Segen. Jena 1926, S. 71.

In Brandenburg tritt an Stelle der Weide oder der Birke der Flie-
der und die Nessel²²⁾.

Eine wichtige Rolle spielt in der Heilvorstellung der 77 Fieber die Osterzeit. Seltsame Zeremonien werden in ihr vorgenommen. Das Osterwasser, das im Volksglauben als besonders heilsam gilt, wird vor Sonnenaufgang aus einer Quelle geschöpft und getrunken. Dabei spricht man: „Dieses Wasser schöpf ich; Christi Blut anbet' ich; dieses Wasser und Christi Blut ist für das 77-erlei Fieber gut . . .“²³⁾. Und die schwäbischen Siedler im Südosten pflegten ehemals am frühen Morgen des Ostertages ins Freie zu gehen und mit aufgehobenen Händen zu beten: „Hehre, heilige Ostern, bewahr' uns vor den siebenundsiebzig Fiebern. Steh' uns bei, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist“²⁴⁾. Eine ähnliche Handlung, um vor Fieber verschont zu bleiben, wurde in der Untersteiermark geübt. Dort betete man am Ostersonntag vor Sonnenaufgang, mit dem Gesicht gegen Osten gewendet, zur Ehre des heiligen Ulrichs, der als Fieberpatron angerufen wird²⁵⁾. Auch bei den deutschen Siedlern in der Ofener Berggegend galt der Ostersonntag als heilkräftig gegen die 77 Fieber. Man ging am Ostersonntag vor Sonnenaufgang auf einen Kalvarienberg, kniete nieder und sprach mit ausgebreiteten Armen:

„I kni mi auf den Stan,
I bitt Gott Vater ganz allan;
Gott is an gerechter Mann
Der wo vor alle 77-erlas Fieber hölfe kann.“²⁶⁾

Fließendes Wasser soll die 77 Fieber hinwegspülen. In Preußen geht man vor Sonnenaufgang an ein fließendes Wasser, ohne sich dabei umzusehen, nimmt den Mund voll Wasser, speit dieses in den Fluß und spricht:

„Frösche ohne Lunge,
Störche ohne Zunge,
Fische ohne Galle,
Nehmt meine siebenundsiebzig-erlei Fieber alle.“²⁷⁾

Im Vogtland hingegen gießt man den Urin des Patienten in fließendes Wasser und bittet dieses, daß es die „siebensiebzig-erlei

²²⁾ K. E. Haase, a. a. O., S. 69 f.

²³⁾ A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Leipzig 1925, 4. Aufl., S. 553.

²⁴⁾ R. F. Kaindl, Die Deutschen in Südslawien. Wien 1926, S. 76 f.

²⁵⁾ Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schubert 28.

²⁶⁾ L. Mátyás, Aus dem Volksglauben der Schwaben von Soly-már und Szent-Iván. (Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn, II. Band, Budapest 1893, S. 244.)

²⁷⁾ Hovorka-Kronfeld Bd. I, a. a. O., S. 147.

Fieber“ über Stock und Stein tragen möge²⁸⁾. Und in der Ukraine zerstückelt man ein hartgekochtes Ei in 77 Teile und gibt es dem Kranken. Dieser geht damit zu einem Fluß, wirft das Ei in das Wasser und spricht: „Ihr seid siebenundsiebzig, ich geb' euch allen Frühstück“²⁹⁾.

Solche Beispiele für die Vorstellung der 77 Fieber ließen sich noch beliebig lang fortsetzen, doch geht es hier nicht um eine Aneinanderreihung von Belegen, sondern vielmehr um die Darstellung einzelner volkstümlicher Fiebertypen, die über weite Räume hinweg dieselben Grundelemente aufweisen.

Ebenso wie die 77 Fieber, aber in weitaus geringerer Verbreitung als diese, gibt es die Vorstellung, daß es 99 Fieber sind, die den Menschen überfallen und quälen. In Böhmen glaubte man einst an 99 Fieberarten. Nach dem dort verbreiteten Volksglauben kommt das Fieber gewöhnlich mit dem ersten Bissen Brot oder mit dem ersten Löffel Suppe in den Menschen. Von den 99 Fieberarten, deren Zahl ursprünglich 100 gewesen sein soll, erzählt man sich folgende Geschichte: Das Fieber wollte einen Menschen besuchen und um ihm in den Magen zu kommen, kroch es in Brotstückchen, die in Milch eingebrockt wurden. Die Leute aber erkannten seine Gegenwart und nahmen die Brotstücklein schnell aus der Milch, legten sie in eine Schweinsblase, die sie fest zubanden und an einen Baum hängten. Das so gefangene Fieber fing an mit der Blase herumzuwerfen und herumzuschleudern, wie es mit den Menschen getan hatte, in welche es gekommen war und trieb es so lange, bis es erstickte. Seit dieser Zeit soll es nur mehr 99 Fieber geben³⁰⁾.

Gegen dieses Fieber gibt es ebensoviele Arzneien. Als bestes Fiebermittel gilt der Wegerich (*Plantago*), denn er hat „99 Wurzelchen“, von denen jedes ein Fieber vertreibt³¹⁾. Die Fiebersegen, mit denen man die Heilung herbeiführen will, unterscheiden sich kaum von jenen, die man bei den 72 und 77 Fieberarten verwendet.

Zur Zahlensymbolik in den Fiebertypen

Bei den Zahlen 72, 77 und 99, die in den volkstümlichen Fiebertypen wohl das Übermaß der Krankheit zum Ausdruck bringen sollen, handelt es sich um große kulturhistorisch begründete Traditionen. Sie werden bis heute — wenngleich

²⁸⁾ H. Dunger, *Rundas und Reimsprüche aus dem Vogtlande*. Plauen 1876, S. 275.

²⁹⁾ Hovorka-Kronfeld I, a. a. O., S. 151.

³⁰⁾ J. V. Grohmann, a. a. O., S. 162 f.

³¹⁾ A. Wuttke, a. a. O., S. 105.

auch oft unbewußt — im Volksleben weitergetragen. Und dies nicht nur in der magischen Volksmedizin, sondern auch in Märchen und Legende, in Redensart und Zauberspruch.

Die Zahl 72, die als „heilige Zahl“ schon früh in das Denken der Menschheit Eingang fand³²⁾, beruht durchaus nicht auf einer „unrichtig fortgepflanzten Tradition“, wie Hovorka-Kronfeld³³⁾ dies von tschechischen Segen vermuten, sondern ist uraltes menschliches Gedankengut. Die Zahl ist auch in der Volksmedizin viel zu häufig, als daß ihr Vorkommen auf einem bloßen Zufall beruhen könnte. So begegnet sie uns in steirischen Fiebersegen und Fiebervorstellungen, wie sie eingangs geschildert wurden. In Leibnitz kannte man früher ein sehr drastisches Mittel gegen das Fieber, bei dem der Kot von 72 Vögeln, mit Zucker und Pfeffer vermischt, ein unfehlbares Mittel gegen das Fieber gewesen sein soll³⁴⁾. In der Mariazeller Gegend mußte man bei Fieber breiten Wegerich mit „72 Wurzeln“ ausgraben, ihn dann 48 Stunden umhängen und dann unter der Dachtraufe eingraben³⁵⁾. In der Umgebung von St. Lambrecht hingegen kochte man aus 72 Spitzwegerichblättern einen Tee, der als Fiebermittel häufig getrunken wurde³⁶⁾. Die Zahl begegnet ferner in einem Gichtsegen aus Gröbming, beim „Abbeten“ eines Males in Admont und in einem Oberwölzer Rezept gegen Augenflecken³⁷⁾. Im oberen Ennstal enthalten die „Fieberpackeln“, die dem Kranken um 7 Uhr abends um den Hals gehängt und am folgenden Morgen um 7 Uhr abgenommen werden, drei Spitzwegerichwurzeln und 72 Buchsbaumblätter³⁸⁾. In Mähren nahm man eine Meerrettichwurzel, schnitt 72 Teilchen davon ab, fädelte sie auf einen Faden und hängte sie dem Kranken um³⁹⁾. Diese Beispiele, die das häufige Vorkommen der Zahl 72 auch in der Volksmedizin beweisen, ließen sich leicht weiter vermehren. Daß die Verwendung dieser Zahl in Krankheits- und Fiebervorstellungen im deutschen, sla-

³²⁾ L. Kretzenbacher, Die heilige Rundzahl 72 (Blätter für Heimatkunde, 26. Jg., Graz 1952, S. 11 ff.)

³³⁾ Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, II. Band, Stuttgart 1909, S. 882.

³⁴⁾ Unger-Theiß-Collection im StVKM, nach einer Hs. im Steiermärkischen Landesarchiv.

³⁵⁾ Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schubert 28, aus Aschbach bei Mariazell.

³⁶⁾ R. Pramberger, Volksmedizin I, geschrieben 1920, S. 542, aufgenommen von Frau Ph. Wallner, Schwarzenbach. Im Archiv des StVKM.

³⁷⁾ Hovorka-Kronfeld Bd. II, a. a. O., S. 277, 724, 787.

³⁸⁾ V. Fossel, a. a. O., S. 130.

³⁹⁾ Hovorka-Kronfeld Bd. II, a. a. O., S. 334.



Abb. 1. Kleines Andachtsbild
Hl. Johannes von Matha
Kupferstich, 18. Jh.
Steirisches Volkskundemuseum
Inv. Nr. 15.627



Abb. 2. Kleines Andachtsbild
vierseitig, mit Gebetstext
Hl. Johannes von Matha
Kupferstich, Wien, 18. Jh.
Steirisches Volkskundemuseum
Inv. Nr. 13.088

wischen und ungarischen Bereich, aber auch weit über diesen hinaus geht, wie es L. Kretzenbacher⁴⁰⁾ in seiner Arbeit über „Die heilige Rundzahl 72“ sehr deutlich ausspricht, beweist eine Nachricht aus Südschantung, die H. Marzell⁴¹⁾ beibringen konnte. Dort wird am 5. des 5. Monats das Fest „tuen-wu“ gefeiert. Am frühen Morgen sucht man auf dem Felde Artemisia („ngē“), — welche Art wird leider nicht gesagt — die man auf den Altar im Hofe legt und die gegen viele Krankheiten verwendet wird. Diese Pflanze heilt — nach dem Glauben der Einheimischen — 72 Arten von Krankheiten und 72 Arten von Erkältungen. Der Volksmund sagt dort, wer im „tuen-wu“ am 5. des 5. Monats keine Artemisia trägt, wird, wenn er stirbt, in einen alten Schildkröten-deckel verwandelt. Auch in der indischen Medizin ist diese Zahl geläufig, spricht sie doch von 72.000 Röhren, die vom Herzen ausgehen⁴²⁾.

Für die christliche Überlieferung ist die Zahl wohl schon in der Evangeliumstelle bei Lukas 10, 1 vorgegeben, obwohl sie auch hier nicht zufällig verwendet wird, sondern auf alter hebräischer Zahlenmystik beruht. Und es ist dann wohl kaum verwunderlich, wenn man sich dieser Zahl vom frühen Mittelalter an in Spielmannsepos, geistlicher Ritterdichtung, Laientheologie und Volkspredigt bewußt wird und sie geistlich ausdeutet. Das Christentum aber hat hier nur auf die heilige Zahl 7 der orientalischen Völker zurückgegriffen, wie sie sich dort aus Mondbeobachtung und Astronomie ergab und in Verwendung stand. Vervielfältigt und verstärkt als 72 oder 77 scheint sie bereits damals die Vielheit oder Unzählbarkeit ausgedrückt zu haben. Über jüdische Vermittlung, besonders durch die Zahlensymbolik der Kabbala (hebr. „Überlieferung“), gelangt diese Zahl wohl in den christlichen Bereich und wird hier bis zum heutigen Tage weitergetragen⁴³⁾.

Ähnliches mag auch für die Zahl 77 zutreffen, die ebenfalls demselben Zahlenkreis zugeordnet werden kann. Auch sie gilt im Volksleben als heilige Zahl, wird aber auch wegen ihrer Ähnlichkeit mit zwei Galgen als „Galgenzahl“ bezeichnet. Die Zahl 77 bezieht sich auf mehrere Bibelstellen, so z. B. auf Genesis 4, 24, Richter 8, 15, Math. 18, 22.

In der Volksmedizin ist sie besonders häufig als Krankheits- und Fieberzahl. In Niederösterreich kennt man 77 Arten von

⁴⁰⁾ L. Kretzenbacher, a. a. O., S. 17.

⁴¹⁾ H. Marzell, Die Zahl 72 in der sympathetischen Medizin. (Zs. f. Volkskunde, 23. Jg., Berlin 1913, S. 70.)

⁴²⁾ Derselbe, a. a. O., S. 71.

⁴³⁾ L. Kretzenbacher, a. a. O., S. 14 f.

Fraisen ⁴⁴⁾ und im ganzen deutschen Sprachraum ist die Vorstellung von den „77 Gichtern“ weit verbreitet. In Bulgarien sammeln Frauen und Mädchen am Johannistag (24. Juni) Heilkräuter gegen 77 × 77 Krankheiten ⁴⁵⁾. Denn nach bulgarischem, mazedonischem und zum Teil auch serbischem Volksglauben versammeln sich am 24. Juni die 77½ Krankheiten, leben in größter Fröhlichkeit gleich menschlichen Wesen, baden und schmücken sich, spielen und tanzen. Die 77½ Krankheiten gelten als furchtbare Frauen, die aus einem fremden Land kommen und daher als „Fremdlinginnen“ bezeichnet werden. Man sammelt an diesem Tag 77-erlei Gräser und Kräuter und nimmt von einem 78-sten noch die Hälfte. Der Bruch ½ scheint hier jedenfalls keine weitere Bedeutung zu haben, als den Begriff 77 noch magisch zu vergrößern. Belege über ein ähnliches Auftreten von Bruchgrößen lassen sich nicht erbringen ⁴⁶⁾.

Als Ausdruck für eine unbestimmt große Zahl findet sich 77 auch in den indischen Veden, so im Atharvaveda 6, 25 und 19, 47 ⁴⁷⁾. Sie soll auch in der Volksmedizin das Intensive der Krankheit andeuten und drängt die vor allem bei den indogermanischen Völkern gebrauchte und darum auch als „heidnisch“ bezeichnete Zahl 99 stark zurück. Im Rigveda (I, 32.14 und I, 84.13) wird die Zahl 99 mehrmals zur Bezeichnung der zahllosen Regenströme des Himmels verwendet. Wie sehr auch die Zahl 77 heute überwiegt, so finden sich doch neben den 99 Fieberarten auch die 99 „Gichter“ und Krankheiten und im norddeutschen Volksglauben wird von sehr reichen Gutsbesitzern erzählt, daß sie „99 Güter“ hätten ⁴⁸⁾. Für die Apotheker aber hat sich dort der Name „Neun- undneunziger“ erhalten, angeblich weil sie 99 Prozent nehmen ⁴⁹⁾. Und auch unsere steirische Redensart von den „99 Ausreden“ die mancher gebraucht, gehört hierher.

Wir haben also neben der heiligen Siebenzahl auch das System der heiligen Neunzahl, das sich das ganze Mittelalter hindurch bis zur Gegenwart in Volkssprache und Volksglaube erhalten hat. Es sind, wie bereits erwähnt, die indogermanischen Völker, die

⁴⁴⁾ Hovorka-Kronfeld Bd. II, a. a. O., S. 882.

⁴⁵⁾ M. Arnaudoff, Die bulgarischen Festbräuche. Leipzig 1917, S. 69.

⁴⁶⁾ K. L. Lübeck, Die Krankheitsdämonen der Balkanvölker. (Zs. f. Vkd., 8. Jg., Berlin 1898, S. 242 und 9. Jg., Berlin 1899, S. 302 ff.)

⁴⁷⁾ A. Kuhn, Indische und germanische Segenssprüche. (Zs. f. ver. gleichende Sprachforschung, Bd. 13, Berlin 1864, S. 130 ff.)

⁴⁸⁾ Derselbe, a. a. O., S. 129.

⁴⁹⁾ Ebendort, S. 129 f.

dieses Prinzip erkennen lassen. K. Weinhold⁵⁰⁾ hat dieses System in seiner Studie über „Die mystische Neunzahl bei den Deutschen“ eingehend verfolgt.

Schon in der Antike begann die Auseinandersetzung zwischen dem indogermanischen System der Neun und dem orientalischemitischen der Sieben. Nachdem sich die orientalischemitische Sieben in Griechenland gegen die Neun durchgesetzt hatte, trat sie auch in Italien etwa seit Sulla (138—78 v. Ch.) in der römischen Literatur in den Vordergrund. Die jüdische Sieben drang dann als herrschende Zahl auch in die christliche Kirche ein und wurde zur „heiligen Zahl“ in kirchlicher Literatur und Zeremonie. Damit war ihre Vorherrschaft gegenüber der Neun gegeben⁵¹⁾. Daß sie aber dennoch nicht vollständig verdrängt werden konnte, davon zeugen die vielen noch heute lebendigen Vorstellungen in Volksmedizin, Volksglaube und Redensart.

Fieberheilmittel des Volkes

Unter den zahlreichen volkstümlichen Heilmitteln gegen das Fieber nehmen jene mit magischem Charakter wohl den größten Platz ein. Freilich gibt es auch eine Menge reiner Naturheilmittel, wie zum Beispiel die vielen Fiebertees, die noch heute in großem Ansehen stehen. Aber auch die Weide — um nur ein Beispiel herauszugreifen —, die in der volkstümlichen Fiebervorstellung eine allerdings mit mystischem Zauber verquickte Rolle spielt, besitzt in ihrer Rinde tatsächlich einen fieberwidrigen Stoff, der auch von der Pharmakologie erkannt und genutzt wurde⁵²⁾. Daneben aber sind es die magischen und abergläubischen Vorstellungen, die vor Fieber schützen und es vertreiben sollen. So galt das Verschlucken von drei blühenden Kornähren als ein sicheres Mittel gegen das Fieber, ebenso wie das Verschlucken von drei Palmkätzchen am Palmsonntag⁵³⁾. Der Glaube an die Heilkraft der drei blühenden Kornähren ist eine weit verbreitete Vorstellung, nicht nur bei uns, sondern auch in ganz Nord- und Mitteldeutschland bis nach Böhmen hinein und wahrscheinlich noch weit darüber hinaus⁵⁴⁾. Breiter Wegerich gilt, wie bereits erwähnt, wegen seiner

50) K. Weinhold, Die mystische Neunzahl bei den Deutschen. Sonderdruck aus den Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaft zu Berlin vom Jahre 1897.

51) Ebendort, S. 60 f.

52) C. Posner, Volkstümliche Mittel in der modernen Medizin. (Zs. f. Vkd., 23. Jg., Berlin 1913, S. 376.)

53) Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schuber 28. aus Ilz.

54) A. Wuttke, a. a. O., S. 100.

J. V. Grohmann, a. a. O., S. 90.

„72, 77 oder 99 Wurzeln“ als besonders gutes Fiebermittel. In Groß-Florian im Bezirk Deutschlandsberg mußte der Fieberkranke seine Finger- und Zehennägel abschneiden, dieselben mit einer Schnur zusammenbinden und rücklings in den Bach werfen⁵⁵⁾. Hier liegt wohl die magische Anschauung zugrunde, daß man die Krankheit dem Wasser übermitteln will, damit es dieses mit sich fortschwemme. Ein ähnlicher Gedanke tritt noch deutlicher in einer Handlung zutage, die in St. Georgen an der Stiefing üblich war. Dort schrieb der Fieberkranke auf einen Zettel die Worte: „Fieber bleib aus, ich bin nit zuhaus!“ und warf den Zettel von einem Steg aus hinterrücks in ein fließendes Wasser⁵⁶⁾. Oder er nahm etwas Stroh oder Weideruten, die zu einem Bündel zusammengewunden waren und ging damit zu einem Bache. Dort blieb er auf einem Stege stehen, warf das Bündel in das Wasser und sprach dabei:

„Der Herr Jesus begegnet das Fieber auf dem Steg.
Der Herr Jesus sagt zum Fieber: geh mir aus dem Weg,
Verlaß mich und geh fort,
Komm nimmer wie das Wasser dort.“⁵⁷⁾

Fließendes Wasser als „Fieberableitung“ war auch 1875 in Pettau gebräuchlich⁵⁸⁾. Wenn ein Mensch Fieber hatte, sollte er von 9 verschiedenen Bäumen und Pflanzen von jeder Gattung 9 Stäbe abreißen und dieselben hinterrücks in ein fließendes Wasser werfen. Dann mußte er nach Hause gehen, das Glaubensbekenntnis und drei Vaterunser beten, durfte sich aber, wenn er vom Fieber befreit werden wollte, nicht umsehen. Hier spielt neben dem Wasser wohl auch die Zahl 9×9 eine Rolle, über die ja bereits gehandelt wurde. Daß man mit dem Rücken zum fließenden Wasser steht, mag hier das Rückwärtsgehen des Fiebers sichern helfen. Diese Handlungen, etwas über die Schultern in fließendes Wasser zu werfen und sich danach nicht umzusehen, haben wohl alle denselben Grund: Man soll den Dämon, der sich ärgert, weil er unschädlich gemacht worden ist, nicht ansehen. Sein böser Blick könnte Schaden bringen⁵⁹⁾.

Um den Kranken von der „Hitze“, wie man das Fieber volkstümlich bezeichnet, zu befreien, legt man verschiedene pflanzliche und tierische Produkte auf die heißen Körperteile und hofft, dadurch das Fieber zu beseitigen. Eine alte, undatierte Handschrift aus der Steiermark gibt eine Anleitung zur Heilung „Für allerlai

⁵⁵⁾ Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schuber 28.

⁵⁶⁾ Ebendort.

⁵⁷⁾ Ebendort.

⁵⁸⁾ Ebendort.

⁵⁹⁾ E. Fehrlé, a. a. O., S. 61 f.

Fiebern“: „Erstling nim 3 Zetlein von einem Knofl Habt. 3 Pfeferkern ein wenig Soferan stose es durch einander, und binte es auf der Linken Hand auf den kleinen Finger, zwischen die 2 Glieder, auf das 24 Stund liegen, so zieht es ein Blater auf, die selbe stich auf, das sie aus rind so ist das Fieber hin“⁶⁰⁾. In Passail hingegen mußte der Fieberkranke die Stücklein einer Krenwurzel auf einer Schnur aufreihen und diesen Kranz um den Hals hängen. Dann sollte die Hitze vergehen⁶¹⁾. Die gleiche Wirkung sollte in Essig gewärmtes Roggenmehl haben, das man dem Fieberkranken auflegte⁶²⁾.

Auch Tiere spielen in der volkstümlichen Fieberbekämpfung eine Rolle. Eine Maus, in Hasenfett gebraten oder getrocknete Kröten galten als sicheres Heilmittel⁶³⁾. In Halbenrain bei Radkersburg hingegen zerstiëß man einige hundert Mauerasseln, vermischte sie mit Branntwein und trank dies in einem Zuge aus, während man den kleinen Finger der rechten Hand mit einer Schnur umwickelte. Dann legte man sich ins Bett und schwitzte ordentlich⁶⁴⁾.

Durch eine Übertragung auf Menschen, Tiere und Pflanzen wollte man sich vom Fieber befreien. Es sind rein magische Handlungen, die man in der Volkskunde unter dem Namen „Schadenzauber“ kennt. So glaubte man in Güssing im Burgenland, das Fieber auf andere Mitmenschen abzuwälzen, indem man einen kleinen, neuen Kochtopf nahm, ein Geldstück hineinlegte, das ganze auf einen Brunnen stellte und sich ohne umzuwenden entfernte. Wer das Gefäß nun ergriff, sollte nach dem Volksglauben das Fieber bekommen⁶⁵⁾. Nach einem anderen Rezept aus St. Johann ob Hohenburg in der Weststeiermark mußte man in den Wald gehen, dreimal um einen Baum herumlaufen und dann ein Geldstück hinzuwerfen, ebenfalls wieder ohne sich umzuwenden. Das Fieber sollte dadurch auf den Baum übergehen, der dann verdorren mußte⁶⁶⁾. Im Enns- und Murtal ließ der Fieberkranke seinen Urin auf frisches Fleisch und gab dieses einem Hunde zu fressen. Der Patient sollte dadurch genesen, der Hund aber erkranken⁶⁷⁾.

Eine andere Art, um sich vom Fieber zu befreien, glaubte man im sogenannten „Wenden“ oder „Abbeten“ zu sehen. Dabei

60) Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schubert 28.

61) Ebendort.

62) Ebendort, aus Grassnitz bei Aflenz.

63) Ebendort.

64) Ebendort.

65) Ebendort.

66) Ebendort.

67) V. F o s s e l, a. a. O., S. 131.

mußte man nach einem Gebet zuerst den Ärmel seines Hemdes und dann dieses selbst umwenden und dabei sprechen: „Kehre dich um Hemd und du Fieber, wende dich“. Dann nannte man den Namen des Kranken und sagte weiter: „Das sage ich dir zu Buß, im Namen des Vaters . . . usw.“ Wenn man diese Wort drei Tage nacheinander sprach, so sollte das Fieber vergehen⁶⁸⁾. In der Oststeiermark hingegen sollte man das Fieber „wegwerfen“, indem man rücklings gegen einen Baum ging, das Hemd auszog und warf, ohne sich dabei umzusehen⁶⁹⁾. Auch dem Wasser schreibt man fieberheilende Wirkung zu. So erzählt man sich in der Umgebung von Radkersburg von einem besonderen Brunnen, dem „Bettlerbrunnen“, durch dessen Wasser ein Mann sein Fieber verloren haben soll⁷⁰⁾. Und im Karmeliterkloster zu Graz fand noch im vorigen Jahrhundert alljährlich am 7. August die Weihe von Wasser statt, das als Fieberheilmittel gerne nach Hause getragen wurde⁷¹⁾. Dieses von den Karmelitern verbreitete „Aqua sancti Alberti“ geht auf den sizilianischen Karmeliterheiligen Albertus von Trapani († 1307) zurück, der ein äußerst erfolgreicher Prediger war. Sein schon früh einsetzender Kult wurde 1476 von Sixtus IV. approbiert. Seine Reliquien erfuhren eine weite Verbreitung und wurden bei der Segnung von „Albertuswasser“ verwendet, das getrunken sowohl Frauen in Geburtsnöten, als auch Fieberkranken helfen sollte⁷²⁾. Die Weihe dieses Wassers hat sich in den Ordenskirchen der Karmeliter erhalten. Eine kirchlich anerkannte „Benedictio aque de sancto Alberto, que prodest febricitantibus“ war schon im Mittelalter bekannt⁷³⁾.

In Leibnitz sollte man bei Fieber eigene Fieberhostien essen, welche von einem Trinitarierkloster erzeugt und am 8. Feber dem hl. Eustachius geweiht worden waren⁷⁴⁾. Das Datum des 8. Febers ist dadurch gegeben, daß auf diesen Tag das Fest des hl. Johannes von Matha († 17. Dezember 1213 zu Rom) fällt, der zusammen mit dem hl. Felix von Valois den Orden der Trinitarier zum Loskauf der Gefangenen gründete, der 1198 von Innozenz III. bestätigt wurde. Ähnlich der Eustachius- und Hubertus-Legende, soll auch der hl. Johannes von Matha die Erscheinung eines Hirsches mit

⁶⁸⁾ Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schubert 28.

⁶⁹⁾ R. Fischer, Oststeirisches Bauernleben. Graz 1906, S. 117.

⁷⁰⁾ Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schubert 28.

⁷¹⁾ Th. Unger-F. Khull, Steirischer Wortschatz. Graz 1903, S. 231.

⁷²⁾ M. Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Aufl., Freiburg im Breisgau 1957, 1. Band, Sp. 282 f.

⁷³⁾ A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. II. Band, Freiburg im Breisgau 1909, S. 479.

⁷⁴⁾ Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schubert 28.

einem Kruzifix zwischen dem Geweih gehabt haben, die den letzten Anstoß zur Gründung des Trinitarier-Ordens gebildet haben soll. Er trägt daher auf verschiedenen bildlichen Darstellungen dieses Hirsch-Attribut⁷⁵⁾. Vielleicht erklärt sich daraus auch die Tatsache, warum die Leibnitzer Fieberhostien gerade am 8. Feber — also am Tage des hl. Johannes von Matha — dem hl. Eustachius geweiht wurden. Es liegt hier wohl eine Kontamination der beiden Heiligengestalten vor.

Johannes von Matha aber gilt als Patron der Fieberkranken. Ein Gebetszettel des Wiener Buchdruckers Johann Thomas Trattner (1717—1789) im Steirischen Volkskundemuseum gibt nähere Auskunft über die Verwendung solcher Fieberhostien. Der Stich der Titelseite trägt die Inschrift: „S. JOANNES de MATTA Fundator Ord: SS. Trinitatis Red: Capt: Salus Aegris, Redemptio Vincitis“. Darüber die auf Wolken schwebende Halbfigur des Heiligen, die von Engel und Engelköpfen umgeben ist, während darunter Kranke und Gefangene in Ketten hilfefehend ihre Hände zu ihm erheben. Ein kleiner schwebender Engel hält dem Heiligen auf einer Patene drei dreieckförmige Hostien entgegen, die jeweils ein, zwei und drei Kreuze tragen, über die der Heilige die Segenshand erhoben hat (siehe Abb.).

Die Innenseite des Gebetszettels berichtet über diese Fieberhostien: „Himmlisches MANNA. / Das ist: / Geweyhtes Brod, / So / Als ein geistliches Mittel wider alle / leibliche Fieber / . . . Bericht / Zur heylsamen Geniesung dieses / geweyhten Brods. / Erstens: Werden drey ungesäuerte Brod, oder so genannte Hostien verfertigt, auf deren einem gezeichnet seynd folgende Wörter: Pater est Pax, das ist: Der Vatter ist der Friede / mit einem †, zur Andeutung der ersten Persohn; Auf dem Anderten: Filius est Vita, das ist: Der Sohn ist das Leben, mit zwey ††, zur Anweisung der anderten Persohn; Auf dem dritten aber: Spiritus Sanctus est Remedium, das ist: Der Heil. Geist ist ein Mittel, mit drey †††, zur Bezeugung dritter Persohn der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit.

Andertens: Bey ankommender Fieberischen Hitz, oder Kälte soll der Krancke, oder einer anstatt seiner, alsobald betten zu Ehren der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit drey Vatter unser, und drey Ave Maria, und sechsmal den Versicul: Ehr sey dem Vatter, und dem Sohn, und dem Heiligen Geist, als er war im Anfang, jetzt, und allweg, und zu ewigen Zeiten, Amen. Alsdann verschlinget solcher Krancker das erste Brod, welches mit einem † gezeichnet; nach dem aber bettet er ein Gegrüsset seyest du

⁷⁵⁾ J. Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart 1943, Sp. 380.

Königin, oder ein Ave Maria, zu Ehren der Mutter Gottes de Remedio genannt, (welche Bildnuß auch von Zeiten des Heiligen Vatters Joannis sonderlich mit Wunder geleuchtet) endlichen darauf ein Vatter unser, und Ave Maria, zu Ehren oftgenannten Heil. Vatters Joannis de Matha.

Wann das Fieber sich abermal anmeldet, soll das anderte Brod mit zwei †† eingenommen werden, auf solche Weis, und mit eben diesen Gebettern, wie das erste. Welches auch zu thun mit dem dritten Brod, so mit drey ††† gezeichnet, wann die Krankheit zum drittenmal ankommt. Manchen bleibet das Fieber aus bey erster, anderen bey anderer, oder dritter Geniessung. Wann also das Fieber gleich bey dem ersten, oder anderten Brod vertrieben, kan man die übrige doch hernach aus Andacht auch bey guter Gesundheit verzehren; Diese Bildnuß aber nach Belieben andächtig aufbehalten, und mit folgendem Gebett verehren . . .“ Nun folgen Antiphon und Gebet zum hl. Johannes von Matha.

Eine eigene, kirchlich anerkannte Benedictio solcher Fieberbrote, die sich auf den hl. Johannes von Matha bezieht, ist nicht bekannt. Wohl aber gibt es zum Zweck der Heilung von Fieberkranken schon seit dem Mittelalter eine gemeinsame Weiheformel für Salz, Wasser, Brod, Äpfel und Käse ⁷⁶⁾.

Oblaten als Fiebermittel sind schon sehr früh bekannt. In einer Handschrift aus dem 10./11. Jahrhundert in der Cathedralbibliothek von Worcester findet sich ein lateinischer Fiebersegen. Während man den Segen sprach, schrieb man den Namen Jesus Christus auf 9 Oblaten und sprach 9 Paternoster darüber. Der Kranke mußte jeden Tag drei solcher Oblaten essen ⁷⁷⁾. In Hans Vintlers Lehrdichtung „Pluemen der Tugent“ (um 1412), die eine umfangreiche Liste über den mittelalterlichen Volksglauben liefert, findet sich ebenfalls diese Vorstellung. Es heißt dort:

„Vil wellent auff oblat schriben
Vnd das fieber damit v̄triben.“ ⁷⁸⁾

Wahrscheinlich handelt es sich hier um geweihte Hostien, die erst durch die magischen Beschwörungen ihre übernatürliche Wirksamkeit entfalten sollten.

Eine weite Verbreitung fanden auch die Fieberzettel, die mit allerlei Sprüchen und Zauberformeln um den Hals getragen wurden. In Donnersbach schrieb man auf einen Zettel einzelne Buchstaben in Zeilen untereinander, in jeder Zeile einen

⁷⁶⁾ A. Franz, a. a. O., S. 477.

⁷⁷⁾ K. Weinhold, a. a. O., S. 30.

⁷⁸⁾ O. Ebermann, Zur Aberglaubensliste in Vintlers Pluemen der Tugent. (Zs. f. Vkd., 23. Jg., Berlin 1913, S. 6, Z. 7776-7777).

weniger, bis zum Schluß nur mehr ein Buchstabe übrig blieb. Diesen Zettel mußte der Kranke 11 Tage lang um den Hals tragen. Dann wurde der Zettel abgenommen und verbrannt⁷⁹⁾. Durch die Reihe der allmählich abnehmenden Buchstaben sollte auch ein Zurückgehen des Fiebers bewirkt werden. Solche „Schwindformeln“ erfreuten sich großer Beliebtheit und fanden auch vielfach durch die bekannte Formel „Abracadabra“ Verbreitung, die schon dem Mediziner Q. Serenus Sammonicus um 200 n. Chr. bekannt war⁸⁰⁾. Mit solchen Fieberzetteln wurde natürlich viel Unfug getrieben. Die Barockprediger erzählen mit Vorliebe — wohl um die Praktik lächerlich zu machen — von einem Leichtgläubigen, der lange Zeit einen solchen Zettel um den Hals getragen hat. Als er ihn aber aus Neugier öffnete, fand er darauf die Worte: „Alte! fang mir eine Mauß / Mach mir hundert Dragoner draus“⁸¹⁾. Ähnliches berichtet auch Abraham a Sancta Clara⁸²⁾.

Diese Beispiele, die hier vor allem für die Steiermark beigebracht wurden, genügen wohl, um das Charakteristische der volkstümlichen Fiebervorstellungen festzuhalten. Das Fieber — oft in der mystischen Form der 72, 77 oder 99 Fieber — überfällt den Menschen als ein böses Wesen, als Dämon, der es verursacht. Es soll durch magische Handlungen beschworen und vertrieben werden. Hier nun mischen sich alte Heilerfahrungen mit verworrenen, abergläubischen Praktiken zur untrennbaren Einheit. Altüberlieferte Vorstellungen von heiligen Zahlen, Beschwörungs- und Segensformeln, Magie und Heilzauber wirkten neben echtem Wissen um die Heilkräfte der Natur durch die Jahrhunderte weiter. Für die heute so hoch entwickelte und nach immer neuen Erkenntnissen strebende medizinische Wissenschaft mögen diese Vorstellungen kaum mehr als lächerlicher Aberglaube einer längst vergangenen Zeit sein. Dem Volkskundler aber sind sie mehr als dies. Nicht daß er die sicherlich wirkungslosen und kuriosen Praktiken der Volksmedizin propagieren und für gut halten wollte. Aber für ihn sind auch sie Erscheinungen und Äußerungen des Volkslebens, mit denen er sich zu befassen hat und die ihn mitten in das Denken des Volkes hineinführen, das durch Jahrhunderte hindurch dasselbe geblieben ist.

⁷⁹⁾ Hs. Ferk-Archiv im StVKM, Schubert 28.

⁸⁰⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 1. Band, Berlin und Leipzig 1927, Sp. 95 f.

⁸¹⁾ E. Moser-Rath, Geistliche Bauernregeln. (Zs. f. Volkskunde, 55. Jg., Stuttgart 1959, 2. Halbjahresband, S. 221 f.

⁸²⁾ Ebendort, S. 222.

Die „Fünfzehn Zeichen vor dem Weltuntergang“ auf einem Altarwerk des 16. Jahrhunderts

(Mit vier Abbildungen)

Von Leopold Schmidt

Vor einiger Zeit konnte darauf hingewiesen werden, daß die im Mittelalter vielbesprochenen „Fünfzehn Zeichen vor dem Weltuntergang“ auf einer barocken Bildtafel in einer tiroler Kapelle ihre Darstellung gefunden hatten¹⁾. Dieses Ölbild hängt in der Prama-Kapelle von Going im Bezirk Kitzbühel. Es handelt sich um ein vielfeldriges Andachtsbild, das schon durch seine Aufschrift bezeichnet wird: „Diese besondere Zeichen die 15 Tag vor dem Jin(g)sten Tag geschehen werden so beschrieben durch den Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn Doktor Dionysy riec: Kardeiser Orden“²⁾. Die vor oder um das Jahr 1800 gemalte Tafel ist also bewußt nach der Schrifttradition dieser Prophezeiung gestaltet, sie bezieht sich direkt auf den Visionär Dionysius den Kartäuser (ca. 1402—1471) aus Ryckel im heutigen Belgien³⁾. Dieser berühmte „Doctor ecstasticus“ von Roermond hat im 15. Jahrhundert sehr viel zur Verbreitung dieser Prophezeiung beigetragen. An sich stammt sie ja schon aus der altchristlichen Literatur. In der festen Form der Aufzählung von 15 deutlich beschriebenen Vorzeichen findet sie sich zuerst bei dem englischen Kirchenlehrer Beda Venerabilis (672—735)⁴⁾. Aber in der ganzen folgenden Literatur, vor allem in den deutschen Gedichten darüber, wurde dieser Grundtypus immer variiert. Nölle hat vier verschiedene Typen der Reihenfolge der Vorzeichen in den litera-

¹⁾ Schmidt, Zu der Goinger Tafel von den fünfzehn Zeichen vor dem Weltuntergang (Tiroler Heimatblätter, Bd. 35, Innsbruck 1960, S. 122 ff.)

²⁾ Josef Langhofer, Über die letzten Tage der Welt (Tiroler Heimatblätter, Bd. 27, 1952, S. 114 ff.)

³⁾ K. Swenden, Art. Dionysius der Kartäuser (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. III, Freiburg 1959, Sp. 406 f.)

⁴⁾ B. Thum, Art. Beda Venerabilis (Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. II, Freiburg 1958, Sp. 93 f.)

rischen Fassungen herausgearbeitet⁵⁾. In Frankreich war noch ein fünfter Typus vorhanden, der sowohl auf englische, wie auch auf mittelhochdeutsche Fassungen eingewirkt hat⁶⁾.

Während wir darüber also ausgezeichnet orientiert sind, haben sich die bildlichen Darstellungen bei weitem nicht in gleichem Ausmaß verfolgen lassen. Dabei ist das Motiv der fünfzehn Vorzeichen zweifellos im Spätmittelalter mehrfach dargestellt worden, im Zusammenhang mit Bildern des jüngsten Gerichts selbst, sowie die Reihe der Prophezeiungen in literarischen Fassungen in die Schauspiele vom Jüngsten Gericht aufgenommen wurden⁷⁾.

Es erscheint also wichtig, zu der spätbarocken Tafel in Going Gegenstücke aus dem spätmittelalterlichen Darstellungsbereich des gleichen Motives bekanntzumachen. Infolge der weitgehenden Unbekanntheit der Motivgruppe ist damit zu rechnen, daß sich derartige Darstellungen, beziehungsweise Einzelteile davon, ohne Namhaftmachung vorfinden können.

Ein solcher Fall hat sich vor kurzem bei der Versteigerung von vier Bildtafeln in der Kunstabteilung des Wiener Dorotheums ergeben. Die Tafeln, die von Kunstsachverständigen als Werke des niederländischen Malers Jan Swart van Groningen (Groningen um 1500—1553 Antwerpen) bezeichnet wurden, sind als schmale Einzeltafeln unter den Bezeichnungen:

38. Baumlandschaft mit Vögeln und Insekten, auf dem Sockel lateinisches Zitat „Bäume und Pflanzen werden Blut schwitzen“ (Abb. 1);
39. Blick auf durch Erdbeben erschütterten Tempelbezirk, auf dem Sockel lateinisches Zitat „Städte und Bauwerke werden fallen“ (Abb. 2);
40. Moses weidet die Schafe seines Schwiegervaters Jethro, auf dem Schriftband das lateinische Zitat aus Exodus 4, 13 „Bitte, Herr, sende wen du willst“ (Abb. 3);
41. Johannes und der Apokalyptische Drache mit den sieben Köpfen, auf dem Schriftband lateinisches Zitat aus Apokalypse 12, 1 „Ein großes Zeichen erschien am Himmel: Eine Frau mit der Sonne umkleidet und der Mond . . .“ (Abb. 4)

⁵⁾ Nölle, Die Legende von den fünfzehn Zeichen vor dem Jüngsten Gericht (Paul-Braunes Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. VI, 1879, S. 413 ff.)

⁶⁾ Irene Schmale-Ott, Die fünfzehn Zeichen vor dem Weltuntergang (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Bd. 95, Wiesbaden 1954/55, S. 229 ff.)

⁷⁾ Anton Dörrer, Art. Ludus de Antichristo (Antichristdramen). Die deutsche Literatur des Mittelalters — Verfasserlexikon, Bd. III, 1937, Sp. 88 ff.)

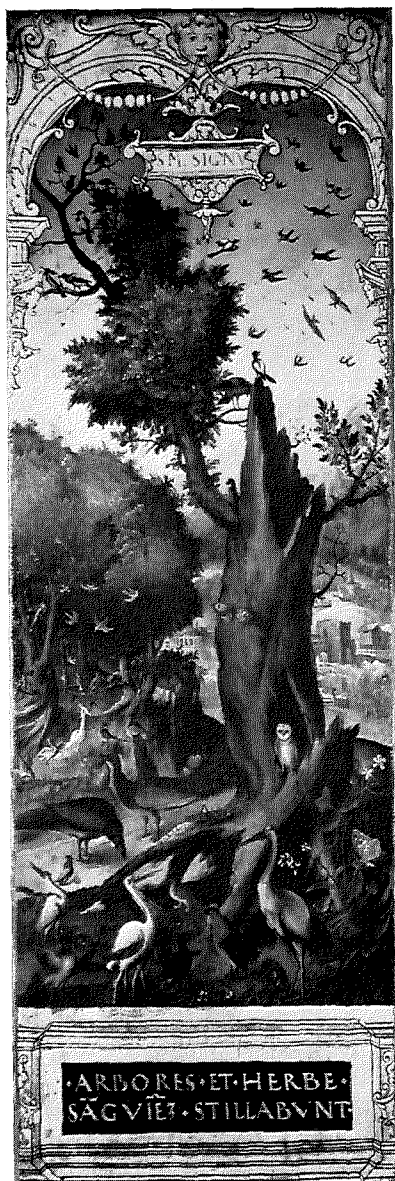
beschriftet worden. Im einzelnen wurde der Versuch gemacht, die beiden ersten Tafeln als „symbolhaft-esoterische Deutungen des 8. bzw. 6. Tierkreiszeichens aus apokryphen Visionen vermutlich rosenkreuzerischer Geistigkeit in der Reformationszeit“ näher zu kennzeichnen⁸⁾. Gerade die Bezeichnung der Tafeln als „5 tum signum“ und „6 tum signum“ sowie die Zitate auf den Sockeln waren ganz deutliche Hinweise darauf, worum es sich eigentlich dabei handelt. Das 5. Zeichen verbildlicht das Vorzeichen „arbores et herbe sanquinem stillabunt“, das 6. das Vorzeichen „civitates et edificia cadent“⁹⁾. In der Aufzählung bei Beda handelt es sich bei „Alle Pflanzen und Bäume schwitzen blutigen Tau“ um das 6. Zeichen, auf der Goinger Tafel wird das 8. Vorzeichen umschrieben „Den 8. Tag werden alle Plaumen Blüet schwizen und auch das Gras.“ Ferner handelt es sich bei Beda wieder bei „Alle Gebäude stürzen ein“ um das 7. Zeichen, auf der Goinger Tafel steht beim 11. Zeichen: „Dem 11. Tag werden sich bewegen die Erdbiden, daß alle Gebey (Gebäude), Menschen und Vieh zu Boden fallen.“ Die Reihenfolgen wechseln, wie schon betont, die Zeichen selbst bleiben sich gleich.

Es handelt sich also offensichtlich bei den vier Tafeln um Teile eines Bilderzyklus, der die fünfzehn Zeichen vor dem Jüngsten Gericht darstellte. Die beiden Bilder mit Moses (Nr. 40) und Johannes dem Evangelisten (Nr. 41) stellen die abgesägten Rückseiten der beiden Tafeln Nr. 38 und 39 dar. Die deutliche Benummerung dieser beiden Tafeln bezeugt, daß alle fünfzehn Vorzeichen in Einzeltafeln dargestellt waren. Man muß sich also offenbar einen großen Flügelaltar vorstellen, dessen Flügel von den Tafeln, bzw. Doppeltafeln gebildet wurden. Vermutlich wurde das letzte, 15. Zeichen als Mittelbild verwendet. Vorzeichen und Jüngstes Gericht gingen da ineinander über, wie auch das 15. Zeichen bei Beda besagt: „Die Erde verbrennt. Jüngstes Gericht.“

Bemerkenswert ist jedenfalls, daß dieses große Bildwerk mit seinen qualitativ sehr hochstehenden Darstellungen in den Niederlanden entstanden ist, etwa ein halbes Jahrhundert nach der Verbreitung der Fassung der „Fünfzehn Zeichen“ durch den Kartäuser Dionysius aus Ryckel. Die einprägsame Formulierung dieser Prophezeiung hat also in den Niederlanden noch bis in den Anfang der Reformationszeit weitergewirkt, und dort sogar zur Schaffung eines so bedeutenden Bildwerkes geführt, wie es jenes gewesen

⁸⁾ Katalog der 551. Kunstauktion. Dorotheum-Kunstabteilung. Wien, 15.—18. März 1961. S. 7, Nr. 38—41.

⁹⁾ Die Schreibweise der Aufschriften auf den Bildern wurde hier beibehalten.



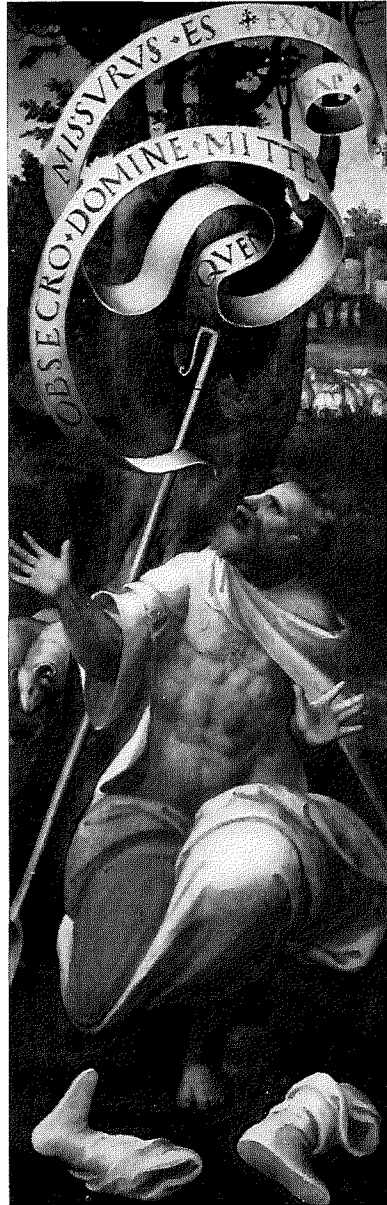
1. Fünftes Zeichen



2. Sechstes Zeichen



3. Hl. Johannes Ev.



4. Moses

sein muß, dessen Reste sich so gelegentlich in Wien eingefunden haben. Ihre Identifizierung hier hat uns also auch einen Einblick in das volksreligiöse Glaubensleben im beginnenden 16. Jahrhundert erlaubt. Die willkommene Parallele zu der volksbarocken Darstellung in der Prama-Kapelle von Going hat gleichzeitig wieder einmal erwiesen, wie derartige spätmittelalterliche Motive in der Gegenreformation nochmals aufgenommen und gestaltet wurden.

Bei dieser Gelegenheit sei der Leitung der Kunstabteilung des Wiener Dorotheums für die Möglichkeit gedankt, die Bilder eingehend besichtigen zu können, und auch für die Freundlichkeit der Überlassung der Klischees, wodurch wir in die Lage versetzt sind, die sonst unzugänglichen Bilder hier in Abbildungen zeigen zu können ¹⁰⁾.

¹⁰⁾ Die Leitung der Kunstabteilung des Dorotheums (Herr Doktor Herbst), hat die vom Katalogtext abweichende, hier von mir begründete Interpretation der Bilder noch während der Besichtigungszeit den Besuchern der Auktion freundlicherweise zur Kenntnis gebracht.

Schindelkletzeln und Spanhobeln

Ein Beitrag zur bäuerlichen Gerätekunde aus dem Großarlal,
Salzburg

Von Karl Fiala

Das heute schon veraltete Legschindeldach, bodenständig als Schwadouch = Schwerdach benannt, weil es gegen Windschaden mit Steinen beschwert werden mußte, und der seit gut zwei Generationen abgekommene Lichtspan standen in innigem Zusammenhang. Beide wurden aus dem gleichen Holze vom gleichen Baume gefertigt.

War es nötig geworden das Dach zu erneuern, so erbat man sich von der Forstbehörde beim Holzförschen¹⁾ innerhalb des Servituts Dachbäume. So ein Dachbaum mußte allerlei Eigenschaften aufweisen, um für den Bauern tauglich zu gelten. Ein Kernbaum, gewachsen auf gutem Grund und auf richtigem Standort — das ist möglichst am Pram = Waldrand, der nach OSO gelegen — war der geeignetste. Aus ihm ergaben sich astfreie, rund 80 cm lange Museln und nachsünnige Schindel, die sich nicht mehr aufdrehten und klüfteten wie die Schindeln aus dem Holze wider-sünnig gestandener Bäume. Beide, Bauer und Förster waren es zufrieden, dieserart Bäume zu finden, denn ein Legschindeldach daraus hatte doch eine Lebensdauer von 40 bis 50 Jahren. Gefällt wurde dieses Holz um Abdon und Senen (Heilige, 30. Juli) bei abnehmendem Mond. Um diese Jahreszeit kommen gesunde Bäume in den Zustand des „Abwädelen“²⁾, d. h., der Saftstrom geht schon merklich zurück. Je nach Gebrauch des Holzes und Bezugsmöglichkeit achten unsere älteren Bauern heute noch auf die mündliche Überlieferung der erfahrenen Alten. Das geschlagene Holz wurde bald entrindet (geschunden oder auch geschepst), damit es nicht mahlgeht³⁾. Die Museln klob man je nach Mächtigkeit in zwei oder drei Brocken, daß sie in das Trögel der Kletzelbank⁴⁾ paßten.

1) holzferschn — ahd. forscon, mhd. vörschen = forschen, fragen.

2) abwädelen zu mhd. wadelen swv. tr. = fließen (L e x e r 305).

3) mal zu got. mel n., ahd. mal, = blaue Farbe, hier heißt das, der Saft soll sich nicht von der Rinde ins Holz ziehen (und es blauschwarz färben).

4) Kletzel mhd. klaezen swv. = spalten (L e x e r 110).

Mit dem Kletzeisen ⁴⁾ oder einer Kletzelhacke wurden nun die Brocken in Schindel gekletzelt, die auf dem Hoanzelbock ⁵⁾ gehasent ⁶⁾ = geglättet wurden. Die nun fertigen Schindeln wurden an sonnigen Orten sorgsam gefraggt = gestapelt und schwer abgedeckt. Erst im folgenden Jahre konnte das Dach gelegt und gestackt ⁷⁾ werden. Daher die Redensart „Ein warmes Schindel ersäuft beim ersten Regen“, d. h., eine nichtgestapelte Schindel. Die Brocken konnten nie zur Gänze aufgearbeitet werden, da die 80 cm langen Schindeln mindestens eine Handspanne, 20 bis 25 cm. breit sein sollten. Der Rest der Brocken, der Loap ⁸⁾, wurde nun unter Dach gestapelt, um als Holz für Lichtspäne zu dienen.

Lichtspanhobeln

Eingebracht ist die gesamte Ernte, der Drusch beendet. Noch gibt es hier gerade im Spätherbst sonnige Tage, die in Haus und Hof, besonders in der Schnitzhütte mit viel Kleinarbeit genützt werden. Es ist so recht die Zeit des Einwinterns bis es richtig Schnee setzt, der zum Holz- und Heuziehen taugt, eine gute Schneebahn ermöglicht. Damit fängt ja wieder gefahrvolle und schwere Winterarbeit an. Fallen Schlechtwettertage in diese Zeit, so kam früher sicher der Auftrag des Hausvaters, zum Spanhobeln herzurichten.

Vom Gloap der gekletzelten Brocken wurde ein ansehnlicher Haufen von Spantafeln (so heißt das Spanscheit nun) in die Rackkuchel getragen, die Schraubenzwingen für das Dreimanderhobeln an der langen Wandbank befestigt und der Spanhobel in Stand gesetzt. Das Hobeisen wurde geschliffen, die Flügelschrauben geputzt und meist die Lederflecke, die eine elastische Einstellung des Eisens bis zu einer Variationsbreite von 2 bis 3,5 mm ermöglichen, erneuert. Der Biß, die Schneide des Hobeisens sollte sich doch der Holzfaser angleichen, damit es glatte Späne abgab, die Arbeit geschmierter, also leichter vonstatten ging. Raube Späne verbrannten überdies schneller und reischten ⁹⁾ stärker. Der Schwoaft (Schweif, eine Art Kälberziehstrick mit einem Querholz

⁵⁾ Hoanzelbock = Heinzelnbank.

⁶⁾ gehasent zu mhd. haseln swv. = glätten (L e x e r 82).

⁷⁾ gestackt = mit Holzdübel befestigen. Die Stangen, die die Legschindel niederhielten und die Schwersteine wurden alle so gepfählt, durch die Schindel durch an die Rafen.

⁸⁾ Loap zu got. laiba f., ahd. leiba = Rest (Hh. 60).

⁹⁾ reischen zu mhd. ris stn. = das Fallen (L e x e r 168), hier abfallen der verkohlten Spanteile.

am Ende) wurde am Schnabelloch eingekeilt — meist aber um den Spaal (Sperrel), der durch das vordere, seitliche Loch des Hobels gesteckt wurde und einen Doppelhandgriff ergab — geschlungen. Das Hobeln war schlechthin keine so leichte Arbeit und erforderte eine eingespielte Zusammenarbeit der drei Männer.

Der Anweiser, er dirigierte, stand beim After, d. i. der Schlitz am Hobelende, wo der Span ausgestoßen wurde, drückte den Einhebseitlichen Handgriff am Hobelende fest nieder und raffelte (stieß) den Biß fest in die richtig, der Langfaser nach, eingeschraubte Spantafel. Der zweite Mann bediente den Grintlspaal¹⁰⁾, das Querholz am Vorderteil des Hobels, indem er mit beiden Händen fest niederdrückend nachschob. Der dritte Mann, meist ein armstarker Bursche, faßte den Schwoaft mit beiden Händen am Querholz, um bei Anruf tüchtig an sich zu ziehn. Daher hatte er den Namen Schwoaftzieher.

Ansetzen zum Reißen

Der angeraffelte Biß wurde nun leicht gelockert, so daß die Schneide des Hobeisens noch im Hirn des Spanscheites in Führung blieb. Auf den Anruf: „Reiß an!“, drückten die Männer fest und schoben, bzw. zog der Schweifzieher ruckartig an. Das sofort folgende Kommando: „Ho-a Hóp!“ genügte zum Durchziehen des Hobels. Der Span wurde dabei vom Anweiser mit der freien Hand gefaßt und zum Buschen gelegt, der mit Strohbindern gebunden wurde. Am Anfang des Einspielens der Arbeit gab es oft einen Umschmiß, wobei der Schweifzieher leicht hinfallen konnte. Dafür hatte er das Prä, das Vorrecht, sich am Bohnenhafen, der um diese Zeit gefüllt am Herde stand, gütlich zu tun, wenn das Hobeisen gewetzt werden mußte oder eine andere Spandicke eingestellt wurde. Da viel Späne gebraucht wurden, zog sich das Spanhobeln oft tagelang hin. Die Spanbuschen, rund 120 Stück Späne oder der Pack, rund 360 Stück, wurden auf der Spanasl¹¹⁾, einem Gestell, gleichlaufend mit der Decke und fest an der Wand eingedüppelt, verwahrt. Das war so recht ein Nistplatz für das Küchenziefer, Schaben und Schwaben, die sich da wohlfühlten. Den großen Vorrat stapelte man in den Dachkammern oder im Hofzimmer.

¹⁰⁾ Grintel — mhd. grintel stm., = Stange, spaal zu sparre, — Stänglein; Grintelspaal als Tautologie. Querholz.

¹¹⁾ Spanasl zu mhd. asel swf. = Holzgestell (L e x e r 8).

Gebrauch der Späne und Haltegeräte

Bei den heute schon hier sehr seltenen Kobelherden¹²⁾ waren in ausgeprobt richtiger Höhe Spanhengste¹³⁾ angebracht. Das sind eingemauerte, zweimal flachgebogene Eisenbänder, in die man die Späne in einem Winkel von 10 bis 15 Grad nach der Flammseite aufsteigend, einklemmte. Die Späne waren leicht herauszunehmen, um in den Kessel oder in einen Topf hineinleuchten zu können. Für die Beleuchtung am Tisch gebrauchte man vor Aufkommen der Petroleumlampe, die sich nicht einmal allgemein hier einbürgerte (nach übereinstimmender Aussage älterer Bauern), selbsterzeugte Unschlittkerzen oder den Öltegel, das irdene Lämpchen. Später — und heute oft noch auf Heimalmen — die Blechdose mit der Dochtfunsel. Für kurze Zeit des Beleuchtens wurden bei Tisch aber auch Lichtspäne verwendet, die in eine Spanzwinde geklemmt wurden. Das war ein oft schön geschnitzter Holzständer mit einer scherenartigen Eisenzwinde. Bei Tisch, in der Spinnstube und im Stall, versorgte für gewöhnlich der Schafler (Schafhirte) im Winter das Licht. Dafür erhielt er zu Weihnachten oder auch zu Ostern besondere Gaben.

Bei Tätigkeiten, wobei man beide Arme brauchte, auch hin und hergehen mußte, wurde ein dicker Span ins Maul, zwischen die Zähne genommen. Die Abreuschen — was vom brennenden Span abfällt — wurde gleich ausgetreten. Sogar am Heuboden verwendete man den Span solcherart.

Auch im bodenständigen Brauchtum kommt der Span vor. Zur österlichen Feuerweihe trägt nach Brauch wiederum meist der Schafler den Holzbuschen — ein vorne dickerer Holzprügel, um den früher, als man sie eben noch hatte, ein Spanbuschen rundherum gebunden wurde. Buschn i senge di, s'heilig Foi, a segnet di! Buschen ich senge dich, s'heilige Feuer segnet dich! Nach diesem Spruch zog man den Prügel mit dem Spanbuschen wieder aus dem Feuer und steckte ihn in den Schnee, um etwa entstehenden Brand der Späne zu verhindern. (Gewährsmann Alter Niggellechner, Hüttschlag). Mit den angekohlten, geweihten Spänen wurde das Osterfeuer am Herd, das Flurfeuer am Ostermontag entzündet. Bei Gewitter und anderen Anlässen im Verlauf des bäuerlichen Arbeits- und Festjahres war der geweihte Span in Gebrauch. Noch bekannt ist die Redensart „A Bußl auf'n Spanzweck“. Damit begann, vielleicht auch heute hie und da noch in bloßer Rede,

¹²⁾ Franz Martin, Die Kunstdenkmäler des Landkreises Bischofs-hofen (= Österr. Kunsttopographie Bd. 28) Abb. 103, 139 und 140.

¹³⁾ Spanhengst zu mhd. hengest, hengst stm. = Tragbalken, Waagbalken (L e x e r 86). Hier Träger, wie Kesselhengst = Kesselhalter.

eine Art Verlöbniß Liebender. Der Lotter, lediges Mannsbild, küßte ein Stück, (Zweck) von einem Span, brach ihn dann entzwei und reichte die eine Hälfte seiner Angebeteten hin. Nahm diese den Spanzweck an oder küßte ihn auch, so war dies ein Zeichen des Einverständnisses zur Ehe. Eine zweite Überlieferung ähnlicher Art deutet einen Hochzeitsbrauch in sinniger Weise. Kamen die kirchlich Neuvermählten nach Hause, so schnitt der Mann einen Span aus dem Kesselgalgen. Beide, Mann und Frau, küßten den Span und die Frau entzündete damit das erste Herdfeuer in ihrer Ehe. Beide Überlieferungen stehen wohl in innigster Beziehung zueinander. Die weitere Redart „Da spant sich etwas an“, also ein Liebesverhältnis, dürfte auch von diesem Brauche stammen.

Das Lappentor

Klar, daß Lichtspäne für das kindliche Spiel hoch im Kurs standen. Kleine Garren und Schleipfen machte man daraus, in die selbstgeschnitzte Spielzeugtiere eingespannt wurden, auch baute man daraus kleine Ställe für die Spielzeugtiere. Das geschieht heute noch mit Zündspänen. Das lustigste Spiel war jedoch, ein Lappentor anzufertigen. Mit den 80 cm langen Lichtspänen ging dies wohl am besten. Ein Kundiger flocht ein Türgerüst und die Türe hinein. Die Kunst dabei war, es in Spannung zu halten, denn nur solange hielt dieses Spangeflecht zusammen. Es wurde nun weitergereicht und wer es nicht richtig zu fassen verstand, der war der Lapp, der durch's Tor ging. Die Spannung der Späne löste sich und das Flechtwerk stob in seine Einzelteile auseinander, was schallendes Gelächter zur Folge hatte. Ganz dünne, elastische Späne gebrauchte man zum Abrahmen der Milch, als man diese noch in Stötzeln aufstellte, noch keine Milchzentrifuge hatte. Gspadei, kleine Spanschachteln, wurden für die Kinder früher hier aus Freude am Basteln erzeugt. Die leeren Flächen reizten zum Verzieren mit bodenständigen Symbolen und Eigentumsmarken an. Der über dem Stubentisch schwebende Hl. Geist bestand in seiner einfachsten Form aus dünnen Spänen und der Pfannjakl, die Unterlage für die Muspfanne zur Schonung der Tischfläche, wurde aus Goneln¹⁴⁾, dicken Spänen, kunstvoll verfertigt. Und klüftete sich der Hackboden, so schlug man die Zwingladen (Keilladen), der zur Hauswand hinausreichte, nach. War dieser nun ohne Ort, d. h. war er durchgeschlagen bis ans Ende, so gansterte man die Fugen eben mit Lichtspänen aus. Noch

¹⁴⁾ Gonl hier in der Bedeutung für mundartlich gonl = massiger, größer, dicker. Etymologie dunkel.

einmal ging der Hobel über den Span, denn mit dem Gansterhobel glättete man die etwa herausragenden Schmalseiten der Späne.

Ehrwürdiges, altes Holz, geschlagen nach weisem Bedacht, nach überlieferter Erfahrung, ist im engeren bäuerlichen Lebenskreise durch Beton, Gußziegel und Blechdach, in kleineren Dingen durch Eisen und Kunststoff verdrängt worden. Viel ist damit im bäuerlichen Gemüt, im persönlich Schöpferischen dahingegangen. Holz ist heute Schacherobjekt, betrachtet nach seinem äußeren Wert. Sitte und Brauch nach altem Herkommen gehen zu Bruch und eine schmerzliche Verödung im bäuerlichen Gemeinschaftsleben ertötet das echte Heimatgefühl der heranwachsenden bäuerlichen Jugend. Diese flieht schon vielfach nach dem Abendessen die gemütliche Bauernstube und erliegt der farbenschillernden Musikbox und ihrer kulturlosen Konservenmusik.

Bergmännisch Glück

Der Glücksbegriff in der Bergbaunamengebung

Von Ernst Schneider

Sinnfälligster Ausdruck für die Bedeutung des Glückes in der Berufswelt der Bergleute ist der Bergmannsgruß „Glückauf“. Über die Geschichte und Bedeutung dieser Grußformel hat G. Heilfurth¹⁾ eine grundlegende, auf weitschichtigem Quellenmaterial beruhende Untersuchung veröffentlicht. Einleitend (S. 18 ff.) kommt Heilfurth auf den Begriff des Glückes im bergmännischen Bereich zu sprechen. Die Existenz des Bergmannes war vor allem in früherer Zeit mit der alten Wirtschaftsstruktur des Bergbaus vom „Glück“ erfüllt. Der Bergmann ist sich wie wenige andere Berufe der Abhängigkeit vom Glück und damit der Unsicherheit der Existenz bewußt. Und diese bedeutungsvolle Stellung des Glückes, die diesen Begriff zu einem Zentralbegriff des Bergmannsdaseins macht, äußert sich vielfältig, vor allem im Bergmannslied „in Sorge und Klage, in Bitte und in Vertrauen zu Gott, in der Ermunterung zur Hoffnung und im Dank für den Gewinn“²⁾. Glück (Glückauf) gehören zu den Wörtern, die im gesamten bergmännischen Liedgut von den Anfängen bis zur Gegenwart als fester Bestand enthalten sind.

Auch in der Bergbaunamengebung, in den Benennungen der Bergwerksanlagen ist das Wort Glück reich vertreten. Diese Namen verdeutlichen das innige Verhältnis der Bergleute zum Glück und treten ergänzend zu den anderen bergmännisch-volkskundlichen Erscheinungsformen, vor allem zum Lied- und Spruchgut. Bereits Heilfurth hat in seinem genannten Buch „Glückauf“ (S. 24 f.) eine Namensauswahl gegeben. Die folgenden Ausführungen wollen den Glücksbegriff in der Bergbaunamengebung näher herausstellen.

¹⁾ Gerhard Heilfurth. Glückauf! Geschichte, Bedeutung und Sozialkraft des Bergmannsgrußes. Essen 1958.

²⁾ Gerhard Heilfurth. Das Bergmannslied. Wesen, Leben, Funktion. Ein Beitrag zur Erhellung von Bestand und Wandlung der soziokulturellen Elemente im Aufbau der industriellen Gesellschaft. Kassel und Basel 1954, S. 95 ff. (mit Liedbeispielen).

Überblickt man die sprachlichen Bildungsweisen, in denen das Wort Glück als Bergbauname vorkommt, so lassen sich folgende Gruppen feststellen:

1. Glück erscheint alleinstehend, ohne nähere Zusätze. Neben Glück ist Fortuna vertreten.
2. Glück wird ergänzt durch ein weiteres Substantiv, das Bezug zum Glücksbegriff hat (z. B. Glück und Heil).
3. Glück ist ergänzt durch ein Eigenschaftswort. Die Unterscheidungen alt — neu bleiben hier unberücksichtigt. Solche Bildungen sind in Gruppe 1 aufgenommen.
4. Zum Grundwort Glück treten Substantive (Namen), meist im Genitiv, die folgenden Bedeutungskategorien angehören: Orts- und Flurnamen; Personennamen, einschließlich Regenten und Herrscherhäuser; Sakrales; Sonstiges.
5. In dieser Gruppe sind Bergbaunamen vom Typus Glückauf, Glücksburg, Glücksgarten usw. sowie Verbindungen glücklich und Substantiv aufgenommen.
6. Glück in spruchhaften Bergbaunamen.

Gruppe 1. Glück (einschließlich Alt- und Neuglück) begegnet in Kärnten³⁾ als häufiger Bergbauname, z. B. an der „Milleiten“ südwestlich des Moderecks im Bergrichterbezirk Großkirchenheim 1496, in der „Goldpruech“ im Bergrichterbezirk Steinfeld 1550, im „Klock“ im Bergbaurevier Bleiberg-Kreuth 1558, 1623, 1861, in Mießdorf (Revier Bleiburg) 19. Jhdt. Tirol⁴⁾ schließt sich an mit Glück als Bergbauname am Schneeberg bei Gossensaß im Bergrichter Sterzing-Gossensaß 1621, bei Terlan 1533 und am Altenberg bei Kaltern 1548 im Bergrichter an der Etsch. Aus Bayern nennen wir Glück bei Lamitz (Naila) und im Strähleberg bei Redwitz (Wunsiedel) 18. Jhdt.⁵⁾ Im Treunitzer Revier (Eger) hieß 1717 eine Grube neues Glück⁶⁾. Häufig begegnet Glück als Benennung von Bergwerksanlagen im sächsischen Erzgebirge, z. B. bei Scharfenberg (Freiberg) 18 Jhdt.⁷⁾, St. Michaelis 1709 bis

³⁾ Hermann Wießner, Geschichte des Kärntner Bergbaues. (= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 32). Klagenfurt 1950, S. 93, 149; Bd. 36/37, Klagenfurt 1951, S. 42, 77, 142, 230.

⁴⁾ Max Reichsritter v. Wolfstrigl-Wolfskron, Die Tiroler Erzbergbaue. Innsbruck 1903, S. 297, 325, 335.

⁵⁾ F. E. Brückmann, Magnalia Dei in Locis Subterraneis oder Unterirdische Schatz-Cammer Aller Königreiche und Länder, Teil 2, Braunschweig 1730, S. 139 f.

⁶⁾ Gretl Fischer, Die Flurnamen des Gerichtsbezirkes Eger. Reichenberg 1941, S. 137.

⁷⁾ Joh. Friedr. Gmelin, Beyträge zur Geschichte des teutschen Bergbaus, vornehmlich aus den mittlern und spätern Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Halle 1783, S. 257.

1715, Brand 1703 bis 1723 und Erbisdorf (Freiberg) 1706⁸⁾, Hilbersdorf (Freiberg) 1689, 1823 bis 1831⁹⁾, Dippoldiswalde 1559 und Heßlich (Dippoldiswalde) 1620¹⁰⁾, Aue i. E. (mit den Unterscheidungen Alt- und Neuglück¹¹⁾, Schneeberg 18. Jhd. 12).

Im Schwarzwälder Bergbauggebiet¹³⁾ ist Glück als Bergbauname vertreten im Böckelsbach (Witticher Revier), an der Claushalde im Wildschapbacher Revier, im Reinerzauer Tal und bei St. Blasien. Fortuna erscheint als bergbauliche Benennung bei Andreasberg 16. Jhd. und Clausthal (Harz) 1591¹⁴⁾, bei Deutsch-Neudorf (Freiberg)¹⁵⁾, im Gelbach (Oberwolfacher Revier), im Stockgrund bei Schenkzell und im Christophstal bei Freudenstadt (Württ. Schwarzwald)¹³⁾. Für das Ruhrgebiet stellt W. Breppohl¹⁶⁾ allgemein fest, daß nach den Grubenverzeichnissen die Reihe der mit Glück zusammengesetzten Namen von 1732 bis 1865 reicht. Nach 1870 kamen diese Namen allmählich in Abgang.

Gruppe 2. Zum Wort Glück treten weitere Begriffe, die der Umwelt des Bergmanns entnommen sind. Wenn im 18. Jhd. im unteren Wolfstal (Schwarzwald) eine Grube Ausdauer und Glück¹³⁾ hieß, so verbindet sich darin der Gedanke an das Fundglück mit dem Bewußtsein, daß nur durch zähe, stetige Arbeit dieses Fundglück beschert wird. Öfters gesellt sich zum Glück die Freude, die Berufsfreude. In dieser Verbindung mischen sich, ähnlich wie im Bergmannslied¹⁷⁾, das Glück über den Fund eines rei-

⁸⁾ Joh. Langer, Vom alten Bergbau um Brand-Erbisdorf. (Sächs. Bergzeitung [Brand-Erbisdorf] vom 1., 3., 6., 8. und 27. November 1928.)

⁹⁾ Mitt. d. Freiburger Altertumsvereins 63, 1933, S. 50.

¹⁰⁾ Joh. Langer, Der Bergbau in Dippoldiswalde und in den umliegenden Dörfern in der Zeit von 1525 bis 1717. (Dippoldiswalder Tagblatt vom 7. August 1928.)

¹¹⁾ Richard Oertel, Die Flurnamen im Bereiche der Stadtgemeinde Aue im Erzgebirge. — Sonderdruck aus den „Auer Museumsblätter“, II. Folge (1927), Sonderbeilage des „Auer Tageblattes“ (S. 51—160). — S. 161—233 erschien 1933 als Flachdruckvervielfältigung. Hier: S. 83, 184.

¹²⁾ Brückmann, Teil 2, S. 593.

¹³⁾ E. Schneider, Schwarzwälder Bergbaunamengebung. (Zschr. f. d. Geschichte des Oberrheins 99, 1951, S. 440 f.)

¹⁴⁾ Henning Calvör, Historische Nachricht von der Unter- und gesamten Oberharzischen Bergwerke . . . Braunschweig 1765, S. 97, 144 f. — Vgl. auch die Oberharzer Bergbaukarte (ca. 1600) von Daniel Lindemeier. In: Heinrich Winkelmann, Der Bergbau in der Kunst. Essen (1958), Abb. 8.

¹⁵⁾ Mitt. d. Freiburger Altertumsvereins 56, 1926, S. 93.

¹⁶⁾ Wilh. Breppohl, Zechennamen. (Der Anschnitt, Zschr. f. Kunst und Kultur im Bergbau, Jg. 5, 1953, Heft 2, S. 13.)

¹⁷⁾ Heilfurth, Bergmannslied S. 103 f.

chen Anbruches mit der Freude an dem schönen Anblick. Glück mit Freude sind bergbauliche Benennungen am Eisenberg bei Wiesenthal 18. Jhd. ¹⁸⁾, bei Bockau (Erzgebirge) 19. Jhd. ¹⁹⁾, am Brünnlasberg bei Aue i. E. ²⁰⁾, zu Klingenberg an der wilden Weißeritz (Freiberg) 19. Jhd. ²¹⁾. Unverhofftes Glück mit Freude hieß im 18. Jhd. eine Grube am Niederschlag bei Wiesenthal ¹⁸⁾. Im Lauterbergischen Forst (Harz) führte die Grube Schöne Marie von 1663 an die Benennung Glück und Heil ²²⁾. Bemerkenswert ist der Bergbauname Kreuz und Glück, der z. B. 1524 im Sabarnitz im Kärntner Bergrichterzbzk. Großkirchheim belegt ist ²³⁾. Das Glück ist hier einbezogen in den sakralen Bereich. Das (heilige) Kreuz kommt als Bergbauname oft vor ²⁴⁾. In dieser Verbindung wird ähnlich wie in Glück und Segen bei Johannegeorgenstadt 18. Jhd. ²⁵⁾ der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß ohne die Hilfe und den Segen Gottes die Bergleute nichts auszurichten vermögen.

Gruppe 3. Die adjektivischen Ergänzungen des Wortes Glück sind großenteils der Berufswelt des Bergmanns entnommen und verstärken oder unterstreichen die Bedeutung des Glücksbegriffes. Bergmännisch (es) Glück hießen Gruben bei Unterwellenborn (Saalfeld) 18. Jhd. ²⁶⁾ und im Gallenbach (Witticher Revier, Schwarzwald) 18. Jhd. ¹³⁾. Bei Schnelllingen (Haslacher Revier, Schwarzwald) ¹³⁾ führte eine Grube den Namen Frisch bergmännisch Jerusalems Glück.

Das Glück wird dem Bergmann beschert; es wird ihm oft unverhofft zuteil. Dieses Beschertwerden des Bergmanns drückt sich einerseits in dem Vertrauen aus, daß Gott reiches Erz beschert, daß also das Bergwerk eine Bescherung Gottes ist, andererseits aber auch in der profanen Vorstellung, daß das Glück dem Bergmann als Lohn seiner Arbeit beschert wird. Beschert (es) Glück ist ein häufiger Bergbauname: in der schwarzen Schlufft bei Claus-

¹⁸⁾ Brückmann, Teil 2, S. 610 f.

¹⁹⁾ Joh. Carl Freiesleben (hrsg.), Magazin für die Oryktographie von Sachsen, Freyberg 1828 ff., 1. Heft, S. 70.

²⁰⁾ Oertel, Aue S. 119.

²¹⁾ Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreiche Sachsen auf das Jahr 1873, hrsg. von C. G. Gottschalk. Freiberg, S. 6.

²²⁾ Calvör S. 102 ff.

²³⁾ Wießner I, S. 104.

²⁴⁾ Vgl. E. Schneider, „Heilig-Kreuz“ als Bergwerkspatrosinium (Österr. Zschr. f. Volkskunde, Neue Serie 9, 1955, S. 57—60).

²⁵⁾ Brückmann, Teil 1, Braunschweig 1727, S. 172.

²⁶⁾ Ebd., Teil 2, S. 664.

thal 1620²⁷⁾, bei Brand 1598, Erbisdorf 1589, St. Michaelis (Freiberg) 1582⁸⁾, Scharfenberg (Freiberg) 1589 bis 1622²⁸⁾, Halsbrücke 18. Jhdt. und Frauenstein (Freiberg) 18. Jhdt.²⁹⁾, Dippoldiswalde 1558¹⁰⁾, Frauendorf 1580, Muldendorf 1598 und Heßlich (Dippoldiswalde) 1620¹⁰⁾, am Ochsenkopf bei Schwarzenberg 19. Jhdt.³⁰⁾, im Herbstgrund bei Marienberg 19. Jhdt.³¹⁾, bei Sadisdorf (Altenberg) 19. Jhdt.³²⁾, Schönwind oberhalb Weistadt (Wunsiedel) 18. Jhdt.⁵⁾. Unverhofft beschert Glück war bergbauliche Benennung bei St. Michaelis (Freiberg) 1772⁸⁾. Der armen Witwe beschertes Glück hieß eine Grube bei Schneeberg 18. Jhdt.³³⁾.

Blühend Glück nannte sich eine Grube am Rabenberg bei Marienberg 19. Jhdt.³⁴⁾. Entblößtes Glück hieß eine Bergbauanlage im Fastenberg bei Johanngeorgenstadt 18. Jhdt.²⁵⁾. Das Fundglück des Bergmanns findet wohl sprechendsten Ausdruck in dem Bergbaunamen gefundenes oder erfundenes Glück, der z. B. bei Ilmenau³⁵⁾, Langenau (Freiberg) 1786 bis 1808⁸⁾, Neudorf (Wiesenthal) 18. Jhdt.¹⁸⁾, Johanngeorgenstadt 18. Jhdt.²⁵⁾ vorkommt. Das erste Fündigwerden eines Anbruches veranlaßte den Namen erstes Glück bei Ilmenau³⁵⁾. Freies Glück begegnet bei St. Michaelis (Freiberg) 1582⁸⁾. Ausgesprochen bergmännischen Bezug hat das besonders im Bergmannslied häufig auftretende Wort frisch, das in zahlreichen Bergbaunamen wiederkehrt: frisch(es) Glück im Lauterbergischen Forst (Harz) 1717²²⁾, bei Mohorn (Freiberg) 18. Jhdt.²⁹⁾, Aue i. E.³⁶⁾, am Fürstenberg) bei Schneeberg 19. Jhdt.³⁷⁾, am Graul bei Schwarzenberg 19. Jhdt.³⁸⁾, bei Muldendorf (Dippoldiswalde) 1694¹⁰⁾, Stenn (Zwickau 19. Jhdt.³⁹⁾, auf dem Hammer bei Wiesenthal 18. Jhdt.¹⁸⁾, bei Johanngeorgenstadt 18. Jhdt.²⁵⁾, Eibenstock 19. Jhdt.⁴⁰⁾, Langenbach (Naila) 18. Jhdt.⁵⁾, beim Schmutzler über Escherlich

27) Calvör S. 147.

28) Mitt. d. Freiburger Altertumsvereins 61, 1931, S. 57.

29) Brückmann, Teil 2, S. 568 f.

30) Freiesleben, 1. Heft, S. 69.

31) Jahrbuch 1873, S. 36.

32) Ebd., S. 22.

33) Gmelin S. 327.

34) Jahrbuch 1873, S. 34.

35) Joh. Aug. Friedr. Schmidt, Historisch-topographische Beschreibung der Bergstadt Ilmenau und ihrer Umgebung. Ilmenau 1839, Plan.

36) Oertel, Aue S. 167.

37) Jahrbuch 1873, S. 40.

38) Ebd., S. 44.

39) Ebd., S. 56.

40) Freiesleben, 3. Heft, S. 35 f.

(Goldkronach) 18. Jhdt.⁵⁾, bei Hohenbrunn (Wunsiedel) 18. Jhdt.⁴¹⁾, Taubrath (Eger) 1712⁶⁾, Sulzburg (Baden) 18. Jhdt.⁴²⁾, im Sulzbächle auf Gemarkung Lehengericht und an der Winterhalde bei Schenkenzell (Schwarzwald)¹³⁾. Zu den bereits erwähnten Ilmenauer Bergbaunamen erstes und gefundenes Glück sind fröhlich Glück und getreues Glück³⁵⁾ zu stellen. Diese Beispiele zeigen, wie ein bereits vorhandener Bergbauname andere desselben Bedeutungsbereiches auslösen kann. Grünes Glück ist bei Dippoldiswalde 1559¹⁰⁾ und hoffend Glück bei Erbsdorf (Freiberg) 1708⁸⁾ belegt. Ist dem Bergmann das Glück nicht hold, so kann dies auch in der Grubenbenennung zum Ausdruck kommen. Als Beispiel sei der Bergbauname mißgönnt Glück bei Berggießhübel 19. Jhdt.⁴³⁾ angeführt. Den Gegensatz verrät die Benennung reiches Glück bei Andreasberg 1576⁴⁴⁾ im Vogelgesang bei Wiesenthal 18. Jhdt.¹⁸⁾, bei Joachimsthal (Reich Glück Besolds Lehen 1541)⁴⁵⁾.

Das Glück stellt sich meist unverhofft, plötzlich ein. Der Zufall spielt eine große Rolle. Dieses Unverhoffte erscheint auch in zahlreichen Bergbaunamen: unverhofftes Glück bei Bräunsdorf (Freiberg) 19. Jhdt.⁴⁶⁾, an der wilden Weißeritz unweit Dorfhain (Freiberg) 19. Jhdt.⁴⁷⁾, bei Ehrenfriedersdorf 19. Jhdt.⁴⁸⁾, am Luxbach bei Oberwiesenthal 19. Jhdt.⁴⁹⁾, im Schwarzenberger Revier 18. Jhdt.⁵⁰⁾, bei Johannegeorgenstadt 18. Jhdt.²⁵⁾, Plauen 19. Jhdt.⁵¹⁾, auf dem Schmutzler bei Goldkronach 18. Jhdt.⁵⁾, im Reichsforst über Groschlatengrün (Wunsiedel) 18. Jhdt.⁵⁾, im Grubenfeld von Güte Gottes im Witticher Revier und bei Reinerzau (Schwarzwald)¹³⁾. Unverhofft Christianer Glück hieß eine Grube am Niederschlag bei Wiesenthal 18. Jhdt.¹⁸⁾. Ein Abbau bei Dippoldiswalde¹⁰⁾ führte 1590 die Benennung unvoresehenes Glück. Dort hieß 1558 eine Gruppe zukünftiges Glück.

41) Brückmann, Teil 2, S. 142.

42) Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 74, Fasz. 1100.

43) Freiesleben, 1. Heft, S. 39.

44) Calvör S. 86.

45) Joh. Mathesius, Bergpostilla / oder Sarepta / Darinn von allerley Bergkwerck vnd Metallen / was jr eygenchafft vnd natur / vnd wie sie zu nutz vnd gut gemacht / guter bericht gegeben wird . . . Nürnberg 1578. (Der Anhang enthält ein Verzeichnis der Joachimsthaler Zechen seit der Aufnahme des Bergbaues bis 1561.)

46) Freiesleben, 3. Heft, S. 127.

47) Jahrbuch 1873, S. 20.

48) Freiesleben, 2. Heft, S. 49.

49) Jahrbuch 1873, S. 42.

50) Gmelin S. 373.

51) Jahrbuch 1873, S. 62.

Gruppe 4. Diese Gruppe von Glücks-Bergbaunamen gliedert sich in Verbindungen des Grundwortes Glück mit Bestimmungswörtern, die folgende Bedeutung haben: a) Orts- und Flurnamen, b) Personennamen, auch Namen von Regenten und Herrscherhäusern, c) Sakrales, d) Gattungswörter.

a) Durch Verbindung von Glück mit Ortsnamen wird ausgedrückt, daß Abbaue für Orte, in deren Nähe diese Abbaue liegen oder die Besitzer dieser Gruben sind, von Bedeutung sind. Der Ortsname kann räumliche oder besitzrechtliche Bedeutung haben, während die Ergänzung durch Flurnamen lediglich die Lage dieser Gruben anzeigt.

Beispiele von Verbindungen von Glück mit einem Ortsnamen: *Altenauer Glück* am Gerlachsbad bei Altenau (Harz) 1721⁵²⁾, *Auer Neuglück* bei Aue i. E. 1771⁵³⁾, *Freiberger Glück* bei Weigmannsdorf (Freiberg) 19. Jhd.²¹⁾, *Lautenthals Glück* bei Lautenthal (Harz) 1681⁵⁴⁾; zu diesem Namen bemerkt *Calvör* (S. 141): „Der Name *Lautenthals Glück* ist dieser Grube, als ein gutes Omen, oder Vorzeichen, wol recht, der Erweisung und dem Erfolg gemäß, gegeben, da sie der Bergstadt Lautenthal Glück und Erhaltung befodert“; *Lauterbergs Glück* im Lauterbergischen Forst (Harz) 1719 bis 1749²²⁾, *Leipziger Glück* bei Johannegeorgenstadt 18. Jhd.²⁵⁾, *Schulenbergs Glück* im Schulenberg (Harz) 1690⁵⁴⁾, *Sosaer Glück* bei Sosa (Eibenstock) 19. Jhd.⁵⁵⁾, *Stadt Chemnitz Neu Glück* bei Wegefahrt (Freiberg) 18. Jhd.²⁹⁾, *Straßburger Glück* am Niederschlag bei Wiesenthal 18. Jhd.¹⁸⁾.

Verbindungen mit Flurnamen liegen vor in *Gerlachsbacher Glück* im Gerlachsbad bei Altenau (Harz) 1741⁵²⁾, *Hütschentals Glück* und *Stufentaler* (auch *Stubentaler*) *Glück* bei Zellerfeld 1760 bzw. 1705⁵⁶⁾.

b) Personennamen in Verbindung mit Glück haben meist besitzrechtliche Bedeutung. Als Beispiele seien *Bernhardts Glück* bei Dittersbach (Freiberg) 18. Jhd.²⁹⁾, *Bußisches Glück* bei Clausthal 1755⁵⁷⁾, *unverhofftes Christianer Glück* am Niederschlag bei Wiesenthal 18. Jhd.¹⁸⁾, *Rauhs Glück* am Brünulasberg bei Aue i. E. 19. Jhd.⁵⁵⁾ angeführt. Ebenso weisen Regentennamen oder Benennungen nach Herrscherhäusern wie

52) *Calvör* S. 164 f.

53) *Oertel*, Aue S. 90.

54) *Calvör* S. 126 f.

55) *Jahrbuch* 1873, S. 60.

56) *Calvör* S. 130, 133 f.

57) *Ebd.*, S. 152.

wunderbares Fürstenglück bei Mittweida 19. Jhd. ³⁸⁾, Kayser Carols Glück bei Andreasberg 16. Jhd. ¹⁴⁾, Kronenburgs Glück bei Schulenberg (Harz) 1760 ⁵⁶⁾, (H a u s) Kasselsches Glück bei Andreasberg 1698 ²²⁾ darauf hin, daß Bergwerke grundherrliches Regal waren. Man wird bei den Benennungen nach Regenten besonders in neuerer Zeit zu berücksichtigen haben, daß dabei auch geschichtliche Erinnerungen oder die Ehrung eines Herrschers vorliegen können.

c) Sakralbereich. In der Bergbaunamengebung nimmt der Sakralbereich einen weiten Raum ein ⁵⁸⁾. Mit dem Bergbaunamen Glück Gottes bei Andreasberg 1698 ²²⁾, Zellerfeld 1667 ⁵⁴⁾, am Bornberg bei Clausthal 1660 ⁵⁹⁾, bei Bockau (Schneeberg) 19. Jhd. ⁶⁰⁾ ragt jene reichhaltige Gruppe von Bergbaunamen in den Glücksbegriff herein, die Gottes Wirken in bergbaulicher Hinsicht zum Inhalt haben. Diese Namen sind Ausdruck der Gläubigkeit des Bergmanns, seines Hoffens und Vertrauens auf Gottes Segen und Hilfe.

Auch Heilige treten in Verbindung mit Glück auf. Unser Frauen Glück hieß 1538 eine Grube am Altenberg bei Kaltern im Berggericht an der Etsch ⁴⁾. Die hl. Maria kommt als Bergwerkspatrozinium überaus häufig vor — Ausdruck der sich in verschiedener Gestalt und wechselnden Formen äußernden Marienverehrung. In Tirol ist U n s e r e F r a u als Bergbauname gebräuchlich. An weiteren Benennungen seien angeführt: St. J a k o b s G l ü c k bei Andreasberg 1677 ²²⁾, die Joachimsthaler ⁴⁵⁾ St. J o h a n n e s im Glück 1538, St. J ö r g e n im Glück 1543 und St. M a r c u s im Glück 1520.

d) Glück ist ergänzt durch Gattungswörter, die ausdrücken, wem das Fundglück zuteil wurde. Beispiele sind B a u k a s s e n g l ü c k bei Zellerfeld 1707 ⁵⁶⁾, B e r g m a n n s G l ü c k bei Zellerfeld 1734 ⁵⁶⁾, V e r e i n s g l ü c k bei Schedewitz (Zwickau) 19. Jahrhundert ⁵¹⁾, V i e r g l ü c k e r S t o l l e n bei Joachimthal 1555 ⁴⁶⁾.

Gruppe 5. Für das Vorkommen von G l ü c k a u f als Name und Titel hat bereits Heilfurth (S. 140 ff.) zahlreiche Belege aufgeführt. Nachgetragen seien G l ü c k a u f bei Hilbersdorf

⁵⁸⁾ Hier ist auf die grundlegenden Arbeiten von Georg Schreiber hinzuweisen, besonders G. Schreiber, Das Bergwerk in Recht, Liturgie, Sakralkultur. (Zschr. d. Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 70, 1953, Kan. Abt. 39, S. 362—418.) — Vgl. E. Schneider, Bergmannsfrömmigkeit im Spiegel der Bergbaunamengebung. Ein Beitrag zur Sakralkultur im Bergbau. (Rhein. Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 8, 1957, S. 26—114).

⁵⁹⁾ Calvör S. 149 f.

⁶⁰⁾ Freiesleben, 1. Heft, S. 50.

(Freiberg) 1738⁶¹⁾, Aue i. E.⁶¹⁾, Ilmenau⁶⁵⁾, Tauschnitz (Saalfeld) 18. Jhdt.²⁶⁾. Die Bergmannssprache liebt Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit, Freude am Vergleich, Humor. Der Bergmann gibt seinem Arbeitsort öfters Namen, die ihn als Schatzstelle kennzeichnen oder auch mit poetischem Anflug Glücksburg wie bei Carlsfeld (Sachsen) 19. Jhdt.⁴⁰⁾, Aue i. E. 1680⁶¹⁾, am Rehhübel bei Eibenstock 19. Jhdt.⁶²⁾, im Forstwald bei Breitenbrunn (Sachsen) 19. Jhdt.⁶³⁾ und Glücksgarten bei Zellerfeld 1760⁵⁶⁾ und Marienberg 1781⁶⁴⁾ nennen. Glückshoffnung hießen Gruben bei Clausthal 1671⁵⁹⁾ und im Hahnenklee (Harz) 1655⁶⁵⁾. Bei dem auch als Bergbaunamen auftretenden Glücksrad denkt man in erster Linie an das Rad der Fortuna, die in der Kunst weitverbreitete allegorische Darstellung der Unbeständigkeit des Glücks⁶⁶⁾. Diese Vorstellung dürfte auch dem Bergbaunamen Glücksrad zugrunde liegen, der öfters vorkommt: bei Andreasberg 16. Jhdt.¹⁴⁾, Ahrensberg (Oberharz) 1668⁵⁴⁾, Schulenberg (Harz) 1760⁵⁶⁾ (dort auch die Benennung Glücksrades Hilfe⁵⁴⁾, Clausthal 1592¹⁴⁾, Schneeberg 1478⁶⁷⁾, Freiberg 1521⁶⁷⁾, Brand (Freiberg) 1581—1699⁸⁾, im Münstertal (Elsaß) 1571⁶⁸⁾. Auch die Glücksrute genannte Wünschelrute, die früher im Bergbau eine nicht unwichtige Rolle spielte, ist in die Bergbaunamengebung gedungen: Glücksrute hieß ein Abbau bei Altenau (Harz) 1661⁵²⁾.

Das Vorkommen des Bergbaunamens Glückstern führt in den Bereich der Gestirne, die in der Bergbaunamengebung verschiedene Bedeutung haben⁶⁹⁾. Der Benennung Glückstern liegt die Vorstellung zugrunde, daß Sterne zu Reichtum und Glück führen. Es ist ein günstiges Vorzeichen, an einem nach einem Stern benannten Abbau zu schürfen. In der Benennung Glückstern tritt dieses Glückverheißende besonders hervor. Glückstern hießen Abbaue bei Neudorf (Harzgerode) 18. Jhdt.⁷⁰⁾, im Gößnitz-

⁶¹⁾ Oertel, Aue S. 126 f.

⁶²⁾ Jahrbuch 1873, S. 46.

⁶³⁾ Freiesleben, 1. Heft, S. 29.

⁶⁴⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 79, Fasc. 112.

⁶⁵⁾ Calvör S. 124.

⁶⁶⁾ Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 3, Sp. 895 ff.

⁶⁷⁾ Emil Bochmann, Zusammenhänge zwischen den Bevölkerungen des Obererzgebirges und des Oberharzes, Programm des Kgl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt, Dresden 1889, S. 26.

⁶⁸⁾ Otto Stolz, Zur Geschichte des Bergbaues im Elsaß im 15. und 16. Jahrhundert, (Els.-Lothr. Jahrbuch, Bd. 18, 1939, S. 167).

⁶⁹⁾ E. Schneider, Gestirne und Naturerscheinungen in der Bergbaunamengebung, (Der Anschnitt, Zschr. f. Kunst und Kultur im Bergbau, Jg. 10, 1958, Heft 3, S. 29 f.)

⁷⁰⁾ Brückmann, Teil 1, S. 144.

grund bei Aue i. E.⁶¹⁾, bei Voigtsberg (Sachsen) 19. Jhdt.⁷¹⁾, Stern glück bei Hohenbrunn (Wunsiedel) 18. Jhdt.⁴¹⁾.

Glücklich erscheint in Verbindungen wie glückliche Gesellschaft am Stinkenbach bei Schwarzenberg 19. Jhdt.⁶²⁾ und glücklicher Kalteborn unterhalb Zella (Freiberg) 19. Jhdt.⁷²⁾.

Gruppe 6. Eine Besonderheit der Bergbaunamengebung sind sprichwortartige Prägungen, die auch als dauerhafte Merkmale des bergmännischen Liedstiles auftreten. Diese Bergbaunamen weisen, soweit sie mit dem Glücksbegriff verbunden sind, zunächst auf die religiöse Haltung des Bergmanns, auf das Wissen der Bergleute, daß das Glück von Gott kommt. Gott beschert Glück hieß eine Grube bei Geyer 19. Jhdt.⁷³⁾. Hilf Gott zu Glück und Segen nannte man einen Abbau bei Erbisdorf (Freiberg) 1747⁸⁾. Andere Bergbaunamen drücken den Wunsch oder die Hoffnung aus, daß sich das Fundglück bald einstellen oder wiederholen möge. Bald Glück hieß eine Grube bei Grumbach (Freiburg) 19. Jahrhundert⁷⁴⁾. Neu komm Glück mit Freuden war die Benennung einer Bergwerksanlage im Münzbachtal unterhalb des Fürstenhofes (Freiberg) 19. Jhdt.⁷⁵⁾. Der Grube Komm wieder Glück mit Freuden begegnen wir bei Frauendorf (Dippoldiswalde) 1676¹⁰⁾. Das Wagnis des Bergmanns, die Unsicherheit der bergmännischen Existenz spricht aus dem Bergbaunamen Wenns glücklich bei Andreasberg 1693²²⁾.

⁷¹⁾ Freiesleben, 2. Heft, S. 97.

⁷²⁾ Jahrbuch 1873, S. 8.

⁷³⁾ Freiesleben, 1. Heft, S. 113.

⁷⁴⁾ Jahrbuch 1873, S. 2.

⁷⁵⁾ Ebd., S. 14.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

13. Veröffentlichungen aus der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde 1951—1961

Von Leopold Schmidt

Die Umfragen zur Volkskunde des Burgenlandes bedeuten eigentlich die Keimzelle des Archivs der österreichischen Volkskunde. Die vor 1950 durchgeführten Umfragen des Museums hatten nur jeweils Material zu bestimmten Themen einzubringen versucht und wurden noch nicht systematisch geordnet. Als Adalbert Riedl die systematische Befragung des Burgenlandes anregte, zeigte es sich nach ersten Probebefragungen, daß dieser Weg für eine wichtige Ergänzungssammlung des Museums, eben für ein Archiv, aussichtsreich sein würde. Zunächst wurden also ab 1951 verschiedene Befragungen nach Jahresbräuchen im Burgenland durchgeführt. Die Aussendung erfolgte durch das Burgenländische Landesmuseum, und zwar stets in zwei Exemplaren, so daß eine Ausfertigung der Antwort in Eisenstadt bleiben, und eine zweite nach Wien kommen konnte. Das hat sich im ganzen auch bewährt, wenn auch zu Anfang viele Beiträger nur sehr knappe Eintragungen vornahmen, und erst der wiederholte Hinweis auf die Möglichkeit, die Bogen mit Durchschlag zu beschreiben, auch Erfolg hatte. Es wurden dabei jeweils alle Schulen des Landes befragt. Der Rücklauf war zunächst nicht immer befriedigend. Ab 1954 intensivierten wir die Befragung, die nunmehr unter das Zeichen des „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ gestellt wurde, dadurch, daß die Fragebogen über die Bezirksschulinspektoren geleitet wurden. Die Beteiligung der Lehrerschaft stieg sofort beträchtlich an, und die Eintragungen wurden auch ausführlicher.

Von Anfang an versuchten wir, die Umfragen durch die Veröffentlichung von ersten Ergebnissen zu unterstützen. Dabei mußte ein gewisser Wert auf die Veröffentlichung in Tageszeitungen, Wochenzeitungen und Heimatzeitschriften gelegt werden, um die Einsender und sonstigen Interessenten auch tatsächlich zu erreichen. Einige Persönlichkeiten wurden dadurch auch angesprochen und haben intensiver gesammelt, besser aufgezeichnet, und auch weiteres Material zur Verfügung gestellt. Gerade derartige Erfolge wurden auch Anlaß zu neuen Befragungen, vor allem zu bezirksweisen Nachbefragungen, die oft sehr gute Ergebnisse zeigten.

Die Veröffentlichungen sollten auch die Unterlagen für die weitere Gestaltung des „Atlas“ liefern. Es konnte nicht die Absicht sein, das gesammelte Material sofort zu einem Kartenwerk zu verwerten. Das mag bei statistischen Umfragen möglich sein, bei volkskundlichen Befragungen ist es nicht am Platz. Das durch die Befragungen eingebrachte Querschnitt-Material genügt häufig nicht zur Erkenntnis der Probleme.

matik des betreffenden Fragenkomplexes. Eine reine Materialveröffentlichung mit parallel publizierter Punktekarte wäre kaum von einer länger anhaltenden Bedeutung. Daher wurde mehr Wert darauf gelegt, das Material durch Nachbefragungen, örtliche Begehungen usw. zu ergänzen, und andererseits Kommentare zu einzelnen Fragekomplexen zu erstellen, die den Umfang des betreffenden Problems einigermaßen abstecken sollten. Dafür wurden vor allem Veröffentlichungen in Fachzeitschriften angestrebt, zunächst und besonders in den „Burgenländischen Heimatblättern“, aber auch darüber hinaus in den verschiedenen Publikationsorganen, die dafür in Betracht kommen. Auch aus den Reaktionen auf diese Veröffentlichungen hat sich wieder manches für den Gesamtplan des „Atlas“ lernen lassen.

So habe ich im Lauf von zehn Jahren immerhin eine ganze kleine Schar von umfangreicheren und bescheideneren Beiträgen der Öffentlichkeit vorgelegt. Ich habe neben diesen noch mehrere andere zur burgenländischen Volkskunde veröffentlicht, die aber nicht aus dem Archiv-, bzw. Atlas-Material erstellt sind. Sie sind dementsprechend nicht in das nachfolgende Verzeichnis aufgenommen. Das Verzeichnis soll mit seinen 36 Nummern für sich sprechen, als ein schlichter Bericht über zehn Jahre Arbeit im Archiv der österreichischen Volkskunde.

A) Darstellungen und Untersuchungen:

1. Die burgenländischen Sebastianspiele im Rahmen der barocken Sebastiansverehrung und der Volksschauspiele vom hl. Sebastian (= Burgenländische Forschungen, H. 16) 65 Seiten. Eisenstadt 1951 (mit zwei Karten).

2. Berchtengestalten im Burgenland (mit einer Karte) (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XIII, 1951, S. 129—161).

3. Volkskunde (des Burgenlandes) (mit einer Karte) (Burgenland-Landeskunde, Wien 1951, S. 621—670).

4. Zu den Berchtengestalten des Burgenlandes. Materialnachlese, Motivbeziehungen, Problemvorschau (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XIV, 1952, S. 122—132, S. 170—181).

5. Volkskult und Wallfahrtswesen im nördlichen und mittleren Burgenland (in Burgenländische Beiträge zur Volkskunde. Die Vorträge der 6. Österreichischen Volkskundetagung in Eisenstadt, herausgegeben von Leopold Schmidt, = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. II, Wien 1953, S. 45—60).

6. Barbara- und Lucia weizen. Die Verbreitung der weihnachtlichen Tellersaat in Burgenland (mit einer Verbreitungskarte) (in: Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz, = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V, Wien 1954, S. 387—418).

7. Das Weihnachtsstroh im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVI, 1954, S. 67—71).

8. Die Martinisegener burgenländischen Hirten (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVII, 1955, S. 11—31).

9. Karte: Volksglaube, Volksbrauch und Volksschauspiel (Atlas von Niederösterreich, Wien 1955/1960, Nr. 134).

10. Karte: Volkslied und Volkstanz (zusammen mit Karl M. Klier und Raimund Zoder) (ebendort, Karte Nr. 135).

11. Karte: Bäuerliches Arbeitsgerät (ebendort, Karte Nr. 136).

12. Der weihnachtliche Schlehdorn im Burgenland (mit Karte) (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. München 1955, S. 180—186).

13. Antike und mittelalterliche Pflugscharen in Österreich (Archaeologia Austriaca, H. 19/20, Festschrift für Josef Weninger, Wien 1956, S. 227—238).

14. St. Vinzenz von Saragossa als Patron der Holzarbeiter (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XII/61, 1958, S. 1—17).

15. Der Ringstock der Hirten im Burgenland und in der Dreiländerecke (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XXI, 1959, S. 207—218).

16. Hexenabwehr am Georgitag (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XXII, 1960, S. 127—138).

17. Johannesandachten und Nepomuklieder in Niederösterreich und im Burgenland (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerks, Bd. IX, 1960, S. 20—39).

18. Das Stachelhalsband des Hirtenhundes (mit zwei Karten) (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. VI, 1960, S. 154—181).

19. Probleme der Volkskunde von Ostniederösterreich (mit einer Karte) (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. XXXI, 1960, S. 189—198).

20. Kuckucksglaube im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XXIII, 1961, S. 19—24).

B) Berichte und Mitteilungen:

21. Burgenlandvolkskunde als Österreichforschung (Volk und Heimat, Bd. IV, 1951, Nr. 17, S. 4—6).

22. Osterfeuer im Burgenland (Wiener Zeitung, Nr. 77 vom 2. April 1953, S. 6). (Wiederabgedruckt: Volk und Heimat, Bd. VI, 1953, Nr. 8, S. 8f.)

23. Die Eismänner als Bohnenpatrone im Burgenland (Wiener Zeitung Nr. 112 vom 16. Mai 1953, S. 4).

24. Im Dienst der burgenländischen Volkskunde (Volk und Heimat, Bd. VI, 1953, Nr. 17, S. 2—4).

25. Die Christbäume auf den Gräbern (Wiener Zeitung Nr. 300 vom 25. Dezember 1953, S. 20).

26. Vom Atlas der Burgenländischen Volkskunde. Das Ergebnis unserer Rätsel-Umfrage (Volk und Heimat, Bd. VII, 1954, Nr. 3, S. 3f.).

27. Wo der Christbaum noch am Durchzug hängt (Volk und Heimat, Bd. VII, 1954, Nr. 22, S. 4f.).

28. Volkskunde und Volksbildung im Burgenland (Volk und Heimat, Bd. VIII, 1955, Nr. 19, S. 24—26).

29. Adventkranz, Radleuchter und Christbaum (Wiener Zeitung Nr. 286 vom 8. Dezember 1956, S. II der Beilage).

30. Burgenländische Volkskunde 1951—1955. Bericht über ein halbes Jahrzehnt Sammlung und Forschung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 11) Eisenstadt 1956. 102 Seiten, 1 Karte.

31. „Heimatstelle Burgenland“. Vorschläge zur Erfassung der Burgenland-Auswanderer (Volk und Heimat, Bd. X, 1957, Nr. 6, S. 7).

32. Achtzig Kapitel Kommentar. Aus der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde (Volk und Heimat, Bd. XI, 1958, Nr. 1, S. 10).

33. Adalbert Riedl zum 60. Geburtstag. Ein Leben für Volkskunde und Volksbildung im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XX, 1958, S. 97—101).

34. Burgenländischer Seitenblick auf den Atlas von Niederösterreich (Volk und Heimat, Bd. XII, 1959, Nr. 11, S. 4).

35. Die Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier. Studien zur Geistesgeschichte und Volkskunde Ostösterreichs im 19. Jahrhundert (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. XX) Eisenstadt 1960. 170 Seiten, 16 Abb.

36. Vom „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ (mit einer Karte) (Österreichische Hochschulzeitung, Bd. XII, 1960, Nr. 9, S. 2).

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum in den Jahren 1960/1961

Am 28. April 1961 fand die Jahresversammlung des Vereines statt. Der Jahresbericht des Vereines konnte von der erfolgreichen Weiterführung der Zeitschrift und von den Vereinsvorträgen berichten. Für die Unterstützung der Vereinsunternehmungen wurde insbesondere dem Bundesministerium für Unterricht, der Stadt Wien, den Landesregierungen von Burgenland und Niederösterreich sowie nicht zuletzt dem Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs der herzlichste Dank abgestattet. Herr Kustos Dr. Adolf Mais hat sein Amt als Generalsekretär des Vereines zurückgelegt. Die Jahresversammlung stimmte dem Ausschluß zu, an seiner Stelle Herrn Dr. Klaus Beitzl mit der Weiterführung der Geschäfte zu betrauen. Ferner wählte die Jahresversammlung folgende um die Volkskunde hochverdiente Herren zu korrespondierenden Mitgliedern des Vereines:

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher (Graz-Kiel)

Prof. Dr. Joseph Hess (Luxemburg)

Prof. Dr. Friedrich Sieber (Dresden).

Im Anschluß an die Jahresversammlung hielt Herr Dr. Klaus Beitzl einen durch Farblithbilder unterstützten Vortrag über „Umzugsriesen im Lungau und in Flandern“.

Aus dem Jahresbericht des Museums ist für das Jahr 1960 vor allem zu entnehmen, daß das Bundesministerium für Unterricht alle unsere Arbeiten wieder tatkräftig gefördert hat. Auf Grund aller Zuwendungen, einschließlich der normalen Jahressubvention konnten insgesamt S 347.104,98 ausgegeben werden. Die meisten Ausgaben mußten wieder für Einrichtungsarbeiten geleistet werden, besonders für die Anschaffung von Stahlregalen für die Depots und für die Vorbereitung der Ausstellung „Südtiroler Volkskunst“. Die Hauptsammlung umfaßte am Ende des Jahres 1960 54.373 Inv.-Nummern. Es waren dazugekommen: 851 Objekte Ankauf, 255 Widmung, 129 Nachinventarisierung, 5 Dauerleihgaben. Von den Widmungen ist in ganz besonderer Weise das Legat der verstorbenen Malerin Illy Kjäer hervorzuheben, das dem Museum nicht nur eine stattliche Reihe von Gemälden der Künstlerin, sondern auch einige dazugehörige, sehr wichtige Skizzenbücher erbrachte, die vor allem für die Kenntnis der Osttiroler Trachten von großer Bedeutung sind.

Von den Ankäufen ist wieder eine kleine Serie von Votivbildern aus Nordtirol zu erwähnen, dann die Kollektionen von polnischer Volkskunst und von tschechischem Spielzeug, die Dr. Mais auf seinen Sammelreisen erworben hat. Eine Serie von 60 Tuschzeichnungen aus Osttirol von Liesl Freisinger-Wohlfarth konnte mit besonderer Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht erworben werden. Eine Erwerbung eigener Art stellt die Kern-Krippe dar (Inv.-Nr. 53.742 bis 54.268), die mit Hilfe des Unterrichtsministeriums angekauft und im Bundesstaatlichen Volksbildungsheim in St. Wolfgang aufgestellt wurde.

Von der musealen Innenarbeit ist zunächst zu berichten, daß die zweite Hälfte der Möbelstuben im Erdgeschoß neu aufgestellt wurde. Die Neugestaltung der Montafoner Stube hat sich davon besonders bewährt. Die Vergleichsräume an der Gebäudefront Langegasse wurde zu Ende des Jahres 1960 durch die Gemeinde Wien trockengelegt, doch muß das Ergebnis erst abgewartet werden, bevor dort neu aufgestellt werden kann. Im Oberstock wurde zunächst der bisherige Raum „Südtirol“ aufgelöst. Hier wurde ein so ziemlich einheitlicher Raum „Hafnerkeramik der österreichischen Donau- und Voralpenländer“ eingerichtet. Die Heizkörperverkleidungen konnten für das ganze Haus fertiggestellt werden, wodurch ein besonders häßliches Element der alten Einrichtung wenigstens verdeckt wird. Im großen Depot wurden weitere Stahlregale aufgestellt und zum Teil für die bisher sehr mangelhaft gelagerten Balkan-Objekte verwendet. Die meisten Innenarbeiten erforderte die Ausstellung „Südtiroler Volkskunst“. Wissenschaftlich war die Nachinventarisierung von tausenden bisher nur kursorisch eingetragenen Objekten notwendig, die größtenteils von Dr. Beitz durchgeführt wurde. Alle Handwerker des Hauses haben an der Modernisierung der Vitrinen, der Neugestaltung von Sockeln, Hängern usw. gearbeitet. Der in der Zeitschrift (ÖZV Bd. XIV/63, 1960, S. 149 ff.) veröffentlichte Katalog legt Zeugnis über die Gestaltung dieser Ausstellung ab, der größten, die das Museum nach dem zweiten Weltkrieg bisher veranstalten konnte.

Von anderen Ausstellungen lief die 1959 begonnene „Volkskunst der Ostkirche“ noch weiter, die anschließend nach Graz (Steirisches Volkskundemuseum) und Klagenfurt (Landesmuseum für Kärnten) entlehnt wurde, und sich dort jeweils eines lebhaften Besuches erfreuen konnte. Zu den Wiener Festwochen 1960 zeigte das Museum in den Sonderausstellungsräumen im Erdgeschoß „Volkstümliche Holzplastik in Österreich“, mit eigenem Katalog. Von Ausstellungen außer Haus ist die Beteiligung an der Spielzeug- und Kinderbuch-Ausstellung in der Universitätsbibliothek Oslo zu erwähnen.

Die Katalogisierungsarbeiten wurden wieder hauptsächlich anlässlich der verschiedenen Ausstellungen stark gefördert. Außerdem wurden durch Dr. Beitz die Bestände der Museumsregistratur (alter Schriftwechsel) von der Gründung bis 1920 durchgemustert und auf Herkunftsfakten exzerpiert. Für die Weiterarbeit auf allen diesen Gebieten wurde ein großer neuer Kartothekkasten gebaut (wie alle Vorgänger durch Techn. Oberoffizial Karl Autolny). Alle wissenschaftlichen Innenarbeiten bedürfen ja dauernd gewisser technischer Weiterungen und Neuerungen, die aber nur im bescheidenen Rahmen erfolgen können. Das gilt auch für das „Archiv der österreichischen Volkskunde“, das 1960 einige Nachbefragungen zu früheren Befragungen veranstaltete. Dr. Mais führte eine Umfrage nach alter Kriegsgefangenenkunst durch. Im Spätherbst wurde eine termingerechte Umfrage nach dem „Klausenholz“, einem Gebetszählholz in Tirol und Vorarlberg veranstaltet, wobei ein guter Rücklauf zu verzeichnen war. Die Arbeit am „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ wurde durch die Erstellung und Veröffentlichung mehrerer weiterer Kommentar-Kapitel fortgesetzt (vgl. oben ÖZV, Bd. XV/64, S. 118 ff), wiederum mit der dankenswerten finanziellen Förderung durch die Burgenländische Landesregierung.

Der Gesamtstand der Bibliothek betrug am Jahresende 1960 15.930 Nummern. Der Zuwachs bestand aus 309 Nummern Ankauf, 43 Besprechungsexemplaren, 131 Tauschstücken, 220 Widmungen, 26 Beleg-

und 3 Bestandstücken. Es wurden 229 laufende Zeitschriften geführt. Dr. Maria Kundgraber hat außer den laufenden Kartotheken die Arbeiten für die Internationale Volkskunde-Bibliographie und für den Zentralkatalog neuerer ausländischer Zeitschriften der Österreichischen Nationalbibliothek geleistet. Die Wichtigkeit der Bibliothek dokumentiert sich auch in den Besucherzahlen. Die Schausammlung wurde von 6095 Besuchern frequentiert, die Bibliothek von 875 Benützern.

Die Photothek wies am Ende 1960 einen Stand von 7555 Negativen (Normal) und 1159 Leica-Negativen auf. An Positiven waren 27.250 zu verzeichnen, wobei der Zuwachs 1050 betrug. Eine stattliche Anzahl von Aufnahmen wurden von Beamten des Hauses geliefert, zahlreiche Bilder entstammen freundlichen Widmungen. An Diapositiven wurden 3880 gezählt, mit einem Zuwachs von 265. Besonders viel Arbeit erforderte die Neueinreihung der Leica-Negative in eigens dafür erstellte Negativ-Ordner. Für die ständig steigende Beanspruchung der Photothek wurde von Frau Elfriede Lies ein eigenes Entlehnbuch angelegt, das endlich den gesamten geschäftlichen Verkehr mit Bestellern, Lichtbildstelle usw. festhält. Frau Lies hat daneben auch die Bearbeitung der Sammlung Z (Zeitungsausschnitte) weitergeführt, die durch verschiedene Ausschneitspenden, besonders von Herrn Reg.-Rat Leo Schreiner, wieder gefördert wurde.

An wichtigen Besuchern des Museums im Jahr 1960 sind besonders zu erwähnen: Prof. Dr. Mathilde Hein (Frankfurt am Main, mit ihrem Seminar), Dr. Cornel Irimie (Hermannstadt), Dr. Lorenz Kriss-Rettenbeck (München), Dr. Ludwig Kunz mit seinen Mitarbeitern (Brünn), Dr. Mann (Passau), Dr. Hans Moser (München), Prof. Dr. Carmelina Naselli (Catania), Dr. Helmut Plath (Hannover). Die genannten Museumskollegen informierten sich zum Teil sehr eingehend über die Aufstellungs- und Katalogarbeiten in allen Teilen des Museums.

Die Beamten nahmen an verschiedenen Tagungen und Studienfahrten teil. Der Direktor des Hauses hielt bei der Tagung des Verbandes der Vereine für Volkskunde in Cloppenburg das Hauptreferat über „Die Stellung der Volkskundemuseen in der Mitte des 20. Jahrhunderts“. Dr. Mais besuchte Museen in Polen und in der Tschechoslowakei, Dr. Kundgraber nahm an der deutschen Hausforschertagung in Lübeck und Kopenhagen teil und besuchte dort die entsprechenden Museen. Außerdem hielten alle Beamten in verschiedenen Organisationen Vorträge, welche auf das Museum hinwiesen, woraus sich zum Teil auch entsprechende Führungen von interessierten Gruppen ergaben.

Leopold Schmidt

Museen und Ausstellungen

Alte Volkskunst aus Dalmatien

Das Österreichische Museum für Volkskunde veranstaltete anlässlich der Tagung „Die Volkskultur der südosteuropäischen Völker“ in Salzburg, durchgeführt von der Südosteuropa-Gesellschaft in München und der Arbeitsgemeinschaft Ost in Wien, die Sonderausstellung „Alte Volkskunst aus Dalmatien“. Dafür wurden die wesentlichsten Stücke der Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg ausgewählt und von Kustos Dr. Adolf Mais in Vitrinen des Salzburger Museums Carolino-Augusteum im Makart-Saal in Salzburg aufgestellt. In der knappen

Zeit vom 24. Mai bis 4. Juni 1961 besuchten ungefähr 600 Teilnehmer und Gäste die Ausstellung. Dank der Unterstützung durch die Südosteuropäergesellschaft und durch das Kulturreferat der Salzburger Landesregierung konnte auch ein kleiner Katalog der Sonderausstellung (24 Seiten, vervielfältigt) geboten werden. Dr. Mais gestaltete nicht nur Ausstellung und Katalog, sondern gab diesem auch ein instruktives kurzes Lebensbild der Sammlerin Natalie-Bruck-Auffenberg bei; verschiedene Erinnerungsstücke an die bedeutende Sammlerin wurden dankenswerterweise von ihrer Familie beigelegt.

Städtisches Museum Neunkirchen

Das städtische Museum Neunkirchen, Niederösterreich, wurde am 25. März 1961 wiedereröffnet. Das Museum ist an sich ein altbewährtes Heimatmuseum, an dem sich einstmals, in der Frühzeit unseres Vereines, der Neunkirchner Lehrer Heinrich Moses, tatkräftig betätigt hatte. Daher waren auch die volkskundlichen Bestände des Museums immer bedeutend. Durch die Länge der Zeit freilich war die Aufstellung sehr veraltet. Es ist daher zu begrüßen, daß das Museum nunmehr durch die wirksame Mithilfe des Niederösterreichischen Landesmuseums neu aufgestellt werden konnte. Die wissenschaftliche Arbeit besorgte Frau Doktor Helene Grün.

Die Sammlung Rudolf Kriss in München

Am Freitag, 16. Juni 1961, wurde im Bayerischen Nationalmuseum in München eine neue „Abteilung für religiöse Volkskunde“ eröffnet, welche die Hauptbestände der Sammlung Rudolf Kriss umfaßt. Die Sammlung war in den Jahren 1936 bis 1939 in der Neuen Hofburg in Wien aufgestellt und wurde nach dem zweiten Weltkrieg nach München gebracht, wo sie nunmehr nach langer Vorbereitungszeit der Öffentlichkeit wieder dargeboten wird. Im Anschluß an die Eröffnung fand eine Reihe von Vorträgen zur Thematik der Sammlung und ihres Problemkreises statt. Es sprachen: Am 16. Juni Prof. Dr. Gustav Mensching, Bonn, über „Wesen und Bedeutung des Volksglaubens in den universalen Religionen“; am 23. Juni Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien, über „Wallfahrtsforschung und Volkskunde“; am 27. Juni Professor Dr. Richard Weiß, Zürich, über „Die Problematik einer protestantischen Volkskultur im Vergleich mit der katholischen in der Schweiz“ und am 4. Juli Prof. Dr. Hans Joachim Kissling, München, über „Das islamische Derwischtum als Bewahrer volksreligiöser Überlieferungen“.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Graz

Dissertation

Alois Hergouth, Das Faschingrennen im oberen Murtal. Ein Beitrag zur Frage der Gestaltüberlieferung und Entfaltung eines spielfaften Gruppenbrauches, unter besonderer Berücksichtigung der formalen und motivischen Komponenten. 1960. 220 Seiten, 3 Blatt (Maschinschrift).

Erwin Richter †

Am 19. August ist in Wasserburg am Inn der vielseitige Forscher Erwin Richter gestorben. Richter hatte in Wien besonders bei Josef Strzygowski studiert und durch die Berührung mit der volkskundlich-mythologischen Schule, vor allem mit Karl von Spieß, wesentliche Anregungen erfahren. Seine zahlreichen, meist kleineren Arbeiten bezogen sich in selbständiger Weise auf das weite Gebiet des Volksglaubens und der Volksmedizin. Seit er nach dem zweiten Weltkrieg in Bayern sesshaft wurde, ergänzte er in vielfacher und ausgreifender Form auch das Gebiet der Wallfahrtsforschung. Auch in unserer Zeitschrift (ÖZV Bd. V/54, 1951, S. 45 ff.) ist er damit zu Wort gekommen. Mit Richter, der nun im Alter von 57 Jahren dahingegangen ist, verlieren die von ihm gepflegten Spezialgebiete einen besonderen Kenner.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Atlas der schweizerischen Volkskunde, herausgegeben von Paul Geiger † und Richard Weiss in Zusammenarbeit mit Walter Escher und Elsbeth Liebl. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel. Eugen Rentsch-Verlag Erlenbach Bei Zürich. Teil II, 5. Lieferung.

Jeder, der die bedeutende Arbeitsleistung und die Summe von Überlegungen kennt, die die Herstellung auch nur einer einzigen Lieferung eines auf Punktmethode aufgebauten volkskundlichen Kartenwerkes mit sich bringen, muß von Bewunderung über den „Atlas der schweizerischen Volkskunde“ erfüllt sein, von dem seit 1950 außer einem instruktiven Einführungsband von R. Weiss¹⁾ bereits 10 Lieferungen zu je 16 Karten mit einem jeweils vorzüglichen Kommentar vorliegen.

Es ist im Rahmen einer Besprechung, die nur einer Lieferung gewidmet ist, unmöglich, auch über die lehrreiche Geschichte des Werkes, die klug angelegte Organisation für Materialsammlung und den „Arbeitsausschuß“ für die Leitung und Gestaltung des Atlases, die seit dem Ableben von P. Geiger allein in den Händen von R. Weiss mit seinen tüchtigen Mitarbeitern W. Escher und E. Liebl liegen, die Anlage der Belegortkarte und schließlich die Form der Kartierung der eingesammelten Berichte zu berichten. Darüber müßte wohl einmal in einer zusammenfassenden Darstellung über den Stand und die technischen Einrichtungen der verschiedenen Atlaswerke referiert werden. Hier kann zunächst nur auf die Stellung der vorliegenden Lieferung innerhalb des bisher vorliegenden Werkes und auf deren Inhalt eingegangen werden:

Das „Frageheft“, nach dem die Exploratoren bei der Aufsammlung des Materials in den Jahren 1936—1943 vorzugehen hatten, umfaßt mit seinen 150 Fragen den Großteil der traditionellen Forschungsgebiete der Volkskunde, soweit sich aus ihnen ein kartographischer Niederschlag erwarten ließ. Grundsätzlich wurde dabei das Hauptgewicht auf die Erfassung der gegenwärtigen Verhältnisse gelegt und nach historischen oder Relikterscheinungen nur gelegentlich geforscht, so daß das Ergebnis dieser großen Inventur ein eindrucksvolles Bild davon gibt, wie das schweizerische Volk in dem Jahrzehnt der Bestandsaufnahme wirklich gelebt und hinsichtlich der überlieferten Vorstellungen gedacht hat. Dabei sind die Fragen so angeordnet, daß, von einigen Verzahnungen und Streunungen abgesehen, die Nummern 1—75 in der Hauptsache Themen der Sachkunde, die folgenden solche der geistigen Volkskultur abfragen, wobei das Kernstück der letzteren in Fragen zum Jahres- und Lebensbrauchtum besteht. Entsprechend dieser Gruppierung ist auch die Publikationsreihe des Atlaswerkes in zwei Hauptteile gegliedert, für die

¹⁾ R. Weiss. Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde, herausgegeben von P. Geiger und R. Weiss. Basel 1950. 110 Seiten.

bisher jeweils fünf Lieferungen vorliegen; mit weiteren sechs Lieferungen ist, bei Einhaltung des bisherigen Modus, noch zu rechnen.

Die Interpretation des Kartenwerkes ist durch die Beigabe von je einer als Oleate gedruckten Karte über die Sprachräume und die konfessionellen Verhältnisse wesentlich erleichtert; die Vergleichbarkeit der Karten des schweizerischen Atlases mit solchen der Nachbarländer ist durch die Anwendung des Maßstabes 1:1 Mill. garantiert. Jede Karte ist von einem Kommentar begleitet, der, wie die Karte selbst, ein Höchstmaß an Genauigkeit und Verlässlichkeit darstellt und ein beredtes Zeugnis für das hohe wissenschaftliche Niveau, den Ernst und das Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem untersuchten Material ablegt, die die Bearbeiter auszeichnet. Stets ist der Behandlung der einzelnen Themen der Wortlaut der Frage vorausgesetzt, mit der die betreffenden Belege eingesammelt wurden, wodurch die Themenstellung genau umgrenzt ist. Es folgen abwägende Bemerkungen über Qualität und Aussagekraft der Quellen, Angaben über die Verbreitung der Erscheinung, die das Kartenbild erklären, wobei auch auf allfällige Verbreitung jenseits der Schweizer Grenzen hingewiesen wird, und schließlich die historischen Belege. Ein mit größter Sorgfalt zusammengestelltes Literaturverzeichnis bietet die Grundlage für weitere Spezialuntersuchungen.

Folgende Themen bilden den Inhalt der bisherigen Lieferungen:

I. Teil. 1. Lfg.: Grußformeln (1—6), Frühstückspeisen (7 f), traditionelle Mahlzeiten (9—12), herkömmliche Getränke (13—16); 2. Lfg.: Hausbrot und Kleingebäck (17—21), Speisen (22—24), Festtagsgebäcke und -speisen (25—32); 3. Lfg.: Festtagskost (33), Kartoffeln (34), Würste (36 f), versch. „Spezialitäten“ (39), Tabakgenuß (40—48); 4. Lfg.: Kopfbedeckung der Männer (49 f.), der Frauen (51—55), Frauenohrringe (56), Männerohrringe 57 f), Kapuze oder Hemden mit Kapuzen zum Heutragen (59), Männerblusen (60), Holzschuhe (61), Steigeisen (63 f.); 5. Lfg.: Kinderschlitten (65 f.), Zugtiere und Zugvorrichtungen (67—71), Zäune (72 f.), Heutrockengestelle (74), Dreschen (75 f.), Weinbau (77 f.).

II. Teil. 1. Lfg.: Nikolausbrauchtum (151—153), Bescherung (154—156), Weihnachtsbrauchtum (154—161), Neujahr und 2. Jänner (161—166); 2. Lfg.: Dreikönig (167), Fastnacht (168—174), Palmsonntag und Ostern (175—182); 3. Lfg.: Christi Himmelfahrt (183 f.), Pfingsten (185), Feuerbräuche, Laternenumzüge (186—191), Heische-, Lärm- und Maskenbräuche (192—200); 4. Lfg.: Schlittagen und Ausflüge (201), Herkunft der Kinder (202—205), Namenwahl, beliebte Vornamen (206—214.)

Mit der 5. Lieferung des 2. Teiles, in der sich Arbeiten von W. Escher (Karte 219—224), E. Liebl (215—218, 225—228, 230—232) und R. Weiss (9) vereinigen, wird die Darstellung des Lebensbrauchums fortgesetzt und in den Karten 215, 216 die gegenwärtige Begehung von Namens- und Geburtstag festgehalten. Dabei ergibt sich nicht nur die in einigen Gegenden deutlich hervortretende Bindung zu konfessionellen Gemeinschaften (z. B. in manchen Orten Geburtstag nur bei Reformierten, Namenstag nur bei Katholiken), sondern auch ein Einblick in die (auch in Österreich zu beobachtende) Erscheinung, daß die Feier des Geburtstages gegenwärtig eine gewisse Zunahme erfährt, während man die des Namenstages vielfach als weniger wichtig und „veraltet“ anzusehen beginnt. Die Begründung für diese „Gewichtverlagerung“ zu Gunsten des Geburtstages“ sieht E. Liebl in Übereinstimmung mit einer anderwärtigen Äußerung von R. Weiss²⁾ in einer größeren

²⁾ R. Weiss. Nordsüdliche Kulturströmungen (Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der Schweiz. Ges. f. Volkskde., 25 [1935], 28.)

Betonung der „Diesseitsorientierung des Lebens, durch die der Eintritt ins Erdenleben an Bedeutung gewinnt“, sowie in einem „individualistischen Zug, der in Städten und besonders in protestantischen Landschaften sichtbar wird, im Unterschied zu dem für alle Gleichnamigen gemeinsam geltenden Heiligentag“. Dazu kommt, daß auch in katholischen Kreisen vielfach Taufnamen gewählt werden, die sich nur schwer im Heiligenkalender fixieren lassen. Wie in Österreich ist auch für die Schweiz sowohl für Geburts- wie Namenstag bemerkenswert, daß sich mit ihnen, offenbar in Parallele zu der Entwicklung bei den Festen des Jahreslaufes, eine zunehmende Schenkfreudigkeit verbindet, so daß ein Gewährsmann bei Schilderung eines solchen Festes geradezu von einer „halben Weihnacht“ spricht. Neben den individuellen Geburts- und Namenstagsfeiern sind in vielen Orten, vor allem in den nördlichen und westlichen Landesteilen, gemeinsame Festbegehungen üblich, wobei in offensichtlichem Zusammenhang mit der Bevorzugung gewisser Vornamen (siehe die letzten Karten der 4. Lfg.) sich auf dem Kartenbild Gebiete abzeichnen, in denen herkömmliche Jakobs-, Heinrichs-, Konrad-Feiern, im Berner Gebiet Fritz-, in Glarus Fridolin-Feiern usw., stattfinden. Die Intensität dieser Feste wechselt lokal und reicht von ersten, manchmal nur einmaligen branchenbedingten Versuchen einzelner Wirte bis zu den ständigen Feiern der zu eigenen Verbänden und Vereinen zusammengeschlossenen Träger gleichen Namens. Zahlreich finden sich auch Belege für die gemeinsamen Feiern von Angehörigen gleicher Geburtsjahrgänge in offensichtlich zunehmender Tendenz.

Mit Karte 217 wird ein wohl in die Gruppe der Übergangsriten gehöriges Motiv in der Begehung von Geburts- und Namenstag herausgegriffen, für das sich als halbvergessenes Relikt auch aus dem oberösterreichischen Mühlviertel vereinzelt Belege finden: das sogenannte „Würgen“, bei dem der Gefeierte plötzlich von Gratulanten gewürgt wird, häufig um ihn dadurch entweder zu veranlassen, sich durch eine kleine Geldspende loszukaufen oder um ihm ihrerseits die bevorstehende Übergabe eines Präsents anzukündigen. Größtenteils gilt der Brauch als längst veraltet, nur mehr vom Hörensagen bekannt, ist zu einer leeren Redewendung in der Gratulationsformel geworden oder bezeichnet mitunter auch das Geschenk selbst („Würgete“). Historische Belege für diesen meist im deutschsprachigen Gebiet verbreiteten Brauch lassen sich schon aus dem 17. Jahrhundert beibringen. Als Variante erscheint mitunter das Kitzeln des Feiernden; im italienisch sprechenden Gebiet muß sich das Geburts- oder Namenstagskind auf Faustschläge auf den Rücken oder Ziehen an den Ohren gefaßt machen, für das auch Einzelbelege im französischen Sprachgebiet ausgewiesen werden³⁾.

Ein in der Volkskunde meines Wissens bisher noch nicht behandeltes Thema stellt die Verzeichnung traditioneller Schulstrafen (Karte 218) dar, die allerdings zum größten Teil historische Verhältnisse

³⁾ Zum Ohrenzupfen vergleiche das im bayrisch-österreichischen Gebiet häufig bezeugte Brauchtum, beim Genuß der ersten grünen Speisen im neuen Jahr einander am Ohr zu ziehen; über seine Geschichte siehe jetzt auch R. Graf in Österr. Zeitschrift für Volkskunde 1959, 120 ff. Im Engadin ist es, wie der Schweiz, Volkskundeatlas ausführt, auch Brauch, Leute, die ein neues Kleidungsstück erstmals anziehen, am Ohr zu zupfen, was dem österreichischen Brauch des Zwickens in Arme oder Beine („Den Schneider herauszwicken“) aus gleichem Anlaß entspricht.

festhält und, wie der Kommentar ausführt, nur eine unvollständige, aber deshalb nicht weniger interessante Materialsammlung bietet. Denn steht auch fest, daß viele der zur Erzwingung von Disziplin und Lerneifer angewandte Strafen individuelle Maßnahmen der betreffenden Lehrkräfte sind, bzw. waren, so zeigt doch die Häufigkeit übereinstimmender Formen das Bestehen von Typen herkömmlicher, meist den Prangerstrafen vergleichbarer Schulstrafen wie das Aufsetzen von Schandmasken („Eselskappe“), Beförderung in eine Schandbank („Eselbank“) oder die körperliche Züchtigung durch Knien an einer bestimmten Stelle der Klasse oder Armhaltungen mit mancherlei Erschwerungen. Geradezu erschütternd im Licht der modernen hygienischen Schulverhältnisse sind Berichte über die Bestrafung geschwätziger Schüler durch Verbindung des Mundes mit dem Tafellappen oder Küssen des Fußbodens.

Die Blätter 219—224 sind einzelnen Motiven des Hochzeitsbrauchtums gewidmet. In den ersten untersucht W. Escher, welche Wochentage als Hochzeitstermin bevorzugt, welche gemieden werden. Zieht man zur Beurteilung der landschaftlichen Verbreitung der einzelnen gewählten Tage über die konfessionellen Verhältnisse der Schweiz heran, so zeigt sich, daß in Gegenden unter dem starken Einfluß von Bern und im Bereich des vorherrschenden Protestantismus der Freitag als Hochzeitstag bevorzugt wird, während in überwiegend katholischen Gegenden der Montag dominiert, doch finden sich über das ganze Land hinweg auch Belege für Dienstag und Donnerstag. In Graubünden wird oftmals auch der Sonntag als herkömmlicher Hochzeitstag angeführt, doch zeigt sich hier wie in vielen anderen Gebieten immer mehr die Tendenz, aus praktischen Gründen die Hochzeiten am Samstag abzuhalten, was dann freilich dazu führt, daß sich die Teilnahme der Dorfgemeinschaft allmählich verliert und der Brauch aus einer die ganze Bevölkerung der Siedlung miterfassenden Feier zu einem sich nur auf den kleinen Personenkreis der nächsten Verwandten und Freunde beschränkenden Akt entwickelt. Unter den gemiedenen Tagen herrscht im deutschen Sprachgebiet der Mittwoch, im romanischen der Freitag vor. Auffallend sind die nahezu ausschließlich in der französischen Schweiz liegenden Belege über die volkstümliche Ansicht, daß der ganze „Monat Mai für Hochzeiten ungünstig und Unglück bringend sei“.

In der Karte über die traditionellen Hochzeitsgeschenke von Braut und Bräutigam (221) zeichnen sich keine klaren Verbreitungsgebiete ab; sie stellt eine Inventarkarte dar, die zeigt, wie das herkömmliche Schenken von Hochzeitshemd und -kleid über das ganze Land hin verbreitet ist, in vielen Orten aber auch bereits als veraltet angesehen wird. Über die weiteren Hochzeitsgeschenke (Uhrkette aus Haarringen, Geldgabe, Ohrringe, Schuhe usw.) wie die Bedeutung, die einzelnen Geschenken im Volksglauben beigemessen wird, berichtet der für jede Karte ausgezeichnete Kommentar.

Mit Karte 222 wird durch die Behandlung der Frage: Abgaben der Hochzeiter an die ledigen Burschen, ein Thema wieder aufgenommen, das bereits zum Teil in Karte 197 aufscheint, in der von den Lärm- und Maskenbräuchen berichtet wird, die die Burschen veranstalten, wenn sie die herkömmlichen Abgaben bei der Einheirat Auswärtiger nicht erhalten. Deutlich grenzen sich auf dem Kartenbild zwei Hauptverbreitungsgebiete dieses Brauchtums ab, ein westliches und ein östliches, zwischen die sich ein breiter NS-Streifen durch das bernisch-

aargauische Gebiet zieht⁴, in dem diese Verpflichtung nicht gegenüber den ledigen Burschen, sondern gewissen Vereinen oder jenen Personen besteht, die das Hochzeitsschießen veranstalten. Häufig werden die Abgaben und Spenden (man vergleiche ähnliche Bräuche bei den Vereinigungen der oberösterreichischen Armbrustschützen) zur Abhaltung einer eigenen Schützenveranstaltung verwendet. Die Namen der Geldspende „Loskauf“, „Einkauf“, „Ablösung“ usw. lassen die jeweilige Herkunft des Brauches unschwer erkennen.

Zu den eindrucksvollsten Motiven des Hochzeitsbrauchtums gehört auch in der Schweiz das vielfältig gestaltete Aufhalten, Verziehen, Spanne, Sperren usw. des Hochzeitszuges (oder der Brautgüterfuhr), das die Arbeitskameraden des Bräutigams, oder die ledigen Burschen, in jüngster Zeit meist auch Kinder, veranstalten⁵). Die Karten 223, 224 berichten über die Art, wie der Hochzeitszug an seiner Weiterfahrt gehindert wird und über die Gaben, die dabei üblich sind. Auch in der Schweiz ist der Brauch in starkem Rückgang begriffen, was zum Teil darauf zurückgeführt wird, daß die meisten Brautleute heute kein Pferdefuhrwerk, sondern Autos benützen und man sich daher keine Barrikaden mehr auf dem Weg aufzubauen getraut.

Mit den Karten 225—232 über das Totenbrauchtum schließt die 5. Lieferung des 2. Teiles des schweizerischen Atlaswerkes. Mit gleicher Meisterschaft wie in den Kommentaren von W. Escher das Hochzeitsbrauchtum, wird hier von E. Liebl zunächst der schwierige Themenkreis der Todesvorbedeutungen behandelt, für dessen weitläufigen Komplex der Kommentar nicht nur eine sehr aufschlußreiche allgemeine Einführung und ein ausgezeichnetes und umfassendes Literaturverzeichnis gibt, sondern auch die Geltung der einzelnen Vorstellungen im gegenwärtigen Volksleben in anschaulicher Weise behandelt. Sehr instruktiv ist ersichtlich gemacht, wie dieselben Vorzeichen in ein- und demselben Ort je nach der Person des Gewährsmannes verschieden ernst genommen und ausgelegt werden, wie der Glaube an sie allmählich schwindet oder der Grad der Gefährlichkeit des Vorzeichens sich gegenwärtig immer mehr abschwächt (indem z. B. der Ruf des Eichelhähers früher als Todesvorzeichen galt, während man sich jetzt nur fragt: „Was wird es wohl geben?“ oder man ihn überhaupt nur mehr als ein Anzeichen einer bestehenden Witterungsänderung auffaßt).

Aus dem psychologisch-parapsychologischen Themenkreis heraus führt R. Weiss mit Karte 229 in die Realität kommunalen Lebens durch

⁴) Zu den kulturgeographischen Ergebnissen des schweizerischen Kartenwerkes siehe die wichtigen Ausführungen von R. Weiss, Sprachgrenzen und Konfessionsgrenzen als Kulturgrenzen (Auf Grund des Atlases der schweizerischen Volkskunde). Laos, Bd. I, 96 ff. Stockholm, 1951; Die Brünig-Napf-Reuß-Linie als Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz auf volkskundlichen Karten, Geographica Helvetica II, 153 ff.; Kulturgrenzen und ihre Bestimmung durch volkskundliche Karten, Studium Generale V. Jg., Heft 6, 364 ff. und die in Anm. 2 angeführte Veröffentlichung.

⁵) Eine Übersicht über die parallelen Bräuche in Österreich enthält E. Burgstaller, Über das „Verziehen“ und „Klausemachen“ im österreichischen Hochzeitsbrauchtum (mit besonderer Berücksichtigung Tirols). (Beiträge zur Volkskunde, Festschrift zu Ehren Hermann Wopfners, II. Teil — Schlernschriften 53, Innsbruck 1948, S. 15 ff.)

die Fixierung der Tageszeiten, an denen ortsüblich die Begräbnisse stattfinden. Sieht man von den allmählich allgemein durchdringenden obrigkeitlichen Anordnungen ab, zeigen sich auch hier landschaftliche Besonderheiten, die vielfach ihre Begründung in konfessionellen Bindungen haben, indem in den vorwiegend katholischen Landesteilen die Beerdigungen zumeist in den Vormittagsstunden, in Rücksichtnahme auf die anschließende Seelenmesse meist vor 10 Uhr, stattfinden. (— nur im katholischen Tessin sind auch Nachmittagsbegräbnisse üblich —), während in den protestantischen Gegenden überwiegend die Zeit nach Mittag gewählt wird. Manchmal wirkt außer der konfessionellen Überlieferung auch der Wunsch, günstige Zugverbindungen abzuwarten oder die Vermeidung eines neuen Leichenmahles (zu Gunsten der billigen Nachmittagsjause) darauf ein, die Bestattungen mehr und mehr in die Nachmittagsstunden zu verlegen. Besonders hervorzuheben ist die minutiöse Bewältigung der kartographischen Eintragungen der einzelnen Belege für dieses Thema, die alle Übergänge und Stufen der Brauchtumsbegehung ersichtlich macht.

Wie in anderen Ländern unterscheidet sich auch in der Schweiz das Brauchtum beim Begräbnis von Ledigen (Karte 231) in manchen Einzelheiten von dem der Erwachsenen. E. Liebl zeigt in den Karten 230, 231, wie die heute allgemein gewordenen Kranzspenden einst nur bei Bestattungen Jugendlicher üblich waren. In Graubünden kannte man künstliche Kränze, die wie andernorts die Totenkronen aufbewahrt und mehrfach verwendet wurden, ehe mit der Ausbreitung des Brauches der Kranzspende auch für Erwachsene diese Gepflogenheit aufhörte. Wie Sarg und Kreuz sind häufig auch die Sargträger mit Blumensträußchen oder grünen Zweigen geschmückt, die sie (wie in einigen Gebieten Oberösterreichs die Ansteckveilchen) dem Sarg in das Grab nachwerfen. Vielfach werden, z. T. im Zusammenhang mit kirchlichen Riten, Farbunterschiede für den Sarg, das Kreuz, die Schleifen und den Kreuzschleier zwischen Ledigen und Verheirateten beachtet. Entsprechend der Symbolik für die Jungfernschaft oder dem Wunsch, den Frühverstorbenen wenigstens im Tode die versäumte Hochzeit nachholen zu lassen, ist die weiße Farbe (bei Mädchen häufig eine bräutliche Ausstattung) für die Zurichtung der Leichen Jugendlicher charakteristisch, doch finden sich daneben auch blau und vereinzelt rot. Weiße Kleidung (oder Schürzen und Schleier) und Schuhe der Sargträgerinnen und Voran-geherinnen sind bei Bestattungen junger weiblicher Leichen, bei Knaben weiße Armbinden oder Knopflochblumen üblich.

Mit der Frage „Was geschieht mit den Dingen, die beim Waschen der Leiche gebraucht werden?“ (Karte 232) wurden Belege für jene Handlungen gesammelt, mit denen, unabhängig von den Forderungen der modernen Hygiene, die Toten versorgt und zur Aufbahrung zurecht gemacht werden. Trotz ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl grenzen sich in dem von E. Liebl gezeichneten Kartenbild deutlich einige Räume ab, indem z. B. für Graubünden ersichtlich wird, daß dort das Waschen der Leiche nicht üblich ist, und, für das Gebiet des Kantons Bern mit dem Simmental und Aargau, daß dort der Lappen, mit dem man die Toten wäscht, um einen (Obst)baum gewickelt wird. Dem Volksglauben nach soll dieser dann besonders reich tragen, doch glaubt man auch, daß das Tuch auf dem Baume zerfällt, sobald der Leichnam in der Erde verwest ist. Gegenüber diesen regional beschränkten Bräuchen verteilen sich die Belege über das Ausschütten des verwendeten Was-

sers, zum Teil an besondere Stellen, das Zerbrechen und Verbrennen von Schüssel, Tuch, Kamm usw. ohne landschaftliche Begrenzungen über das ganze Aufnahmegebiet. Das merkwürdige inselartige Auftreten des Baumbrauches aber ist, wie der Kommentar ausführt, auch in einzelnen Gegenden Süddeutschlands üblich, wie u. a. aus A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Berlin 1900, 463 hervorgeht und auch für Österreich, meines Wissens bisher nur einmalig, in L. Höfer, Wiener Kinderglaube (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXIII, S. 59) bezeugt, wo der verdiente Sammler aus seinem Arbeitsgebiet in den Wiener Bezirken Ottakring und Hernals anführt: „Leichtentuch. Wird an einen Obstbaum gehängt, dann trägt er besser“.

So ist schon aus unseren wenigen Beispielen ersichtlich, daß fast jedes Kartenblatt des schweizerischen Volkskundeatlasses auch für die Volkskunde-Forschung in den Nachbarländern Bedeutung hat, sowohl durch die Hinweise auf neue Belege oder die Anregung zu eigenen systematischen Bestandsaufnahmen, als auch die Möglichkeit des Vergleiches mit den Karten anderer Atlaswerke, vor allem des „Atlas der deutschen Volkskunde“, die durch die Wahl des für alle Relationen gleich günstigen Maßstabes 1:1 Mill. sehr erleichtert wird.

Ernst Burgstaller

Therese Schüssel, Kultur des Barock in Österreich (= Historische Schriften des Arbeitskreises für österreichische Geschichte, Bd. II) Graz 1960, Stiasny Verlag. 176 Seiten, S 96,—.

Ein handlicher Band, der die wesentlichsten Kapitel der Barockzeit in Österreich zu überschauen versucht, von der politischen Situation bis zur barocken Lebenshaltung. Manche Kapitel haben volkskundliche Stoffe oder auch Ergebnisse aufgenommen, so das über die religiöse Situation, über die barocke Frömmigkeit, über die Spielprozessionen und Krippendarstellungen. Benachbart erscheinen die Kapitel über das Jesuiten- und das Benediktinerdrama und jenes über den Wiener Hanswurst. Aber das Buch ist einseitig und sieht vielfach nur die barocke Fassade, die sich am Ende doch als recht brüchig gezeigt hat. Die durch die Gegenreformation verspielten Werte, die bedeutende Ständekultur des 16. Jahrhunderts, sie werden kaum genannt. „Daß Barock die Kunst Österreichs wurde“ (S. 9 und dauernder Grundtenor) ist eine Art von Selbsteinredung. Da müßte man schon viel kenntnisreicher etwa mit dem Biedermeier konfrontieren, um so etwas auszusagen. Aber wie das kurze Literaturverzeichnis zeigt, hat die Verfasserin fast durchwegs aus Sekundärdarstellungen geschöpft, nicht einmal ernsthafte Primärdarstellungen wie die Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte von Nagl-Zeidler-Castle herangezogen, und viele Dinge daher mit den Augen schon einseitig eingestellter VorDenker angesehen. Wie käme es auch sonst, daß von den Prozessionen so viel, und von den Volksschauspielen so wenig geredet wird: Anmerkungen zeigen, daß der Verfasserin offenbar zufällig eine einzige Abhandlung in die Hand gefallen ist. Da kann sich kein größerer Überblick ergeben. Vermutlich ist die Darstellung für eine mittlere Bildungsschicht gedacht, und dafür auch recht gut geschrieben. Aber der Titel erinnert eben an einen so meisterlichen Abriß wie den von Oswald Redlich (1943), und daher erwartet man mehr, vor allem das Einarbeiten der seit Redlich gewonnenen Stoffe und Erkenntnisse.

Leopold Schmidt

Adalbert Krause, **Die heilige Hemma**. 72 Seiten, VIII Abb. Klagenfurt 1960, Verlag Carinthia.

Ein Andachtsbüchlein mit Gebeten und Liedern zur heiligen Hemma, das aber auch die Herkunft, Tätigkeit und Verehrung der Heiligen in mehreren Abschnitten behandelt. Außer den historischen Kapiteln interessieren uns besonders die Abschnitte über Hemmas Todestag im Brauchtum mit dem Erntefest in Glainach am 29. Juni, die Darstellung der Reliquien und Gebrauchsgegenstände der Heiligen, die Aufzählung der Hemma-Kirchen und besonders der „Legendenkranz“ um die Heilige. Hier finden sich zahlreiche Sagen und Legenden aus den verschiedensten Sammlungen zusammengestellt, eine sagenkundliche Bearbeitung der einzelnen Motive wäre wichtig. Das schlichte Büchlein, mit Abbildungen gut ausgestattet, verzichtet auch nicht auf Quellen- und Literaturhinweise.

Leopold Schmidt

Josef Weingartner, **Bozner Burgen**. 3. Auflage. 296 Seiten, mit 35 Grundrissen und 64 Tafeln. Innsbruck 1959, Tyrolia-Verlag. S 96.—

Die Siedlungs- und Hausforschung muß immer wieder gelegentlich auch zu den Werken über Burgenforschung greifen. Im vorliegenden Fall hat sie ein besonders gutes, bewährtes Handbuch zur Verfügung, das man wohl als das grundlegende Werk über die Burgen, Schlösser und Ruinen rund um Bozen bezeichnen kann. Man erinnert sich dabei dankbar daran, daß Weingartner nicht nur die Baudenkmäler berücksichtigt, sondern auch die burgenbewohnenden Menschen von einst gern in seine Forschung einbezog. Zeugnis dafür ist sein wichtiger Beitrag „Auf tirolischen Burgen. Bilder aus dem Leben ihrer mittelalterlichen Bewohner“ in unserer Wopfner-Festschrift (Volkskundliches aus Österreich und Südtirol. Wien 1947, S. 269 ff.). Man darf daher das vorzüglich ausgestattete Buch auch in unseren Kreisen empfehlen.

Leopold Schmidt

Erika Hubatschek, **Bauernwerk in den Bergen**. Bilder und Worte. 162 Seiten mit etwa 150 Abb. Innsbruck 1961, Universitätsverlag Wagner. S 180.—

Die Verfasserin, volkskundlich und geographisch geschult und aus vielen früheren Arbeiten wohlbekannt, spricht in diesem schönen Band vorwiegend als Photographin. Als eine meisterliche Photographin, wie man dazu sagen muß, sie versteht ihre Leica im alpinen bäuerlichen Gelände vorzüglich zu führen. Das Buch will bewußt eine bildkünstlerische Dokumentation des altertümlichen Bauernwerkes sein. Der erste Hauptteil versucht dementsprechend die Gestaltung der Berglandschaft durch den Bergbauern vorzuführen, den Weg von der Naturlandschaft zur siedlungsmäßig aufgeschlossenen Landschaft von heute, wobei Dorf, Weiler, Einzelhof, Zaun, Korn, Kornmandl usw. zur Geltung kommen. Der zweite Teil erfaßt die bergbäuerliche Arbeit im Jahresablauf, mit Betonung der altertümlichen Geräte und Arbeitsweisen. Männliche und weibliche Arbeitskreise sind dabei erfaßt, und auch die Bergbauernkinder fehlen nicht. Das Bildmaterial stammt weitgehend aus Tirol, nur manchmal wird nach Kärnten, in den salzburgischen Lungau, nach Vorarlberg und einigemal auch in die Schweiz ausgegriffen. Wo jeweils ein Bild auf einer Seite steht, in tonigem Offsetdruck dargeboten, dort sprechen diese mit viel Licht und Schatten aufgenommenen Photographien am stärksten an. Wenn gelegentlich zwei oder gar drei Bilder

auf einer Seite nebeneinander auftreten, ist der Eindruck nicht ganz so gut. Technisch unbefriedigend ist die Wiedergabe der wenigen Farbaufnahmen. Sachlich hätte das Buch durch ein Orts- und Sachverzeichnis aufgeschlossen gehört. Aber sonst handelt es sich um ein sehr schönes Buch, das durch die fachlichen Vorkenntnisse der Verfasserin jedes andere reine Photographenbuch weit überragt. Leopold Schmidt

Erich Hupf auf, **Zillertaler Reimkunst** und andere Beiträge zur Zillertaler Volkskunde (= Schlern-Schriften, Bd. 209), 209 Seiten. Abb. auf VIII Tafeln. Innsbruck 1960, Universitätsverlag Wagner. S 180.—

Vor einigen Jahren hat der fleißige Sammler Hupf auf einen ersten Band seiner Aufzeichnungen im Zillertal vorgelegt (vgl. ÖZV Bd. XI/60, 1957, S. 155 f.). Nunmehr folgt hier ein weiterer, abschließender, da Hupf auf inzwischen wieder nach Innsbruck zurückgekehrt ist. Auch dieser Band enthält eine bunte Fülle von Aufzeichnungen. Zunächst solche aus den Gebieten „Spruch und Reim“, mit einer Anzahl neuerer „Maskenreime“ und einer Auslese von „Gaßreimen“, von denen offenbar nur die stubenreinen abgedruckt wurden. Unter „Lieder“ folgen dann Kinder- und Erwachsenenlieder, von denen sich einige als Brauchtumslieder (Klopfflied, Sternsingerlied usw.) erweisen. Bei der Auswahl hat Karl Horak beratend gewirkt. Wichtig ist die Sammlung der „Angsangln“, wie man im Zillertal die Vierzeiler nennt. Es handelt sich um ungefähr 350 Schnaderhüpfeln, zu denen man sich freilich dringend ein Verzeichnis wünschen würde. Dann folgt eine stoffreiche Reihe von Sagen, diesmal zwar wieder nach Orten gegliedert, aber auf Anraten von Karl Ilg mit einer kurzen „Einordnung der Sagen“ versehen, die sich auf alle bisher von Hupf auf veröffentlichten Zillertaler Sagen bezieht.

Der Reichtum der Sammlung ist sehr bedeutend. Man kann nur wie beim ersten Band betonen, daß diese Fülle einiger ordnender Hände bedürfen würde, um auch weiterhin benutzbar zu werden.

Leopold Schmidt

Margarete Baur-Heinhold, **Deutsche Bauernstuben**, 116 Seiten mit 4 farbigen und 100 Schwarz-Weiß-Abb. (= Blaue Bücher, o. Nr.). Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche Nachfolger Hans Köster, DM 6,60.

Die immer wieder rühmenswerte Serie der „Blauen Bücher“ hat schon manchen schönen Band dem Bauernhaus gewidmet. Nach dem Krieg war beispielsweise der wertvolle Band „Deutsche Fachwerkbauten“ zu verzeichnen. Nunmehr legt M. Baur-Heinhold, die sich mit dem künstlerischen Hausschmuck schon von anderer Seite her beschäftigt hat (Süddeutsche Fassadenmalerei vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 1952) einen Bildband über die „Bauernstube“ vor. Man hat gewiß einen guten Teil dieser Stubeneinrichtungen schon in anderen, fachlich betonten Bildbänden gesehen, zuletzt sehr schön bei Erich Meyer-Heisig, Die deutsche Bauernstube. Nürnberg 1952. Aber dieser schlichte Weg durch alle deutschen Stubenlandschaften, von Kärnten bis zu den friesischen Halligen, erscheint doch sehr nützlich. Die meisten der abgebildeten Stuben befinden sich heute in Museen. Auch die in Österreich aufgenommenen gehören fast durchwegs den Museen von Klagenfurt, Graz und Innsbruck an. Aus der Schweiz wurden mehrere

der schönen Engadiner Stuben im Musum von St. Moritz aufgenommen. Damit sind also die Alpenländer sehr gut vertreten. Aber auch die reichen Innenräume Norddeutschlands kommen in den Aufnahmen aus den Museen von Altona, Flensburg usw. sehr gut zur Geltung. Die vier Farbaufnahmen unterstreichen die Haupteindrücke, die man aus der reicheren Darbietung in schwarz-weiß gewinnt, nachdrücklich.

Leopold Schmidt

Wilhelm Döderlein, **Alte Krippen**. München 1960. 46 Seiten, 60 Abb. Verlag Georg D. W. Callwey.

Der Betreuer einer der größten und schönsten Krippensammlungen, die es gibt, nämlich der des Bayerischen Nationalmuseums in München, legt hier ein schönes Buch von mäßigem Umfang über das immer wieder anziehende Gebiet der Volkskunst und volksnahen Kunst, angewendet auf die Weihnachtskrippe, vor. Es handelt sich im wesentlichen um eine knappe, aber sehr gute Geschichte der Krippenkunst, begreiflicherweise mit Auswertung der bahnbrechenden Arbeiten von Rudolf Berliner. Die zumeist ausgezeichneten Abbildungen geben (bis auf eine Ausnahme) durchwegs Stücke der Münchner Sammlung wieder, was durchaus erfreulich ist, da viele Krippenfreunde und Interessenten an der Volkskunst die „Denkmäler der Krippenkunst“ von Berliner, welche die gleichen Stücke abbildeten, doch nicht besitzen. Zudem konnten hier verschiedene Krippen, auch Einzelszenen daran, in Farbphotographien gezeigt werden, die sehr instruktiv wirken. Ein kleiner merkwürdiger Schönheitsfehler hat sich bei der Herstellung des Buches eingeschlichen: Die Abbildungsnummern stimmen häufig mit den im Text angegebenen Ziffern nicht überein. Man muß von Anfang an korrigieren: 4=7, 1=2, 6=4, 59=58, 7=10, 14=1 usw. Das ist schade und hält auf. Dennoch soll das Buch sehr empfohlen sein, die Qualität der Abbildungen ist wirklich eine sehr hohe.

Leopold Schmidt

Paul Engelmeier, **Westfälische Hungertücher vom 14. bis 19. Jahrhundert**. (=Veröffentlichungen aus den westfälischen Museen, H. 4) Münster 1961, Verlag Aschendorff. 64 Seiten, 71 Abb. auf Tafeln, 1 Karte.

Ein bedeutendes Kapitel der religiösen Volkskunst, die Gestaltung der Fastentücher (Hungertücher, Fastenlaken usw. genannt) hat hier für Westfalen seine abschließende Darstellung gefunden. Der Reichtum Westfalens an gestickten Fastentüchern ist der Volkskunstforschung seit langem bekannt. Der Band „Westfalen“ von Rudolf Uebe (=Delphin-Volkskunst-Reihe Bd. IX) hat sie schon 1927 berücksichtigt (Abb. 170 bis 174). Aber nun hat der Leiter des Heimathauses Münsterland alle Zeugnisse, auch die über die verschollenen Hungertücher, systematisch gesammelt. Die österreichischen und süddeutschen bemalten Fastentücher werden einleitend behandelt, dann folgen die handgedruckten Tücher, die gestickten Tücher außerhalb Westfalens, mit dem wichtigen Beispiel von Zehdenick, und schließlich die für Westfalen charakteristischen gestickten, ihrem Alter nach angeordnet. Bei der Münsterer Altardecke aus der Mitte des 14. Jahrhunderts (Abb. 13) läßt sich freilich nicht sagen, ob es sich wirklich um ein Fastentuch handelt. Der Bestand des 17. Jahrhunderts ist entschieden deutlicher. Gut ist der Vergleich mit dem spanischen Fastentuch aus Madrid um 1600, da die westfälischen Stücke eine bemerkenswerte Übereinstimmung damit aufweisen. In Parenthese

sei hinzugefügt, daß ähnliche Stickerdecken aus der baskischen Volkskunst unter der Bezeichnung „Totentücher“ bekannt sind; unser Museum besitzt Beispiele davon. Das ist für die Geschichte der Fastentücher wichtig, von denen sich mindestens eine Gruppe, eben die der gestickten, wohl aus dem Funktionswandel vom Totentuch zur Altarverhüllung verstehen läßt. Sonst sind die westfälischen Tücher besonders ikonographisch interessant. Die ständige Abwandlung der arma-Christi-Motive läßt sich an ihnen genau verfolgen. Bei einer weiteren Behandlung des Themas sollte auch die brauchmäßige Komponente berücksichtigt werden: Auftraggeber und Hersteller waren gerade mit diesem Stück textiler Volkskunst, ja Frauenkunst, sicherlich ganz besonders verbunden. Ein Hinweis darauf mag eine merkwürdige Kölner Sage sein. Derzufolge stammt das Fastentuch im Dom zu Hildesheim von einer Frau in Köln, die „von den Toten wieder auferstand“, und dafür ein Fastentuch aus dem von ihr von diesem Tag an gesponnenen Garn gelobte. Vgl. J. G. Th. Graesse, Sagenbuch des Preußischen Staates, Bd. II. Glogau 1871, S. 899, Nr. 1109. Sowohl die eventuellen primären wie die vermutlich sekundären Beziehungen der Tücher zur Volkserzählung usw. wären durchaus bemerkenswert. Die reichen Belege Engelmeiers zu den einzelnen Tüchern geben viele Möglichkeiten der weiteren Anknüpfung auch in dieser Richtung.

Leopold Schmidt

Ingeborg Schroth, H. Siegfried, **Das Hüsi in Rothaus-Grafenhausen**, Kreis Hochschwarzwald. Eine Sammlung Schwarzwälder Volkskunst. Herausgegeben vom Landkreis Hochschwarzwald. Konstanz 1959, Rosgarten-Verlag. 30 Seiten, Abb. im Text.

Heimtmuseen und Heimathäuser haben einen besonderen Reiz für den, der in eine ihm neue Gegend kommt, einen tieferen Sinn aber für jenen, der in dieser Gegend wurzelt.

Das vorliegende Büchlein, an sich schon eine liebenswerte Tat, soll zugleich ein Führer sein durch das Schwarzwaldhaus, das Frau Helene Siegfried für sich erbauen ließ und in dem sie eine Sammlung von volkscundlich und auch kunstgeschichtlich wichtigen Gegenständen anlegte. Im Vorwort schreibt Landrat A. Mallebrein, wie dieses Haus in den Besitz des Kreises Hochschwarzwald gelangte. Über seine Initiative wurde es der Schriftstellerin Frau Siegfried durch eine Leibrente abgelöst, so daß die Neunzigjährige ungestört weiter in dem Hause lebt. Die Tat dieses Landrates scheint uns wichtig und richtunggebend für so manche andere Gelegenheit, in einer volkscundlich bedeutenden Gegend ein Heimathaus oder kleines Museum zu erwerben, wenn treue Hände verständnisvoll vorgearbeitet haben und der Erwerb für die Öffentlichkeit nur mehr eine Frage des finanziellen Aufwandes ist. Sollte es in Österreich nicht auch manche solcher Gelegenheiten geben?

Das Büchlein zeigt Bilder des Hauses von außen und innen, hat eine wertvolle wissenschaftliche Einleitung von Ingeborg Schroth über den Schwarzwald und seine Kultur und eine Chronik des „Hüsi“, geschrieben von der Besitzerin selbst, die eine Aufzählung der einzelnen Teile des Besitzes bietet (eine reizvolle Art ein Inventar zu geben).

Dieses Heimathaus ist von einer besonderen Grazie, weil es als Wohnhaus einer hochgebildeten, damals reichen Frau, in einer von ihr geliebten Gegend errichtet wurde und ausgestattet ist mit echten Gegenständen aus der nächsten Umgebung, die sonst dem Untergang preisgegeben wären. Das Haus wurde streng nach den Regeln der Schwarz-

waldhöfe von einem Fachmanne gebaut, in Holzkonstruktion, ist mit Schindeln gedeckt, steht im Walde und hat außen und innen all die Patina, die echten alten Gegenständen anhaftet.

Es mag einiges Wenige geben in diesem Hüsli, das in seiner Aufstellung nicht genug wissenschaftlich anmutet, dafür aber hat die Eigentümerin aus poetischem Geist gearbeitet, ihre ganze Liebe mit in dieses Haus hineingebaut und ist an den herrlichen alten Volkskunde-Geräten schöpferisch geworden. Frau Siegfried hat noch als reiche Frau das Werk begonnen, bewohnt es aber jetzt im Alter, nachdem sie in Berlin all ihr Hab und Gut durch Bombenangriffe verloren hat. Wer weiß, ob das Verlorene genauso kostbar war wie dieses Werk? Wir möchten sagen: „Kaum“ oder „Bestimmt nicht“. Denn das Erhalten des Bodenständigen, all der Werke namenloser Künstler, die aus einem uns verloren gegangenen Gemeinschaftsgefühl heraus schufen, ist etwas, das von vielen nicht verstanden wird, aber in Wirklichkeit gar nicht hoch genug einzuschätzen ist. Wir sind daran, den Boden unter den Füßen zu verlieren, den bäuerlichen Boden, der uns Kraft gegeben hat und nur mehr Fäden verbinden uns mit unserer bäuerlichen Vergangenheit. Aber auch diese Fäden, echt und stark gesponnen, sind uns noch wertvoll, sie können wie Saiten eines wertvollen Instrumentes in uns erklingen und in uns die uralten Symbole, die in Urzeiten geprägt, seitdem fast vergessen und verachtet, erneuern und in uns fruchtbar machen.

So sehr lebt beim Betrachten dieses Hauses das Wesen des herrlichen Schwarzwaldes, der auch heute noch so vielen Menschen Erholung, Gesundheit und Erneuerung bedeutet, auf, daß die Verfasserin der Einführung in einem lebendigen und begeisterten Bilde die ganze Volkskultur der Gegend, ihre Leistung in Schnitzerei, Zimmermannskunst, Glasbläserei, Stoffdruckerei und der Uhrenerzeugung als Produkt des echten Bauerndaseins hinstellen konnte. Denn der einzelne Gegenstand steht hier für die Kunst von Generationen fleißiger, treuer Kulturmenschen.

Alice Schulte

Josef Dünninger, **Die Marianischen Wallfahrten der Diözese Würzburg**, 168 Seiten, 65 Abb., 8 Farbtafeln. Würzburg 1960, Verlag Pius Halbig.

In den letzten Jahren sind für verschiedene Teile Süddeutschlands Beiträge zur Wallfahrtskunde erschienen, die mehr oder minder volkscundlich angeregt waren. Der vorliegende Band von dem lang bewährten Vertreter der fränkischen Volkskunde ist ein Mittelding zwischen den landschaftlichen Wallfahrtszusammenstellungen, wie sie beispielsweise Benedikt Welsler für Baden-Württemberg (1956) vorgelegt hat, und den eigentlich volkscundlichen Ort- zu Ort-Forschungen, die Rudolf Kriss in Altbayern so großartig durchführen konnte. Die zum Teil sehr großen und alten Wallfahrten in Franken stellen vor die verschiedensten Probleme, die sicherlich nur durch Monographien gelöst werden können.

Dünninger hat im vorliegenden Buch den Weg einer alphabetischen Aneinanderreihung der Marienwallfahrten in der Diözese Würzburg gewählt und dafür die vorhandenen Quellen wie die eigene Anschauung ausführlich und gewinnreich herangezogen. Es kommen nicht nur die berühmten Gnadenstätten wie das Käppele bei Würzburg, Retzbach und Dettelbach zur Darstellung, sondern auch kleine und kleinste, wie die Kapelle Maria Frieden bei Obernau oder die kaum verehrte Madonna von Schmerlenbach. Neben den Gnadenbildern wird den Legenden,

den Mirakelbildern, den Votivgaben usw. entsprechende Berücksichtigung entgegengebracht, von manchen bisher kaum bekannten Dingen, wie den Wachs-Votivkindern von Findelberg bei Saal werden gute Abbildungen dargeboten.

Selbst abgekommene Wallfahrten dieses Raumes werden noch kurz herangezogen, so Grimmenthal in der ehemaligen Grafschaft Henneberg. Dazu wäre übrigens jetzt die kleine Monographie von Herbert von Hintzestern, *Der Kreuzaltar in Gräfontonna* (Berlin 1957) heranzuziehen. Dünninger hat am Schluß des vorliegenden Buches „Literatur zu den einzelnen Wallfahrtsorten“ zusammengestellt, aber wohl nicht mit der Absicht, eine vollständige Übersicht vorzulegen. Die Hinweise sind für die Weiterarbeit jedenfalls durchaus ausreichend, wie auch die Bilder für einen ersten Eindruck durchaus genügen. Die löblicherweise beigegebenen Farbtafeln sind freilich leider von unterschiedlicher Qualität.

Leopold Schmidt

Will-Erich Peuckert, Verborgenes Niedersachsen. Untersuchungen zur Niedersächsischen Volkssage und zum Volksbuch. Mit einem Grußwort von Kurt Ranke zum 65. Geburtstag. Göttingen 1960. Verlag Otto Schwartz & Co., 175 Seiten.

Der Band ist gewissermaßen ein Abschiedsgruß beim Scheiden Peuckerts von seinem Lehrstuhl in Göttingen. Er hat niedersächsisches Volkstum in den letzten anderthalb Jahrzehnten im wesentlichen von seinen heimatlichen schlesischen Voraussetzungen studiert, was in diesen kleinen hier gesammelten Abhandlungen sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Die Sammlung von verstreut erschienenen Untersuchungen wie der vom „Zweiten Leib“ oder um den „Grafen Isang“ ist zweifellos verdienstlich. In manchen Fällen hätte man sich beim Wiederabdruck doch ergänzende Bemerkungen gewünscht, etwa beim „Zufallenden Tor“, daß Karl Spieß darüber längst unter dem Stichwort „Kleiner Verlust“ sehr wesentliche Gedanken vorgebracht hat. Beim „Schodüwelstein“ hat man den Eindruck, daß nach Otto Höfler, Stumpf und Wolfram über das Thema nicht mehr so ausführlich zu handeln gewesen wäre. „Magie im Vorgebirge“ ist eine rein schlesische Sache, des großen Aufhebens wohl nicht recht wert. Der Kampf gegen Johann Kruse in der Abhandlung „Das Sechste und siebente Buch Mosis und der Hexenglaube“ berührt angesichts der in den letzten Jahren kursierenden Zeitungsberichte über Peuckerts Hexensalbenversuche wunderbarlich. Er wird Kruse wohl nicht gerecht. Aber Peuckerts Aufsätze waren und sind immer anregend, auch wenn man ihnen mitunter nicht recht zustimmen vermag. Rankes „Grußwort“ ist von einer freundlichen Güte, die man vielleicht eher persönlich als sachlich verstehen können wird. Die „Peuckert-Bibliographie“ ist ausgesprochen schlampig gemacht.

Leopold Schmidt

Alfred Karasek-Langer, Volksschauspiel und Volkstheater der Sudetendeutschen. Ein Forschungsbericht (= Veröffentlichungen des Instituts für Kultur- und Sozialforschung e. V., Bd. 2), 110 Seiten. Gräfelfing bei München, 1960, Edmund Gans Verlag.

Auf dem Volksschauspiel-Gebiet zeitigen die Anregungen der Dreißigerjahre immer wieder neue Ausführungen. Karasek, der sich damals mit dem Volksschauspielwesen der Deutschen in Polen, dann der in der Slowakei, später der in Ungarn zu beschäftigen begonnen hatte, ist nach

dem letzten Krieg wieder auf das Volksschauspiel der nunmehr Heimatvertriebenen gestoßen und hat ihm mehrere ansehnliche Beiträge gewidmet. Jetzt legt er einen Bericht darüber vor, was es in den verschiedenen Siedlungslandschaften der Deutschen in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien an Volksschauspiel gegeben hat, wieviel davon gesammelt und auf welche Weise es erforscht worden ist. Es war viel und es ist hundert Jahre lang recht gut gesammelt, aber ganz verstreut veröffentlicht worden. Einen beträchtlichen Überblick darüber gab schon 1914 die „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“ von Nagl, Zeidler und Castle (Bd. II, S. 204 ff.); Karasek hat sie leider nicht zurategezogen. Am 1. August 1939 erschien meine knappe Übersicht des Gebietes und der darauf zu wendenden Forschung: „Das Volksschauspielwesen der Sudeten- und Karpathendeutschen“ (Forschungen und Fortschritte, Bd. 15, Nr. 22, S. 279 f); Karasek zitiert sie nicht.

Er gibt zunächst kurz „Leitgedanken“, welche die Notwendigkeit eines solchen Überblicks trotz der Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer alten Heimat begründet. Dann schildert er den „Forschungsablauf“, wobei wohl alle wesentlichen Veröffentlichungen charakterisiert erscheinen. Der mehrfache Hinweis auf die unselige Zersplitterung der Veröffentlichungen in kleinen und kleinsten Publikationsorganen, die heute vielfach nicht mehr an einem Ort zusammen erreichbar sind, ist nur zu berechtigt. Das Literaturverzeichnis, das Karasek aus Raumgründen statt eigentlicher Anmerkungen bietet, bezeugt aber, daß er sich sehr bemüht hat, möglichst viele von diesen Erscheinungen einzusehen. Im allgemeinen wird man die Akzente dieser Forschungsgeschichte richtig gesetzt finden. Es wäre nur an manchen Stellen stärker zu betonen gewesen, daß sich dies alles, die Geschichte des Volksschauspiels selbst wie die Geschichte seiner Erforschung, völlig im altösterreichischen Raum abgespielt hat und zum größten Teil nur von hier aus zu verstehen ist. Das Wirken des Vorarlbergers J. J. A m m a n n für das Volksschauspiel des Böhmerwaldes etwa wäre doch unter diesem Gesichtspunkt auch zu betrachten. Die entsprechenden Hinweise auf Textzusammenhänge habe ich gelegentlich für die Passionsspiele vorgelegt: „Zur Innengeschichte der deutschen Passionsspiele“ (Volk und Volkstum, Bd. III, München 1938, S. 211 ff.); auch dies ist Karasek entgangen, der gerade mit den schlesischen Passionsspielen recht wenig anzufangen weiß, obwohl er ihre gesellschaftliche Eigenstellung im Kleinstadtmilieu gut zum Ausdruck bringt.

Die meisten Einzelheiten arbeitet Karasek in dem umfangreichen Kapitel „Spiellandschaften“ durch. Er nimmt hier der Reihe nach, vom Böhmerwald ausgehend, alle Volksschauspiellandschaften seines Gebietes durch und charakterisiert ihre Eigenart durch zahlreiche kleine Einzelzüge. Mitunter zu wenig berücksichtigte Gebiete wie das Altvatergebiet, werden richtig hervorgehoben, auch die Zusammenhänge mit den mährisch-schlesischen Krippenlandschaften angedeutet. Man merkt dabei immer wieder, wie wenig an Einzeluntersuchungen für alle diese Spielgruppen geleistet wurde, als es noch leicht möglich gewesen wäre. Ich danke es Gustav Jungbauer heute noch, daß er mir seine „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde“ dafür öffnete, als ich meine freilich noch sehr unvollkommenen Untersuchungen über die Weihnachtsspielgruppen von Barzdorf (1933) und von Obergrund (1935) vorlegen wollte. Karasek hat sie verwertet, es scheinen in den vergangenen fünf- undzwanzig Jahren nicht viele neue Erkenntnisse zu meinen damals erarbeiteten dazugekommen zu sein.

In allen Kapiteln versucht Karasek auch das „Volkstheater“, also die Vereinsbühne und das Laienspiel miteinzubeziehen. Da es sich dabei im Sudetengebiet um sehr lebensvolle Strömungen gehandelt hat, ist das begreiflich. Sachlich ist es dennoch nicht gut zu machen, da es sich eben um Erscheinungen auf verschiedenen Ebenen handelt. Aber es ergeben sich daraus sicherlich wichtige Anregungen. Manche bezeichnende Eigenarten der bürgerlichen, klein- und mittelstädtischen Kultur der Deutschen in diesen Landschaften werden doch gerade von hier aus leichter verständlich, auch das Verharren in einer gewissen geistigen Mittelschicht. So wird man das schmale Buch als einen wichtigen Beitrag zur sudetendeutschen Volkskunde aufnehmen.

Leopold Schmidt

Edmund Schneeweis, Die deutschen Lehnwörter im Serbokroatischen in kulturgeschichtlicher Sicht. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1960. XIX, 206 Seiten.

Edmund Schneeweis hat seit Jahrzehnten die deutsche Volkskunde mit der Welt der südslawischen Völker und darüber hinaus mit den anderen Slawen vertraut gemacht. Nun legt er neuerdings ein namentlich für die österreichische Volkskunde und für die Volkskunde der Heimatvertriebenen bedeutendes Werk vor. Wer das Buch über seine wörterbuchhafte Struktur hinaus zu lesen versteht, dem eröffnet sich reiches Material zur vergleichenden Volkskunde, in diesem Falle besonders zur Sachkultur. Der Verfasser hat die Lehnwörter in Sachgruppen zusammengestellt, die die Verwendbarkeit für den Volkskundler sehr leicht ermöglicht, auch dann, wenn er keiner slawischen Sprache mächtig ist. Der umfangreichere erste Hauptteil bringt die Lehnwörter in 25 Sachgruppen: 1. Siedlung, Haus und Hausrat; 2. Tracht und Schmuck; 3. Speise und Trank; 4. Landwirtschaft und Viehzucht; 5. Gewerbe und Industrie; 6. Verschiedene Berufe und Beschäftigungen; 7. Bergbau; 8. Handel und Verkehr, Münzen, Maße und Gewichte; 9. Familie und Verwandtschaft; 10. Recht und Verwaltung; 11. Kirchenwesen; 12. Unterrichtswesen; 13. Heilkunde; 14. Heerwesen; 15. Kunst; 16. Unterhaltung; 17. Gruß und Anrede; 18. Schimpf und Spott; 19. Volksglaube und Volksbrauch; 20. Natur; 21. Abstrakta; 22. Verschiedenes; 23. Lehnübersetzungen; 24. Germanismen; 25. Serbokroatische Bezeichnungen der Deutschen. Diese Gruppen sind wieder in zahlreiche Unterabschnitte geteilt, so daß man ohne Mühe die gesuchten Begriffe finden kann.

Auch der zweite Hauptteil „Zeitliche Schichtung der Entlehnungen“ ist wieder nach Sachgruppen unterteilt. Der Anhang handelt von der Lautlehre der Lehnwörter. Ein ausführlicher Quellennachweis zu Beginn des Buches gibt dem Interessierten weitere Hilfsmittel in die Hand, wie überhaupt bei jedem Einzelwort Quellen- und Herkunftsangaben zu finden sind. Die Einleitung macht den Benutzer mit den historischen Gegebenheiten vertraut, durch die es zu den deutschen Siedlungen im Südosten und damit zu einer engen Berührung der Serben und Kroaten mit den Deutschen gekommen ist. Ein genaues Register der Lehnwörter erleichtert noch die Suche nach bestimmten Wörtern.

* Wie stark das Geben und Nehmen innerhalb des Sprachschatzes und auch der Sachkultur des Südostens war, würde sich erst aus einem Gegenstück zum vorliegenden Band ergeben. Es würde nicht nur für die Volkskunde der Heimatvertriebenen von Bedeutung sein, wenn sich ein

sprachwissenschaftlich geschulter Volkskundler oder ein volkskundlich geschulter Sprachwissenschaftler die Mühe nähme, die serbokroatischen Lehnwörter in den deutschen Mundarten des Südostens in ähnlicher Weise aufzuzeigen.

Maria Kundegraber

Stadtkernforschung in Leipzig. Die Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof. Teil I (= Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte, Nr. 4) 130 Seiten mit 40 Abb. im Text, 18 Bildtafeln und 2 Karten. Leipzig 1960, Johann Ambrosius Barth, DM 25,40.

Vorstöße zu einer Volkskunde des Mittelalters werden derzeit durch die Bemühungen der Mittelalter-Archäologie erleichtert. Krieg und Nachkriegszeit haben diese Sonderdisziplin beträchtlich anwachsen lassen. Grabungen in den bombenzerstörten Städten haben allenthalben Material zur Siedlungs- und Hausforschung, zur Gerätekunde, besonders zur Keramikforschung ergeben. Es sei dabei an die wichtige Arbeit von Helmuth Plath, *Mittelalterliche Keramik vom 12. bis zum 15. Jahrhundert in Hannover* (Hannoversche Geschichtsblätter, N.F. Bd. XII, 1958, H. 1/2) erinnert. Nunmehr wird hier der Ausgrabungsbefund des Matthäikirchhofes von Leipzig vorgelegt. Darin unterrichtet zunächst Paul Platen über „Leipzigs Landschaft und Lage“. Dann geben H. Küas und L. Langhammer ihren „Bericht über die Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof“, woran sich die Auswertung von H. Hanitzsch und G. Miltenberg „Die vorgeschichtliche Besiedlung im Bereich des Matthäikirchhofes“ anschließt. Für uns ist die Auswertung von Liesedore Langhammer „Die Keramik des 9. bis 12. Jahrhunderts im Gelände der Burg Leipzig“ am wichtigsten. Obgleich das Material nicht gerade ansehnlich ist, läßt sich doch ein siedlungsgeschichtlicher Befund entnehmen, der einerseits die Siedlungskontinuität von der Zeit um 900 bis ins 13. Jahrhundert erweist, andererseits einzelne Phasen der deutsch-slawischen Berührung in diesem Burggelände nachprüfen läßt.

Leopold Schmidt

Rudolf Braun, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800 (Zürcher Oberland). 287 Seiten. Erlenbach-Zürich 1960, Eugen Rentsch Verlag, DM 16,50.

Ab und zu gibt es in Randgebieten der Volkskunde Arbeiten von großer Wichtigkeit. Das gilt besonders für das Gebiet der Stadt- und Arbeiter-Volkskunde. Vor genau dreißig Jahren erschien von Will-Erich Peuckert die „Volkskunde des Proletariats“ (Frankfurt am Main 1931, I. und, soviel ich weiß, bisher einziger Band). Das Buch bedeutete (schon durch seinen Titel) einen Gang in Neuland. Dabei handelte es sich thematisch im wesentlichen um den Wandel der Lebensformen der schlesischen Weber, ein Thema also, das spätestens seit Gerhart Hauptmann hätte bearbeitet werden können und sollen. Rudolf Braun, Dissertant bei Richard Weiß, hat nun für die Heimarbeiter der Textilindustrie im Zürcher Oberland ein jüngeres Gegenstück zu Peuckert geschrieben. Sehr kenntnisreich, exakt und durchdacht. Man hat bei uns wohl noch zu wenig zur Kenntnis genommen, wie gut dieses Gebiet der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schweiz durchgearbeitet ist, wie sich die auch für uns interessanten Gebiete der überkommenen

und der sich wandelnden Lebensformen in einer erstaunlich breiten Aufklärer-Literatur spiegeln. Wenn man den „Armen Mann im Toggenburg“ Ulrich Bräker und die Literatur über ihn verfolgt hat, ist man darüber einigermaßen im Bilde. Hier hat Braun die Ergebnisse aus diesem Quellenmaterial in klug gegliederte Kapitel eingearbeitet. Man erfährt genug von den „Voraussetzungen“ für die Hausindustrie des Oberlandes. Der „Wandel der Familien- und Bevölkerungsstruktur in den Industriegebieten“ gibt gewissermaßen das soziologische Grundgerüst für die weitere Betrachtung. Am ehesten ist dann der nächste Abschnitt „Leben und Zusammenleben der industrietreibenden Bevölkerung“ volkswissenschaftlich, Nahrung, Kleidung, geselliges Leben, das kommt hier zur Geltung. Besonderen Wert legt Braun als Schüler von Weiß auf „Das Haus und die bäuerliche Wirtschaft im Spannungsfeld der Industrialisierung“. Die Umgestaltung der alten Haustypen durch die Heimarbeit, die Schaffung neuer für diese Arbeitergruppen, die daraus resultierende Wohnkultur, das ist alles sehr gut herausgearbeitet. Mindestens ebenso wichtig erscheint aber der nächste Abschnitt, „Die verlagsindustrielle Arbeit in ihrer Wirkung auf das Volksleben“. Die Worte über das protestantische Arbeitsethos, über die Arbeitseinstellung der Heimarbeiter, über die Bewertung des Bauernstandes durch die Heimarbeiter, über das „schwankende Selbstwertgefühl“ dieser Menschen sind durchaus beachtenswert. Manches von diesen aus den Schriften der aufklärerischen Volksbeschreiber und Volkserzieher herausgelesenen Ergebnisse sollte auch in den hausindustriellen Landschaften Österreichs einmal durcherprobt werden. Der nächste Abschnitt „Einstellung der Heimarbeiter zu Armut und Krisen“ ist mehr volkpsychologisch, wie überhaupt das Buch im ganzen wohl eher in diese Richtung hinaus-, statt in die eigentliche Volkskunde hineinführt. Aber das wäre auch bei Peuckert der Fall gewesen, vielleicht ist deshalb nie ein zweiter Band seines Werkes erschienen, weil der Verfasser eben den Weg zur Volkskunde zurückgefunden hat. Das wäre auch für seine Nachfolger von heute zu wünschen, unter denen uns Rudolf Braun jedenfalls als ein besonders schätzenswerter erscheint.

Leopold Schmidt

Art Populaire de France. Recueil d'études. Strasbourg, Editions Européa, 1960. X + 332 S., 115 Abb.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen zur Volkskunst in Frankreich ist Adolph Riff als Festgabe zu seinem siebzigsten Geburtstag gewidmet. Riff hatte als Vertreter der musealen Volkskunde — durch Jahrzehnte hatte er das Elsässische Museum zu Straßburg, eine der ältesten und ansehnlichsten Volkskundesammlungen in Frankreich, geleitet — 1929 das Jahrbuch „L'art populaire en France“, von welchem bis 1935 sechs Jahrgänge erschienen waren, gegründet. Der neue Sammelband entspricht in Konzept und Aufmachung dem früheren Jahrbuch. Die 32 Beiträge, die übrigens fast ausnahmslos von Konservatoren und Beamten der französischen Volkskundemuseen geschrieben wurden, sind mithin als eine späte Nachlese zu den älteren Jahrgängen des „L'art populaire en France“ zu werten.

Die schon immer bevorzugten Themen der französischen Volkskunstforschung treten auch hier hervor. Die volkstümliche Keramik ist in acht Beiträgen vertreten:

Michèle Richez behandelt die mit Frauenkopf und Reliefauflagen verzierte Wasserblase von 1732, ein prachtvolles Meisterstück aus der

Normandie; Georges Klein untersucht die interessante Gruppe der dekorierten Dachziegel, der sogenannten Feiertagsziegel, im Elsaß; Lucien Tesson macht den beachtenswerten Bestand von 19 kirchlichen Kollekteschüsseln aus der Schatzkammer der Kathedrale von Beauvais, die alle aus den pikardischen Werkstätten von Savignies stammen und zum größten Teil dem 17. Jahrhundert angehören, bekannt; schließlich sind noch die Beiträge über verschiedene Erzeugungslandschaften und -orte der volkstümlichen französischen Keramik zu nennen: die Fayencen der Gegend von Nantes [J. Stany-Gauthier], Keramik der Argonnen [E. Pomarède], der Töpferort Etrepigny in der Freigrafenschaft [Jean Garnerei], bretonische [P. Quiniou] und südwestfranzösische [Marguerite Vidal] Töpferwaren.

Die Bilderbogenkunst, gleichfalls ein Vorzugsthema der französischen Volkskunsthochschule, wird hier von André Jacquemin, dem Leiter des vor wenigen Jahren in der lothringischen Bilderbogenstadt Epinal gegründeten Spezialmuseums, in einem abrißartigen Überblick dargestellt. Aus der Reihe von Aufsätzen auf den Gebieten der Volkstracht, der traditionellen Architektur (Adolphe Riff, J. Choux), der Möbel (Suzanne Tardieu, über die dekorierten Hochzeitskästen) und der Volkskunst aus den Weinbaugebieten Burgund, Oberelsaß und Lothringen (J. Dellisy, L.-G. Werner, André Bellard) zieht die Arbeit von Marcel Boulin über die Bauerntische mit schüsselförmigen Vertiefungen in der Tischplatte unser besonderes Augenmerk auf sich. Der älteste Beleg dieser französischen Möbelgattung, den der Verfasser in seiner Sachmonographie anführen kann, wird bezeichnenderweise in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien aufbewahrt. Arthur Haberlandt hatte dieses Objekt 1912 in der Bretagne erworben (ÖMV Inv. Nr. 27.966) und im gleichen Jahr auch noch veröffentlicht. (Beiträge zur bretonischen Volkskunde. Erläuterungen zur bretonischen Sammlung. Ergänzungsheft VIII zu Band XVII der Zeitschrift für Österreichische Volkskunde. Wien 1912, S. 15—17, Fig. 3.) Das ist jedenfalls ein Beweis dafür, mit welchem sicherem Griff in der Frühzeit der Sammlung bedeutende Gegenstände erfaßt worden sind. Es ist geradezu erheiternd zu lesen, auf welchen Umwegen der Autor zur Kenntnis dieses seit immerhin 50 Jahren publizierten Stückes gelangt ist.

Pierre Marot, der Präsident der französischen Volkskundegesellschaft, schrieb zu diesem Sammelwerk das Vorwort, das insofern von besonderer Bedeutung ist, als es über den Rahmen eines festlichen Geleitwortes hinaus einen knappen, aber sehr instruktiven wissenschaftsgeschichtlichen Abriss der französischen Volkskunde bietet. Ich wüßte in der französischen Fachliteratur keinen entsprechenden Beitrag zu nennen. Daraus ergibt sich der besondere Wert dieser Darstellung, auf die hier ausdrücklich verwiesen sei.

Eine günstige Beobachtung drängt sich bei der Betrachtung dieses Gemeinschaftswerkes schließlich noch auf. Neben den Vertretern der alten Generation, die gemeinsam mit Adolphe Riff in den Dreißigerjahren die Gestaltung des obgenannten Volkskunstjahrbuches besorgt hatten, macht sich hier eine starke junge Generation, die zu einem großen Teil durch die Schule des Pariser Volkskundemuseums gegangen ist, geltend. So bleibt angesichts der gelegentlich geäußerten Sorge um den wissenschaftlichen Nachwuchs der französischen Volkskunde der Eindruck, daß dieses Werk nicht nur eine „Spätlese“ ist, sondern auch einen verheißungsvollen „Sturm“ enthält. Klaus Beitzl

Anzeigen / Einlauf 1959—1961 / Volksglaube und Volksmedizin

Richard M. Allesch, Arsenik. Seine Geschichte in Österreich
(= Archiv für vaterländische Geschichte, Bd. 54) 302 Seiten. Klagenfurt
1959. 14.995

Edward A. Armstrong, The New Naturalist. The Folklore of
Birds. An Enquiry into the Origin and Distribution of some Magico-Reli-
gious Traditions. XVI und 272 Seiten, 85 Abb., 32 Bildtafeln. London 1958.
14.551

Herbert Auhöfer, Aberglaube und Hexenwahn heute. Aus der
Unterwelt unserer Zivilisation. 186 Seiten. Freiburg 1960. 15.709

Giuseppe Bonomo, Caccia alle streghe. La credenza nelle streghe
dal secolo XIII al XIX con particolare riferimento all' Italia. Hexenjagd.
Der Hexenglaube vom 13. bis zum 19. Jahrhundert mit besonderem
Bezug auf Italien. 548 Seiten, 12 Farbtafeln. Palermo 1959. 15.399

Ernst Burgstaller, Elementopfer in Oberösterreich (Jahrbuch
des Oberösterreichischen Musealvereins, Bd. 102, Linz 1957, S. 163—211.
1 Karte und 6 Abb.) 14.108

Hans Commedia, Gesellschaft der Schatzgräber, Teufels-
beschwörer und Geisterbanner, Linz 1792 (Historisches Jahrbuch der
Stadt Linz, 1960, S. 171—195). 15.930

Demir Ali, Volksheilkuren in der Türkei. Mit Bildwiedergaben
aus alttürkischen Kräuterschriften. VIII und 50 Seiten, 9 Abb. Leipzig 1939.
15.462

Vilmos Dioszegi, A samanhit emlekei a magyar nepi müvelt-
segben (Erinnerungen an den Schamanismus in der ungarischen Volks-
kultur) 472 Seiten, 37 Abb., 2 Tafeln. Budapest 1958. 14.393

Vilmos Dioszegi, Die Überreste des Schamanismus in der
ungarischen Volkskultur (Acta Ethnographica, Bd. VII, 1958, S. 97—135).
14.454

Mircea Eliade, Significations de la „lumière intérieure“ (Eranos-
Jahrbuch, Bd. XXVI, 1958, S. 189—242). 14.414

Mircea Eliade, Birth and Rebirth. The Religious Meanings of
Initiation in Human Culture. Translated from the French by Willard
R. Trask. XV und 175 Seiten. New York 1958. 14.641

Mircea Eliade, Naissance mystiques. Essai sur quelques types
d'initiation. 275 Seiten. Paris 1959. 14.881

A. Fick, Die weiße Trauerfarbe. 30 Seiten. Duderstadt 1958.
14.368

Walter Giraldo, Betovering en onttovering rondom de drempel
(Zauberglaube um die Türschwelle) (Volkskunde, Bd. XVI/58, Amster-
dam 1957, S. 57—76). 14.936

Robert Graves, Pilze — Speise der Götter (Der Monat, Bd. X,
Heft 120, 1958, S. 42—49). 14.474

- Emanuel Großmann, Magischer Haus- und Stallschutz. Ausstellung im Schweizerischen Museum für Volkskunde, 1. Mai bis 15. September 1959. (Aus dem Schweizerischen Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1959, S. 17—32, 9 Abb.) 15.207
- Mathilde Hain, Arme Seelen und helfende Tote. Eine Studie zum Bedeutungswandel der Legende (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. IX, Bonn 1958, S. 54—64, 3 Abb.). 14.931
- Hans von Hentig, Vom Ursprung der Henkersmahlzeit. VII und 276 Seiten, Tübingen 1958. 14.206
- Ferdinand Herrmann, Die religiös-geistige Welt des Bauerntums in ethnologischer Sicht (Studium Generale, Bd. XI, Heidelberg 1958, S. 434—441). 14.401
- Erich Hupfauß, Zillertaler Volksmedizin (= Schlern-Schriften Bd. 176) 38 Seiten. Innsbruck 1957. 14.005
- Kurt Hutten, Seher, Grübler, Enthusiasten, Sekten und religiöse Sondergemeinschaften der Gegenwart. 5. Aufl. 751 Seiten, 16 Tafeln. Stuttgart 1958. 14.808
- Katerina J. Kakouris, „Dromena“ Champetres le „Leidnis“ Une representation Dramatique de Magie Populaire en Grece (L'Hellenisme Contemporain, 2. Serie, Bd. X, 1956, Athen, S. 188—212, 4 Abb.). 14.416
- Walter A. Koch, Das Glücksrad. Frau Armut und die Glückgöttin (Mensch und Schicksal. Zeitschrift für geistige Bereiche, Bd. XIII, Büdingen, Nr. 7, Juli 1959). 16.083
- Wolfgang Krämer, Kurtrierische Hexenprozesse im 16. und 17. Jahrhundert vornehmlich an der Unteren Mosel. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. X und 118 Seiten. München 1959. 15.243
- Karl-S. Kramer, Volksglauben in Nördlinger Urfehdebüchern (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1957, S. 43—50). 14.721
- Rudolf Kriss, Volksglaube im Bereich des Islam, aufgezeigt am Thema der Heiligenverehrung (Volkskunde-Kongreß Nürnberg 1958. Vorträge und Berichte. 1959. S. 40—53). 15.428
- Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islam. Bd. I. Wallfahrtswesen und Heiligenverehrung. XXIV und 359 Seiten, 182 Abb. Wiesbaden 1960. 15.789
- Roger Lecotté, Méthode d'enquete pour les cultes populaires (Revue de synthese Nr. 7, Juli-September 1957, S. 367—389). 14.510
- Roger Lecotté, Un rite de passage rénové et popularisé. La boule. (Arts et traditions populaires. Bd. 1957, S. 261—281, 11 Abb.) 14.511
- Manfred Lurker, Der Baum in Glauben und Kunst unter besonderer Berücksichtigung der Werke des Hieronymus Bosch (= Studien zur Kunstgeschichte, Bd. 328) 156 Seiten, XII Tafeln, 56 Abb. Straßburg und Baden-Baden 1960. 15.871
- Tentoonstelling Magie. Katalog der Ausstellung, 27. Juli bis 15. September 1957. 50 Seiten, 23 Abb. Antwerpen 1957. 14.242
- Hans Matscher, Volksmedizin (= An der Etsch und im Gebirge, XVI). 147 Seiten, Abb. im Text. Brixen o. J. 14.212
- Friedrich Merzbacher, Die Hexenprozesse in Franken (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, Bd. 56) München 1957. IX und 186 Seiten, 2 Tafeln. 14.136
- Wolfgang Mitterdorfer, Heilkräuter im Volksmunde. Eine Zusammenstellung der im Volke gebräuchlichen Namen für Heilpflanzen. 127 Seiten, Amstetten 1927. 14.963

Elfriede Moser-Rath, Geistliche Bauernregeln. Ein Beitrag zum Volksglauben der Barockzeit (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 55, Stuttgart 1959, S. 201—226). 15.320

Walter F. Otto, Die Manen, oder von den Urformen des Totenglaubens. Eine Untersuchung zur Religion der Griechen, Römer und Semiten und zum Volksglauben überhaupt. 2. Aufl. 115 Seiten. Darmstadt 1958. 14.771

Johannes Pätzold, Rituelles Pflügen beim vorgeschichtlichen Totenkult — ein alter indogermanischer Bestattungsbrauch? (Prähistorische Zeitschrift Bd. XXXVIII, 1960, S. 189—239. mit 35 Abb. im Text). 16.011

Ivar Paulson, Die primitiven Seelenvorstellungen der nord-europäischen Völker. Eine religionsethnographische und religionsphänomenologische Untersuchung (= Monograph Series-Publication Nr. 5) 407 Seiten, Stockholm 1958. 14.491

Will-Erich Peuckert, Astrologie. Geschichte der Geheimwissenschaften, Bd. I. 279 Seiten, Skizzen im Text. Stuttgart 1960. 15.858

Oskar Pfister, Calvins Eingreifen in die Hexer- und Hexenprozessen von Peney 1545 nach seiner Bedeutung für Geschichte und Gegenwart. 209 Seiten, Zürich 1947. 15.849

Erwin Richter, Das Osterei in der Volksmedizin (Therapeutische Berichte, 30, 71, 1958. 7 Seiten, 6 Abb.). 14.305

Erwin Richter, Einwirkung medico-astrologischen Volksdenkens auf Entstehung und Formung des Bärnatterkrötenopfers der Männer im geistlichen Heilbrauch (Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Bd. 42, — Paul Diepgen-Festschrift, 1958, S. 326—349, 9 Abb.). 14.975

Erwin Richter, Psychologische Voraussetzungen und weltanschauliche Grundlagen eines Krankheitsglaubens mit Ostereiern als Volksheilmittel (Medizinische Monatsschrift, 1959, H. 7, S. 443—448, 2 Abb.). 15.078

Erwin Richter, Der Drudenfuß als Krankheitssignum auf einer seltenen oberösterreichischen Votivtafel von 1765 (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 88/89, 1959, S. 116—124, 4 Abb.). 15.257

Erwin Richter, Vom mythisch-kalendarischen Ursprungsbezirk des Osterhasen (Wirklichkeit und Wahrheit, 1960, Folge 1, Marburg an der Lahn, S. 3—11, 1 Abb.). 15.571

Erwin Richter, Die „andächtige Beraubung“ geistlicher Toter als volksglaubenskundliches Phänomen. Ein volkskundlicher Grundbeitrag zur Geschichte der Reliquienverehrung (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1960, S. 82—104, 1 Bildtafel). 15.988

Leopold Schmidt, Hexenabwehr am Georgitag im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 22, 1960, S. 127—138). 15.770

Leopold Schmidt, Lebendiges Licht im Volksbrauch und Volksglauben Mitteleuropas (Studium Generale, Bd. XIII, 1960, S. 606—628). 15.823

Leopold Schmidt, Kuckucksglaube im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 23, 1961, S. 19—24). 16.073

Karlis Straubergs, Die Epiphanie der Seele (Commentationes Balticae, Bd. III/6, Bonn 1957, 23 Seiten). 14.476

Carl-Herman Tillingen, Folklig läkekonst (Volkstümliche Heilkunst). XII und 378 Seiten. Stockholm 1958. 14.727

- Toivo Vuorela, Joululjet (Das Weihnachtsstroh) (Kalevalaseuran vuosikirja, 40) (= Scripta ethnologica, Bd. 3) Abo-Turku, 1960. 40 Seiten, 2 Abb., 1 Karte. 15.900/3
- Max Währen, Der Königsuchen und sein Fest. Ein uralter Brauch in Gegenwart und glanzvoller Vergangenheit. 52 Seiten, Abb. im Text. Bern 1958. 14.323
- D. P. Walker, Spiritual and Demonic Magic. From Ficino to Campanella (= Studies of the Warburg Institute Bd. 22) VII und 244 Seiten. London 1958. 14.949
- Ingeborg Weber-Kellermann, Der Luzienstuhl im deutschen und ungarischen Volksglauben (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 49/50, 1958, S. 295—316). 14.746
- Lily Weiser-Aall, Über die Glückshaube in der norwegischen Überlieferung. Quellen und Probleme (Saga och sed, Bd. 1960, S. 29—36). 16.039
- Stanley Newman Werbow, Martin von Amberg, Der Gewissenspiegel. Aus den Handschriften herausgegeben (= Texte des späten Mittelalters Bd. VII) 115 Seiten. Berlin 1958. 14.348
- Robert Wildhaber, Zum Symbolgehalt und zur Ikonographie des Eies (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. VI, Berlin 1960, S. 77—84). 15.985
- Matthias Zender, „Verbeten“ in unserer Zeit (Rheinische Vierteljahresblätter, Bd. 18, 1953, S. 83—87). 14.538

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
 Alle Rechte vorbehalten
 Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
 Wien 1961

Literarisches und Graphisches auf Habaner Keramiken

(Mit 42 Abbildungen)

Von Adolf Mais

Die kulturgeschichtliche Erforschung der Fayencen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts der im mährisch-slovakischen Raum siedelnden Wiedertäufer und ihrer technologischen und dekormäßigen Verbindungen zu anderen und früheren Keramikgruppen hat seit Anfang dieses Jahrhunderts ungemein große Erfolge gezeitigt und konnte so viel Licht in eines der reizvollsten und auch für die Geistesgeschichte Mitteleuropas wichtigsten Kapitel europäischer Keramikgeschichte tragen. Namen wie Josef Tvrdý¹⁾, Robert Friedmann²⁾, Michael³⁾ und Arthur Haberlandt⁴⁾ und Alfred Walcher von Molthein⁵⁾ sind vor allem für die ersten vorführenden Schritte in dieser Richtung zu nennen, während die tiefgründigen und monographischen Arbeiten erst Jahrzehnte später vor allem Karel Černo-

¹⁾ Josef Tvrdý, Über die sogenannten Brüdergefäße in Mähren. (Zeitschrift f. österr. Volkskunde, 18. Jg., 1912, S. 32—36.)

Josef Tvrdý, Die Anfänge der Habaner-Keramik in Mähren. (Ebenda, S. 202—211.)

Josef Tvrdý, Ein altes Werk der Habaner Keramik. (Werke der Volkskunst, I. Band, Wien 1914, S. 40—42.)

²⁾ Robert Friedmann, Die Habaner in der Slowakei. (Wiener Zeitschrift f. Volkskunde, 32. Jg., 1927, S. 45—55.)

Robert Friedmann, Hutterian Pottery or Haban Fayences. (Mennonite Life, 13. Jg., 1958, S. 147—152, 182.)

Robert Friedmann, More about Habaner Pottery. (Ebenda, 14. Jg., 1959, S. 129—130.)

³⁾ Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunst, Wien 1911, Textband S. 95—103.

⁴⁾ Arthur Haberlandt, Einige Arbeiten der Habaner und Winterthurer Keramik. (Werke der Volkskunst, I. Band, Wien 1914, S. 51—53.)

⁵⁾ Alfred Walcher von Molthein, Versteigerungskatalog: Sammlung Alfred Ritter Walcher v. Molthein. Wien 1917. Dort auf S. VI f. eine komplette Bibliographie.

Alfred Walcher von Molthein, Verschiedene Aufsätze in seiner Zeitschrift: Altes Kunsthandwerk, I. Band, Wien 1927. (Nicht mehr erschienen!)

horský⁶⁾, Heřman Landsfeld⁷⁾ und Béla Krisztinkovich⁸⁾ vorbehalten blieben. Besonders diesen letzten drei Forschern sind wir für bahnbrechende Erkenntnisse dankbar, auf denen in der Folgezeit jede weitere Arbeit über die Keramik der Habaner⁹⁾, wie die Wiedertäufer des mährisch-slovakischen Raumes genannt wurden und unter welchem Namen sie auch in die Literatur eingegangen sind, aufbauen wird müssen.

*

Hier geht es aber um andere Überlegungen. Wenn man nämlich die Schriften der Wiedertäufer, ihre Lieder, ihre Sendschreiben, ihre Briefe aus den Gefängnissen liest, so ist man erstaunt über die Fülle der biblischen Zitate, mit denen diese Dokumente bedrängter Menschlichkeit geradezu gespickt sind. Selbstverständlich hat dieser ungemein reiche Zitatenschatz mit der tiefen Gläubigkeit dieser Menschen zu tun. Aber dies allein kann es nicht sein, wenn man bedenkt, daß all diese Menschen, Männer wie Frauen, keineswegs ein Leben der Besinnlichkeit führten, sondern in das straffe System einer genau verteilten Arbeit auf

⁶⁾ Karel Černo-horský, Počátky habánských fajansí. In: Věstník zemského musea v Opavě, 2. Bd., 1930, S. 7—47.

Karel Černo-horský, Moravská lidová keramika, Prag 1941.

⁷⁾ Heřman Landsfeld, Lidové hrnčičství a džbánkářství. Besedy o řemesle džbánkářském, hrnčičském a kamnářském, Prag 1950.

⁸⁾ Béla Krisztinkovich, Chirurgiens, baigneurs et apothicaires anabaptistes en Hongrie au XVI^e et au XVII^e siècle. (Sonderdruck aus Therapia Hungarica, 1959, H. 3—4.)

Béla Krisztinkovich, Anabaptistische Keramik-Denkmäler im oberen Etschtal. (Der Schlern, 35. Jg., 1961, S. 87—89.)

⁹⁾ Der Name Habaner hat vielfache Erklärungsversuche gefunden. Die früheste stammt von A. von Mednyánský, der die Bezeichnung von ungar. haban = Kinderspielball abgeleitet haben will und sie mit einer einmal abgehaltenen Predigt verbindet. Johann L o s e r t h (Menoniten-Lexikon, Band II., S. 216) glaubt an eine Verbindung mit dem Haban benannten Teil von Velké Leváry — Groß-Schützen. Aber auch diese Bezeichnung ist bereits eine Ableitung aus Haushaben, wie die Wiedertäufer ihre Niederlassungen nannten. Dies hat K. Černo-horský (Počátky, a. a. O., S. 7) schon 1931 erkannt. Daß dieser Name im slavischen Bereich zuerst verwendet wurde, geht klar aus einer Aussage des aus Hildesheim gebürtigen Johann Mayer, einem Händler mit wiedertäuferischen Waren in St. Johann a. d. March, hervor, der im Jahre 1757 ausdrücklich sagt: „Die Taufgesinnten werden nicht Wiedertäufer, sondern Brueder, in slavischer Sprache: Habaner genannt.“ (Josef Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer . . . , Wien 1883, S. 576) Als Betätigung dafür, daß Wörter aus dem Sprachschatz der Wiedertäufer in das Tschechische gelangten, wollen wir nur das Wort „toufar“ anführen, das in der ersten Zeit die Täufer, also die Wiedertäufer bezeichnete, seine Bedeutung sich aber in der Folgezeit nur mehr auf die Habaner Töpfer einengte (K. Černo-horský, Počátky, a. a. O., S. 10.)

Grundlage der Gütergemeinschaft eingeordnet waren. „Sie halten ihre gewisse Stunden zum Essen, ihre gewissen Stunden zum Schlaffen, aber keine einzige Minute zum spielen noch spatziren“, berichtet uns ausdrücklich G r i m m e l s h a u s e n im „Abenteuerlichen Simplicissimus“¹⁰). Er scharfkränkt aber gleich seine Aussage ein, indem er fortfährt: „Außerhalb die Jugend, welche mit ihrem Praeceptor jedesmal nach dem Essen der Gesundheit halber eine Stunde spaziereten: mithin aber beten, und geistliche Gesänge singen muste“. Mit diesen Worten führt er uns auch wirklich zum eigentlichen Kern des Problems, denn gerade im Schulsystem besaßen die Wiedertäufer eine der stärksten Stützen der charakterlichen und glaubensmäßigen Formung ihrer Nachkommen. Wenn auch Grimmelshausen vermerkt, daß der wiedertäuferische Schulmeister die Jugend so unterrichtete, „als wan sie alle seine leiblichen Kinder gewesen wären“, so müssen wir das natürlich aus dem Geist der Zeit verstehen, denn Strenge und Prügel können wir uns auch aus diesem Schulsystem nicht wegdenken.

Um wenigstens einen kleinen Einblick in das Erziehungswesen der Wiedertäufer bekommen zu können, seien hier einmal die diesbezüglichen Stellen aus den wiedertäuferischen und gegenreformatorischen Schriften zusammengestellt. Zuerst einmal die Gegenseite der Wiedertäufer. Johann E y s v o g l von Cöln, ein abgefallener huterischer Wiedertäufer aus Austerlitz in Mähren, bringt im Jahre 1586 ein 38 Strophen langes, „Ein anders schön neues Lied“ benanntes Schmähedicht heraus, in dem er auch auf die Kinder zu sprechen kommt. Im zweiten Teil der 28. Strophe spricht er noch ganz sachlich vom Kinderreichtum der Wiedertäufer:

Inn einer Schul man finde
in die zweyhundert Kinde
Die müssen lehrnen klar¹¹).

In der folgenden Strophe aber trägt er schon viel stärker auf:

Bey jn auch thun verderben
Gar viel der kleinen Kind
Darumb jhr auch viel sterben
Keins an den Lufft nicht kümbt
Keins kein Farb thut haben
Das sieht man laider wol
Und sonderlich die Knaben
Renel (Verweis) vnd Streich sie haben
Von den Zuchtmeistern doll.

¹⁰) H. J. Chr. v. G r i m m e l s h a u s e n, Der abenteuerliche Simplicissimus. Mompelgart 1669. 5. Buch, 19. Capitel.

¹¹) Der Pfarrer zu Feldsberg Christoph Andreas F i s c h e r gibt in seinem „Hutterischen Widertaufer Taubenkobel“, Ingolstadt 1607, sogar 300 Kinder in einer solchen Schule an. Über Chr. A. Fischer siehe Mennoniten-Lexikon, Bd. I., S. 646 ff.

Christoph Erhard, ein von Hall gebürtiger Theologe und fürstlich salzburgischer Rat, gibt im Jahre 1589 bei Adam Berg in München seine „Gründliche, kurz verfaßte Historia von den Münsterischen Wiedertäufern, und wie die Huterischen Brüder, so auch billig Wiedertäufer genannt werden, den Münsterischen in vielen ähnlich, gleichförmig und mit zustimmet sein“ heraus, in der er auch das Gedicht Eysvogls mit aufgenommen hat. Und am Schluß seiner Schmähschrift gibt er noch eine sehr gehässige Schilderung der wiedertäuferischen Kindererziehung, eine Schilderung, die für den Ton so mancher gegenreformatorischen Schrift charakteristisch ist ¹²⁾:

„Dann diss die vrsach / darumb die Kinder wenig auff ein grünes Zweyg kommen / alsbald bey den Hueterischen Brüdern ein Kindt geborn wirdt / so muss es bald von der rechten natürlichen Mutter (welches jammerlich vnd schmerzlich allen rechten Mütterlichen Hertzen ist) den bestellten seugeten Schwestern: Hernach den vnbekanten / Schulmeistern / vnd frembden gächzornigen Kindzicherin / die dann ohne Lieb / sitsamkeit vnd erbarmnuss / bissweilen hefftig vnd vnbarhertzig gnug drein schlagen / vnd mit höchster gestrengigkeit / denen von der Mutter verlassenen / armen Kindlein / stäts ob dem Hals ligē / erzogen werden / das wol maniche Muter in 5 oder mehr Jarn jhr eigens Fleisch vnd Blut / vnd so gar letztlich nit mehr recht sicht / vnd kent: Ja wieuil blutschändige Hochzeiten / gibts bissweiln / auss diesen vnmenschlichen vnd vnchristlichen Kinder Regiment.

Ferrers treibt man dise gemeldte Kinder auff ein Berglein / oder gar schlecht hauffenweiss / für die Thür / ohn ein klaine anhöh / nit anders als die Gäns oder anders Vieh (vnd darmit so frey noch) hinauss / welchs so mans sicht / es zuerbarmen: Diss geschicht bissweiln in vier Wochen einmal / oder wie sie es jetzt verendern / wie vast in allen andern jhren Sachen / dass sie ja die rechten Gesellen / die artlich den Mantel nach dem Wind richten / auch zu zeiten in vierzehē tagen einmal: Sonsten stecken die armen Kindlein / wie die Wespen vber einander daheimbs / dass man jhnen also nicht so wol vonnöhten / vnd dero halben maistes theils vngesunde / aufgeblasene vnd geschwollene krankke Kinder sein. Etlich so etwas verständig / die werden gar wild vnd leutschiech / vnd dann hernach also offt sterben vnd verderben müssen / das seynd bitterliche / eigentliche / vnd vnbilliche Kindsmörder / welche die Kinder an Seel vnd Leib also tödten.“

Wir wollen aber den Wiedertäufern Gerechtigkeit widerfahren lassen und diesen Schmähschriften, deren Kenntniss aber für die Beurteilung der Verhältnisse ebenso wichtig ist wie die der eigenen Berichte, das Kapitel „Von der Kinderzucht“ aus der „Rechenschafft vnserer Religion / Leer vnd Glaubens / Von den

¹²⁾ f. 58' f.

Brüdern so man die Hutterischen nennt, ausgegangen“ von Peter Riedemann folgen¹³⁾.

Durch den Umstand, daß der schlesische Wiedertäufer sich lange Jahre in Mähren aufgehalten hatte, bevor er in hessischen Gefängnissen im Jahre 1540 seine Rechenschaft verfaßte, stellt dieses ein bedeutendes Quellenwerk für die Kenntnis der mährischen Wiedertäufer und ihres Lebens dar¹⁴⁾.

„Ir Eltern (spricht Paulus † Eph. 6a) reizet ewer kinder nit zu zorn sonder ziehend sy auff in der zucht vnd ermanung an den herren. Der halben ist vnser kinderzucht also / das wir jnen nit jres mutwillens / vnd fleischlicher übung gestatten. Darumb auch an den orten do wir so vil ort vnd platz haben (als im land zu Merhern) do haben wir schulen do wir vnser kinder göttliche zucht † (To. 1, h) vnd sy von kindt auff gott kennen lernen. Aber in andere schulen lassen wir sy nit gehn. Dieweil man nur weltliche weissheit / kunst vnd übung dorinnen treibet / vnd der göttlichen geschwigen wirt.

Vnd geschicht aber also bei vns. Bald die muter / das kind der brüsten entwehnet / so gibt sy es inn die schul / Do seind verordnete schwestern / von der gemein tüchtig darzu erkennet / die jren pflegen / † (Deut. 6 d u. c) Vnd sobald sy reden lernen jnen das Wort der zeugnus Gottes in mund legen vnd mit / oder von dem selbigen reden lernen / berichten sy des gebets. vnd des so solchen kindern zu fassen ist. By denen seind sy bis ins fünffte oder sexte jar / so lang bis sy werden das sy lesen vnd schreiben lernen mögen.

Wenn sy nun also geworden sein / gibt man sy vnder die hand des schulmeisters / der sy das selbige leere / vnd darneben ye mer vnd mer in der erkantnus gottes vnderweise / das sy Gott vnd seinen willen kennen / vnd sich auch seinen fleissen vnd halten lernen. Der hat die ordnung mit jnen morgens wenn sy alle in die schul kommen / So last er sy mit einander dem herren danken / vnd betten. Dem nach fahet er an jnen auff ein halbe stund eine kinder predig zu thun †. (Ex. 40 b, Deu. 5. c, Eccle. 3a, Eph. 6a, Colo. 3c).

Wie sy jren eltern / zuchtmeistern vnd fürgesetzten / gehorchen / vnder thon sein / vnd sy Eeren sollen. Vnd bildet jnen aus altem vnd Newem Testament für die zusage vnd verheissung der frommen / † (jRe 2. g, 3. c. 4. d, Eccl. 3. b) Vnd widerumb die straffe der vngehorsamen vnd mutwilligen kinder.

¹³⁾ f. 162 ff.

¹⁴⁾ Peter Walbot, ein gebürtiger Tiroler, findet als der damalige Chronist des Geschicht-Buches der Hutterischen Brüder (herausgegeben von Rudolf Wolk an, Wien 1923) anlässlich des Ablebens Peter Riedemanns am 1. Dezember 1566 in Brodské folgende, die Wichtigkeit dieser Schrift auch für die folgenden Generationen der mährisch-slovakischen Wiedertäufer unterstreichenden Worte: „Er hat auch die Rechenschaft unserer ganzen Religion, Lehr und Glaubens in Schrift verfaßt und gestellt in seiner Gefängnis zu Marburg und Wolkersdorf in Hessen . . . Denn er war reich in allen göttlichen Geheimnissen und die Gab geistliches Wortes floß von ihm heraus wie ein Wasserquell, der überläuft. Es hatten alle Seelen Fried, die ihn hörten.“

Aus solchem gehorsam der eltern † (Ge. 18c, Tob. 4. 14. c) leret er sy den gehorsam gottes / vnd haltung seines willens vnd das sy alle jre auffsehen off jn / als off jren Allmügenden Vatter haben sollen † (Deu. 6 c u. e, Matt. 22d, Mar. 12 c. Luc. 10 c, Jaco. 1. b) Vnd jn für allen dingen lieben / eren anbetten / vnd jm allein dienen vnd anhangen / als von dem sy alles gut haben. Also leren wir vnserer kinder von kindt auff / † (Colo. 3a) nit dz zeitliche / sonder das ewig zu suchen.

Seind aber so lange bei dem schulmeister bis das sy werden / dz sy arbeiten leret / war zu den ein jedes geschickt vnd tauglich erkennet wirt es darzu gehalten. Wenn sy denn also auffgezogen / † (Hie. 31 f, Heb. 8. b) vnd got haben kennen vnd glauben lernen / † (Act. 8. d) werden sy auff jren bekanten glauben getaufft.“

Aus diesen Belegen geht klar hervor, daß die gesamte Erziehung der Kinder einzig und allein dem Wort Gottes galt und alles diesem großen Ziele untergeordnet werden mußte. Und nur so ist es erklärlich, daß wir allenthalben wirklich schriftgelehrte Wiedertäufer finden, denen die Worte des Alten und Neuen Testaments in Fleisch und Blut übergegangen sind. Selbstverständlich gilt dies aber erst für die Wiedertäufer von der zweiten Generation an, denn erstmalig wird 1530 von einer Schule gesprochen, als die Wiedertäufer ein Haus in Ausspitz ankauften:

„In diesem Haus fingen sie an, sich zu versammeln, auch ihre Kinder zu versorgen mit einem gottesfürchtigen Bruder und etlichen Schwestern, in der Zucht und Lehr an den Herrn zu weisen; doch des Nachts waren sie bei ihren Aeltern an der Ruh“¹⁵⁾.

Für die erste Generation aber müssen wir erstens das Prinzip der Auslese in Anspruch nehmen, da wirklich nur diejenigen, die mit der Bibel vertraut waren, sich einer neuen Lehre zuwenden konnten, um für sie in Wort und Schrift zu streiten. Und zweitens ist es auch selbstverständlich, daß unter den Zuzüglern, die sich vorwiegend aus Handwerkern und Bauern rekrutierten, auch solche waren, die weder lesen noch schreiben konnten. Aber diesem Übelstand wurde schon bei ihren Nachkommen durch die straffe Erziehungsordnung der Wiedertäufer von selbst abgeholfen.

Dabei aber dürfen wir nicht vergessen, daß sich auch bei den Wiedertäufern trotz der fanatischen Hingabe an das Wort Gottes so mancher Zug des Volksglaubens wiederfindet und nur den neuen Verhältnissen angepaßt worden ist. So bringt Christoph Erhard¹⁶⁾ im Zusammenhang mit der Hinrichtung Andree Buchners im Vintschgau folgenden bemerkenswerten Hinweis:

¹⁵⁾ Geschicht-Buch der Hutterischen Brüder, S. 69.

¹⁶⁾ Christoph Erhard, Gründliche kurtz verfaßte Historia, f. 32.

„. . Seitemalen ich gewiss vernimb welches ich dem Herrn in diesem Einschluß vnuermeldt nit lassen wöllen / dass sie auch so gar von diesen jren schäbigen und garstigen vermainten Martyrern / zerfaulte stück von Pfaidten / Ja was sag ich Krägen von hematern (da sicht man dannoch / dass die verführerischen Lauren (hinterlistige Menschen) / die Leut zu betriegen / Krägen vnd Kröss auff den Hematern tragen / welches sie in Märhern nit pflegen wöllen) gar für Heylthumb / ehren Venerieren, stoltzieren vnd auffheben) dann desswegen sie das Lügenlied hierauff geschickt / vnd dasselbig im Land abermals ausszubraiten vnderstanden.“

*

Mit dem Schulwesen aber erhebt sich nun die Frage nach den Büchern, aus denen die mährisch-slovakischen Wiedertäufer ihre Erbauung schöpften. Selbstverständlich ist heute fast die ganze rein theologische Wiedertäufer-Literatur bekannt, aber dem war nicht immer so. Andererseits aber ist es für uns von großer Wichtigkeit, zu wissen, welche Werke außerhalb dieses Bereichs noch zu dem Weltbild dieser eigentlich nur auf sich gestellten Menschen beigetragen haben.

Christoph Erhard berichtet im Jahre 1589 als erster, daß die Diener des Wortes der mährischen Wiedertäufer während ihrer Andachten aus dem „kleinen Zwinglischen zu Zürich getruckten Testament“ vorlasen¹⁷⁾.

Es ist dies eine der vielen Bibeln und Testamente, die in der Druckerei Christoph Froschauers, des berühmten Züricher Buchdruckers, gedruckt wurden und deren Neudrucke in den folgenden Jahrhunderten geradezu als Täufer-Testamente bezeichnet wurden¹⁸⁾. Es ist aber bezeichnend, daß Christoph Erhard, der um das Jahr 1582 von Adam von Dietrichstein als Pfarrer nach Nikolsburg geholt wurde, um die Katholisierung der Wiedertäufer in die Wege zu leiten und daher gezwungenermaßen doch Verbindung mit diesen Sektierern aufgenommen haben mußte, nur mit einer einzigen Angabe in seinen sonst sehr weitschweifenden Werken aufwarten kann. Den Grund dafür verrät uns erst der andere gegenreformatorische Streiter gegen die wiedertäuferische Bewegung, nämlich der Pfarrer von Feldsberg Christoph Andreas Fischer¹⁹⁾:

17) Ebenda, f. 45'.

18) Ad. Fluri, Froschauer Bibeln und Testamente. In: Mennoniten-Lexikon, Band II, Frankfurt 1937, S. 14 f.

19) Christoph Andreas Fischer, Vier vnd funfftzig Erhebliche Vrsachen / Warumb die Widertaufer nicht sein im Land zu leyden. Ingolstadt 1607, S. 91.

„ . . . denn alle jre Bücher darinn jhr schwarm verfasst vnd begriffen / halten sie so heymblich / dass auch kaum der tausente dieselbe zulesen bekommen . . . Warlich es muss einer wol seltsame finde erdencken (wie ich dann selber hab müssen thun) damit das einer jhre Bücher zuwegen bringe.“

Aus dieser, für die Tätigkeit Fischers besonders kennzeichnenden Bemerkung ersehen wir aber, wie ernst es den Wiedertäufern um den Besitz geistigen Gutes war und wie sehr sie ihren Bücherschatz und ihre Handschriften vor den Augen der Andersgläubigen zu verbergen verstanden.

Der Wiedertäufer Bischof Andreas Ehrenpreis berichtet selbst, daß er am 20. März 1641 in diesem Sinne die Brüder des Wortes ermahnt habe: „Das man die Buecher nit aus dem Dienst den freunden oder kindern vorgebe, wie sich vil findet“. Gleichzeitig aber sagte er den Kampf den nichtwiedertäuferischen Büchern an: „Auch frembder Hausspostillen vnd lestrbücher halber, daz man sy abfodre, wo man sie wais. Was wird für giftt, zweifl vnd argwon drauss! Ist gleich, als wen Man in die kirchen gienge, Erbt, wie die pestillenz.“^{19a)}

Christoph Andreas Fischer war auch tatsächlich der erste Nicht-Wiedertäufer, der der breiten Öffentlichkeit eine Zusammenstellung wiedertäuferischer Werke vorlegen konnte²⁰⁾:

„Verzeichnuss der Widertaufferischen Bücher so in disem Taubenkobl werden angezogen.

Rechenschafft vnserer Religion Lehr vnd Glaubens / von den Brüdern so man die Hutterischen nennet aussgangen. Getruckt.

Wahrhafftige Erklärung / auss Grundt der H. Schrifft von dess HErrn Christi Gottheit. Getruckt zu Rockaw Anno 1593.

Ein Gespräch Walthaser Humörs auff Meysters Vlrich Zwingels zu Zürich Tauffbüchlein von dem Kindertauff. Getruckt zu Nickels-purg. 1526

Ein schönes Gespräch zwischen einem Edelmann / seinem Knecht vnd dem Pfarrherrn. Getruckt.

Fundamentum. Ein Fundament vnd klare Anweysung von der seeligmachenden Lehre vnseres HErrn JESu Christi: Getruckt 1575.

Die fünf Artickel vnser Christlichen Apostolischen Glaubens kurtz auss H. Schrifft begriffen.

Anschläg vnd Fürwenden der Welt / vnd aller Gottlosen gegen den Frommen.

Leonhart Schimmers Epistel an die gemeine Gottes zu Rottenburg, geschrieben 1527.

Leonhart Schimmers Auslegung des Glaubens.

Von den sibem Sigeln dess verschlossenen Buchs.

^{19a)} Beck, a. a. O., S. 464.

²⁰⁾ Christoph Andreas Fischer, Der Hutterischen Widertauffer Taubenkobel . . . , Ingolstadt 1607, S. 58 f.

Die erste Rechenschaft Claus Felbingers gethan zu Landshut in Bayrn. Anno 1560.

Rechenschaft Hans Mandels gethan zu Innspruck.

Von der Kindertauff / Andreas Preubel.

Jacob Hutters Sendschreiben / an statt aller Brüder / an den Landeshauptman in Mähren / 1535.

Jacob Hutters Epistel an die Gefangene zu Hohenwart.

Jacob Hutter / erste / andere vnd vierdte Sendschreiben an die ausserwehlten Heyligen vnd Kinder Gottes in Mähren.

Paul Glocks erste Epistel an seine Else / zu Wittling / 1563.

Paul Glocks zehend Epistel an Peter Waalpot zu Wittling 1573.

Paul Glocks zwelffte Epistel an Peter Waalpot zu Wittling 1576.

Onofrij Grisingers vierdte vnd fünffte Sendschreiben.

Ein Epistel geschriben von den Brüdern gefangen auff dem Schloss Falckenstein.

Anzeigung vom Zwyspalt der gemeyn inn Mähren wie sich der erhebet hat.

Denkbüchlein.“

Und auf Seite 33 fügt er zur letzten Angabe noch den vollen Titel dazu:

„Das Reich / das ist / das Hellische Landt. Denkbüchlein im 1559 Jar.“

Interessanterweise hören wir dann ganze anderthalb Jahrhunderte nichts über den Bücher- und Handschriftenschatz der mährisch-slovakischen Wiedertäufer. Erst anlässlich der Anhaltung des schon erwähnten Johann Mayer in Wien beginnt sich die Obrigkeit für die von den Wiedertäufern benützten Schriften zu interessieren. So ergeht am 16. November 1757 von der königlichen Statthalterei in Preßburg die Weisung an die Komitate Preßburg, Neutra und Trentschin sowie an den Generalvikar in Tirnau und den Bischof von Neutra, gelegentlich der mit Johann Mayer zusammenhängenden Nachforschungen „den Senioren der Bruederschaft die Unterrichts- und andere Bücher, dogmatischen Inhaltes sammt den allfälligen Correspondenzen abzunehmen“²¹⁾.

Ein Jahr später, am 8. November 1758, ergeht ein königlicher Erlaß an das Komitat Neutra, den Wiedertäufern von Sobotišt alle ketzerischen Bücher abzunehmen und zur Prüfung vorzulegen²²⁾. Besonders eilig hatten es die Kommissionsmitglieder mit der Prüfung der Bücher nicht gehabt, denn am 23. Februar 1759 berichtet der Trentschiner Vize-Gespann Marschowsky an die Statthalterei, daß die Wiedertäufer aus der Trentschiner Vorstadt die ihnen 1758 durch den Stuhlrichter Lukaczy und den Stadtpfarrer Volesay abgenommenen Bücher und Schriften zurückverlangen. Dieses Begehren wurde durch einen scharfen Protest des Grundherrn Grafen Josef Illesházy unterstützt, der vor allem die

21) Beck, a. a. O., S. 578.

22) Ebenda, S. 579.

Gewaltanwendung verurteilte und die Rückstellung der Bücher und Handschriften verlangte²³⁾. Der um die Katholisierung der Wiedertäufer bemühte Klerus war aber anderer Meinung. So schlug der Pfarrer von Sobotišt Johann F i l o am 30. Dezember 1759 nicht nur vor, die in diesem Ort den Vorstehern Walter und Pulmon abgenommenen Schriften nicht zurückzugeben, sondern auch noch die an verschiedenen Orten verborgenen Bücher abzunehmen²⁴⁾. Die Regierungsstellen aber hielten sich streng an die einmal gegebenen Weisungen und stellten die konfiszierten Bücher den Eigentümern wieder zurück. So berichtet am 11. Jänner 1760 der Vize-Gespann des Komitats Trentschin, daß er die Rückstellung der Bücher durchgeführt habe²⁵⁾ und auch in dem Gesuch der besonders hart angefaßten Wiedertäufer von Sobotišt vom Jahre 1760 wird die bereits erfolgte Rückstellung der Bücher an die Wiedertäufer von Levar (Groß-Schützen) vermerkt²⁶⁾. Doch mit dieser einen Überprüfung haben die Beschlagnahmen keineswegs ihr Ende gefunden, denn schon am 12. März 1761 berichtet die Pressburger Komitats-Kommission, bestehend aus dem Jud. Nobil. Caspar S t i r m e n s k y, dem Dechant H e l m u t h und dem Geschworenen H a w a r, daß auf Grund des königlichen Mandats vom 8. Jänner 1761 in Levar der Bruderhof unter die Jurisdiction der Pfarre gestellt und von den vorgefundenen Büchern folgende beschlagnahmt worden sind²⁷⁾:

- „2 alte Testamente
- 7 neue Testamente
- 1 Concordanz
- 1 Melinsanders Gebetbuch
- 1 Andachtsbuch von Johann Habermann
- 1 anabapt. Katechismus.“

Eine besondere Bereicherung unserer Kenntnis des Bücherbestandes bei den slovakischen Wiedertäufern ist aber der Bericht vom 28. Dezember 1782 des Archidiakons und Pfarrers von Senice Paul B e s z n a k, der zusammen mit dem Stuhlrichter Tomka und dem Jurass. Koronthaly am 4. Dezember 1782 in Sobotišt erschienen war und nur bei dem Wundarzt Andreas Schmied anrühliche Bücher und Handschriften — und da waren es nur

²³⁾ Ebenda, S. 580.

²⁴⁾ B e c k, a. a. O., S. 582, Leider hat Beck das in der Relation der Neutraer Komitats-Kommission vom 9. April 1760 enthaltene Verzeichnis der beschlagnahmten Bücher nicht veröffentlicht.

²⁵⁾ Ebenda, S. 583.

²⁶⁾ Ebenda, S. 590.

²⁷⁾ Ebenda, S. 591.

neun Stück — vorgefunden und beschlagnahmt hatte²⁸⁾. Er führt sie dankenswerterweise auch an:

„Adam Raisners Jerusalem
Sebastian Francks Werke
Zürücher Bibeln und
diverse Traktate in Handschrift.“

Weiters aber war nach Aussage dieser Kommission fast in jedem Haus zumindest

ein neues Testament in einer Ausgabe des 16. Jahrhunderts vorhanden, das man ihnen aber vorläufig noch gelassen hatte.

Und wie sehr auch noch die Neubekehrten an ihren ererbten Bücherschätzen hingen, geht aus einem Bericht des Kaplans der Neubekehrten in Levar vom 9. August 1783 hervor, der von seinem früheren Dienort Sobotišt berichtete, daß sich dort noch kein einziger der Apostaten freiwillig mit seinen Büchern eingefunden habe und daß die Sobotišter den Levarern ihre Eile mit der Abgabe ihrer Bücher sehr übel genommen hatten. Aber auch diese hätten ihre Vorräte an verbotenen Büchern noch lange nicht erschöpft²⁹⁾.

Das Festhalten an den altererbten Büchern der Wiedertäufer gestaltete aber auch die Ersetzung durch katholische Erbauungsliteratur sehr schwierig. So berichten schon am 22. Juli 1761 Jud. Nobil. Fz. Medvecký und der Jurassor Kálmán, daß die Sobotišter die katholischen Bücher zurückgewiesen hätten³⁰⁾. Doch die fortschreitende Katholisierung und die gewaltsame Wegnahme der wiedertäuferischen Literatur machten die Habaner doch gefügiger. Aber es war anscheinend nicht leicht, die richtigen Bücher für die Neubekehrten zu finden. So berichtet am 28. Jänner 1783 Kardinal Batthyany, daß er auf eigene Kosten gute katholische Bücher zur Verteilung an die Neubekehrten und insbesondere an diejenigen, welche häretische Schriften abgaben, angeschafft habe³¹⁾. Am 9. März 1783 kam der erzbischöfliche Bevollmächtigte nach Neu-Levar und verteilte an alle Einwohner des Ortes Belehrungs- und Erbauungsbücher aus. Insgesamt waren es 15 Bibeln, 119 Gebetbücher und 119 Betrachtungsbücher. Jeder aber, der eine akatholische Bibel abgegeben hatte — wir merken schon aus der verhältnismäßig kleinen Zahl der angegebenen Bibeln, wie schwach die Beteiligung bei der Abgabe gewesen sein mußte —, bekam eine katholische, außerdem aber

²⁸⁾ Ebenda, S. 634 f.

²⁹⁾ Ebenda, S. 637.

³⁰⁾ Ebenda, S. 597.

³¹⁾ Ebenda, S. 635.

ein Gebet- und ein Gesangbuch ausgehändigt. Die Lieder des vertheilten Gesangsbuches hatte aber niemand anderer als Kaiserin Maria Theresia selbst für einen ähnlichen Zweck vier Jahre zuvor persönlich ausgewählt. Von den anderen vertheilten Büchern werden Strauch's katechetische Betrachtungen und die Einleitung in die Erkenntnisse der Gründe der Religion angeführt. Im Gegensatz zu den letztgenannten Unterrichtswerken wurde in Sobotišt das Unterrichtswerk des Preßburger Domherrn Fellinger vertheilt³²⁾. Doch all diese Ersatzliteratur konnte den Lesehunger der Neubekehrten keineswegs stillen. Wir müssen annehmen, daß es ein ganz ansehnlicher Berg an Büchern war, der den slovakischen Wiedertäufern abgenommen worden ist und daß sich der Ersatz nicht nur auf Gebet- und Gesangsbücher beschränken durfte, sondern auch Erbauungsbücher umfassen mußte. Und es ist gerade für die josephinische Ära charakteristisch, daß man, nachdem alle für die Verteilung vorgesehenen Bücher restlos vergriffen waren, daran dachte, aus den reichhaltigen Bibliotheken der aufgelösten Klöster die entbehrlichen Bibeln und Erbauungsbücher zu requirieren und der Verteilung an die Neubekehrten zuzuleiten³³⁾.

Dies also die Zusammenstellung der Belege, die wenigstens ein ungefähres Bild von dem Verhältnis der Wiedertäufer zu ihren Büchern und von den vorhandenen Büchern selbst vermitteln. Es ist aber vollkommen klar, daß das hier Gesagte nur ein Anfang sein kann und daß eine eingehende Behandlung der ganzen Frage der konfiszierten Literatur nicht von Wien, sondern nur von Budapest aus wird erfolgen können, wohin der größte Teil der beschlagnahmten Bücher und auch die Bibliotheken der im damaligen Oberungarn befindlichen Klöster nach deren Aufhebung gekommen sind. Für unsere vorliegenden Belange aber genügt vorläufig diese erste Zusammenstellung. Wichtig vor allem war die überraschende Tatsache, wie ernst diese Menschen nicht nur ihre Lehre, für die sie jederzeit auch gerne ihr Leben aufzuopfern bereit waren und es in tausenden von Fällen auch unter Beweis gestellt haben, sondern auch das Wort Gottes und der Heiligen Schrift nahmen und daher die ständige Heranziehung und Verwendung von Zitaten aus den von ihnen so in Ehren gehaltenen Büchern ja zum täglichen Bedürfnis werden mußte.

*

³²⁾ Ebenda.

³³⁾ Ebenda, S. 636 f.

Diese Gottergebenheit wirkt aber auch bei den Neubekehrten und ihrem Kreis bis hinauf in die Gegenwart. Noch gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts fertigte der Stempfer Krügelmacher Jan Kostka zum Andenken an die Gründung seiner Werkstätte im Jahre 1760 verschiedene Vasen³⁴⁾, Krüge und Medaillons³⁵⁾ mit der Darstellung eines sitzenden Mannes, der in einem Buch liest, in dem groß die Worte „VON GOTT IST ALES“ geschrieben stehen. Aber das bedeutet doch nur eine sehr späte Reminiszenz an Zeiten, in denen solche Sprüche gang und gäbe waren. Und diese Zeiten können wir nicht früh genug ansetzen, denn schon der älteste bekannte Krug mit der Inschrift aus dem Jahre 1593³⁶⁾ weist einen Bibelspruch auf:

DER · FRIMKLICH · VND · VNSCHVLDIG · LEBT
 DER · HAT · GLICK · VND · HAIL ·
 DER · ABER · SCHNEL · REICH · WIL · WERDEN
 DER · WIRT · / nit vnschuldig sein.

Angehängt ist noch dem Spruch die Bezeichnung „Prouer 28“, mit der man eigentlich nichts Rechtes anzufangen wußte. Nun aber, da wir doch die Verbundenheit der Wiedertäufer, also auch der Töpfer, mit ihren Schriften erkannt haben, können wir auch den Bereich der Bücher ungefähr abgrenzen, aus dem diese Leute schöpften. Da es sich weder um einen Orts-, noch um einen Personennamen handeln konnte, mußte diese Klausel eine literarische Bedeutung besitzen. Und es ist tatsächlich so. „Prouer 28“ bedeutet nichts anderes als die Herkunftsangabe des Spruches aus dem 28. Kapitel des Liber proverbiorum oder Proverbia Salomonis, also der Sprüche Salomons. Versuchen wir nun, eine moderne Ausgabe der Luther-Bibel³⁷⁾, heranzuziehen, so kommen wir keinen Schritt weiter. Vergleichen wir aber den Spruch mit dem Text einer Froschauer-Ausgabe des sechzehnten Jahrhunderts

³⁴⁾ Österreichische Museum f. Volkskunde.

³⁵⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv. Nr. 36.532.

³⁶⁾ Der Krug trägt die Darstellung einer Töpfer-Blockscheibe und wird einer Hafnerzunft zugeordnet. Wir müssen aber bei einer solchen Zuordnung sehr vorsichtig sein, denn die Habaner selbst kannten keine Zünfte in unserem Sinne und die bodenständigen — also nichtwiedertäuferischen — Hafnerzünfte sahen doch in den Habanern ihre größten Widersacher und konnten schon aus diesem Grunde keine von ihnen gefertigten Gefäße in Benützung nehmen. Vgl. Alena Kudělková-Königová, Moravská a slovenská keramika (Ausstellungskatalog des Kunstgewerbemuseums in Brünn), Brünn 1955, S. 14, Nr. 1. Abbildung siehe K. Černohorský, (Moravská lidová) keramika, a. a. O., Abb. 4 a—b. Besitz Prof. Oldřich Blažíček, Prag.

³⁷⁾ Zum Beispiel die Ausgabe „Die Heilige Schrift nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers“. Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, Wien 1954.

aus Zürich³⁸, so erkennen wir sofort die Abhängigkeit der Töpfer-Inschrift von dem Text dieser Bibel. Und zwar ist der Töpfer-Spruch keine direkte Übernahme des Textes der Froschauer-Bibel, sondern eine Kombination zweier verschiedenen Sprüche Salomons aus dem 28. Kapitel³⁹):

Spruch 18:

Der frimklich vnd vnschuldigglich läbt /
der hat glück vnd heyl:
der aber mancherley rencken sücht /
der wirt etwo in einem fallen.

Spruch 20:

Ein mann der glauben vnd treüw haltet
ist vil lobs wärt:
der aber schnäll rych wil werden /
der wirt nit one schuld sein.

Mit diesem Spruch aber und der offensichtlichen Abhängigkeit seiner Sprache von der Froschauer-Ausgabe der Bibel werden die bereits erwähnten Berichte über die im Besitze der Wiedertäufer befindlichen Bibeln auf das beste bestätigt.

Daß die „Sprüche Salomons“ gar nicht so selten waren, beweist auch der Renaissance-Fund aus Poysdorf⁴⁰), unter dessen Büchern sich auch eine Melancthon-Ausgabe dieser Sprüche befand⁴¹). Nebenbei sei noch darauf hingewiesen, daß die Frau des katholischen Offiziers der kaiserlichen Armee, der als der Besitzer des nach 1671⁴²) eingemauerten Schatzes anzusehen ist, weder eine Lutheranin noch eine Calvinistin, sondern vielleicht sogar eine Wiedertäuferin war, worauf typische habanische Messingspangen an einem der beiden, die Bombardierung im letzten Weltkrieg überstandenen Bücher und die unmittelbare Nähe des Wiedertäufergebietes sprechen könnte.

Ein anderer Bibelspruch befindet sich auf einem Gefäß aus dem Jahre 1648⁴³):

³⁸) Herangezogen wurde: Bibel Teutsch das ist alle bücher Alts und Nüws Testaments . . . Zürich, Christoffel Froschouer, 1549, 2 Bände.

³⁹) Ebenda, Band 2, f. 64'.

⁴⁰) Alfred Walcher von Moltheim, Der Renaissance-Fund von Poysdorf. (Werke der Volkskunst, Band I, Wien 1914, S. 75–89.)

⁴¹) Proverbia Salomonis iuxta Hebraicum veritatem per Phil. Melancthonem reddita. Augsburg, bei Michael Manger, 1582.

⁴²) Diese jüngste Datierung ist auf einem Beichtzettel des Kapuziners Nicephorus, der sich in einem Werk Melancthons (!) befindet, ersichtlich.

⁴³) A. Kudělková-Königová, a. a. O., S. 17, Nr. 59. Besitz: Kunstgewerbemuseum Prag.

FERCHT · GOT · ALAIN · DER · LEIB · VND · SEL
 VER · DAMEN · MAG · IN · HELISCH · QVEL
 ZVM · GERICHT · CHRISTY · WERDEN · WIER
 AM · IINSTEN · TAG · EMPFAHEN · LOHN.

Auch hier liegt anscheinend eine Abwandlung einer Bibelstelle vor und zwar eines Textes aus dem Matthäus-Evangelium, 10. Kapitel, 28. Vers. Diese Stelle lautet nach der bereits angeführten Züricher Bibel ⁴⁴⁾:

Förchtet euch aber vil mer vor dem
 der da vermag leyb vnnnd seel verderben in der hell.

Wie schon aus dem vorangeführten Spruch zu ersehen war, ist eine solche Abwandlung den Habanern gar nicht fremd gewesen und ist sicherlich auf die überaus gute Kenntnis der Heiligen Schrift zurückzuführen, die jederzeit Variationen und Kombinationen von Textstellen erlaubte.

Den folgenden Spruch wird man aber vergebens in der Heiligen Schrift suchen:

ES · IST · AVF · ERTEN · KAIN · / BESER · LIS ·
 WER · SEINER · ZVNGEN · / EIN · MAISTER · IST
 FIL · WISEN · VND · NID · / ANDWORTEN AUF · ALE ·
 FRAGEEN · /
 DARVM · RED · WENIG · MACH · ES · / WAR ·
 KAUF · WENIG · EIN · BEZAL · ES · / BAR ·
 VND · LAS · EIN · IEDEN · SEIN · / WER · ER · IST ·
 SO · BLEIBST · DO · AVCH / WER · DO · BIST.

Er füllt fast die halbe Oberfläche eines kugeligen Fayence-Kruges aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus ⁴⁵⁾. Er bestätigt uns aber gleichzeitig, daß die Wiedertäufer auch viel protestantische Literatur besessen haben und sie auch tatsächlich lasen. So müssen erst recht auch die Werke Melancthons ohne weiteres in die Haushaben der Wiedertäufer Eingang gefunden haben, wenn sie sich nicht scheuten, nicht nur die Werke eines ihrer größten Hasser, nämlich Martin Luther, zu besitzen, sondern diese auch öffentlich auf Krügen zu zitieren. Denn mit diesem Spruch können wir wieder ein neues Buch aus dem Besitz der Wiedertäufer nachweisen. Es ist dies das berühmte Werk:

Johann Aurifaber, Tischreden Oder Colloquia Doct. Mart. Luthers, So er in vielen Jaren, gegen gelarten Leuten, auch frembden Gesten, vnd seinen Tischgesellen gefüret. Nach den Heubtstücken vnserer Christlichen Lere, zusammen getragen . . . Gedruckt zu Eisleben, bey Vrban Gaubisch. 1566 ⁴⁶⁾.

⁴⁴⁾ Bibel Teutsch . . . , a. a. O., 2. Band, f. 195'.

⁴⁵⁾ Österreichisches Museum für angewandte Kunst. Abbildung: Robert Friedmann, Hutterian Pottery . . . , a. a. O., S. 149.

⁴⁶⁾ Neu herausgegeben und erläutert von Karl Eduard Förstermann, Leipzig 1844 (= XXII. Band D. Martin Luther's sämtliche Schriften.)

Unser Spruch ist den Tischreden Martin Luthers vom Hofleben⁴⁷⁾ entnommen und führt die Überschrift „Kurze Regel und Begriff eines ehrbarn vergänglichlichen Lebens und Wandels“⁴⁸⁾. Aber auch hier muß man feststellen, daß sich der täuferische Töpfer keineswegs sklavisch an den Text der Vorlage gehalten hat — genau so wenig, wie er es bei der Benützung eventueller Vorlagen für die Dekorierung seiner Krüge zu sein pflegt —, sondern es ohne weiteres auf sich nimmt, da ein Wörtchen auszulassen oder dort wieder ein oder zwei Wörter einzuflechten, wenn es ihm sprachlich besser gefällt.

Diese Verbreiterung der Quellenbasis, für die Sprüche auf Habaner Keramiken ist aber noch viel größer und geht weit über das geschriebene Wort hinaus. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß diese wiedertäuferischen Handwerker nicht nur in den Worten der Heiligen Schrift, sondern als Kinder ihres Volkes auch in der mündlichen Überlieferung ihrer Herkunftslandschaften fest verankert waren und auch einen ganz hübschen Schatz an Spruchdichtung mit in ihre neue Heimat brachten und sie dort wieder an ihre Kinder und Kindeskinde weitergaben. Für die Erkenntnis dieser mannigfachen Zusammenhänge mit ihren Stammesgebieten ist gerade die Spruchdichtung von besonderer Bedeutung. Obzwar wir hier nicht erwarten dürfen, zu jedem der nun folgenden Sprüche ältere Belege zu finden, kann uns doch die volkskundliche Arbeitsmethode der Projektion eines Elementes auf spätere Zeitebenen diese Zusammenhänge einwandfrei erschließen und die stammliche Zusammengehörigkeit zweier entfernt voneinanderliegenden Traditionen klar erkennen lassen. Dies umso mehr, als wir gerade in den mährisch-slovakischen Wiedertäufern eine bunt zusammengewürfelte Religionsgemein-

⁴⁷⁾ Ebenda, 4. Abt., S. 704 (80. Kapitel).

⁴⁸⁾ Derselbe lutherische Spruch findet sich auf einem Forsthaus in Sihlwald bei Zürich, das einst von dem bekannten zürcherischen Dichter Salomon Gessner (geb. 1730, gest. 1788) bewohnt gewesen ist (Gilgian Maurer, Hausinschriften im Schweizerland sowie Inschriften jeder Art. Spiez 1951, S. 233) und auch in Wendelsheim in Württemberg (Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Berlin 1855, S. 267, Nr. 17) wieder. Der Volkston dieses Reimes macht es auch erklärlich, daß man einen Teil davon abgewandelt in einem Wirtshaus in Gries bei Bozen lesen kann:

Rede wenig,
Rede wahr,
Trinke mäßig,
Zahle baar.

(Ludwig v. Hörmann, Haus-Sprüche aus den Alpen. Leipzig 1892, S. 161.)

schaft aus fast allen Gebieten des süddeutschen Sprachraumes vor uns haben.

Auf einem kugeligen Krüglein mit den Zunftzeichen eines Bäckers und dem Namen WILHALM SCMALS aus dem Jahre 1661 ⁴⁹⁾ ist auf beiden Seiten des Henkels folgender Spruch angebracht:

ICH · LIEBS · WAS / FEIN · IST ·
WEN · SC / HON · NIT · MEIN · IST ·
OND / MIR · NIT · WERTEN · KAN ·
HAB / ICH · DOCH · FREIT · DARAN.

Zu diesem Vierzeiler konnten mehrere Parallelen gefunden werden, die sowohl zeitlich als auch landschaftlich einen guten Aussagewert besitzen. Hugo Neugebauer entdeckte auf den Deckeln, Deck- und Vorsatzblättern der Tiroler Kopeybücher amtsfremde Eintragungen und arbeitete daraufhin einen großen Bestand der Nordtiroler Gerichtsbücher systematisch durch. Der Ertrag waren nun insgesamt 546 Sprüche und Sprichwörter aus dem Zeitraum von 1502 bis 1700 ⁵⁰⁾. Das beweist aber auch, wie volkstümlich diese Spruchdichtungen in Tirol waren und sind. Darunter befindet sich auch unser Sinnspruch ⁵¹⁾. Interessanterweise ist unter den Eintragungen auch ein deutlich auf die Wiedertäufer zielender Spruch enthalten:

Ein Gott, ein Glaub und nur ein Tauf,
Betracht's, o Mensch, und stärb darauf;
Ob es schon gibt viel Glaubensstreit,
Nur ein Glaub führt zur Seligkeit. ⁵²⁾

Und auch hier wieder eine überraschende Querverbindung nach Mähren: die erste Zeile dieses Vierzeilers kommt nämlich auch in einer Predigt des Schwazer S. J. Georg Scherer vor, die im Kloster Bruck in Mähren gedruckt worden ist ⁵³⁾. Die zeitliche Aufeinanderfolge läßt sich aber leider nicht bestimmen, weil die Kopeybücher-Eintragungen innerhalb des angegebenen Zeitraumes nicht weiter fixiert wurden.

Eine weitere Parallele unseres Töpferspruches ist aus dem schwäbischen Gebiet aufgezeichnet und zwar mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß auch Spruchteller mit diesem, die platonische

⁴⁹⁾ A. Kudělková-Königová, a. a. O., S. 20, Nr. 100. Besitz: Kunstgewerbemuseum Prag.

⁵⁰⁾ Hugo Neugebauer, Alttirolische Sinnsprüche. Innsbruck 1935.

⁵¹⁾ Ebenda, S. 58.

⁵²⁾ Ebenda, S. 49.

⁵³⁾ Schrifften, Bücher und Tractätlein, welche G. Scherer bisshero durch den Truck ausgehen lassen. 2 Bände. Closter Bruck. 1599, 1600.

Liebe umschreibenden Vierzeiler vorkommen⁵⁴). Und sogar als Liedteil kommt unser Vierzeiler vor und zwar als fünfte Strophe des schwäbischen Volksliedes „Früh, früh, Morgens früh . . .“ aus Wurmlingen und Wendelsheim⁵⁵), anscheinend ein typisch lokaler Einschub, denn die Fassung Des eifrigen (lustigen) Jägers aus dem südwestlichen Schwarzwald kennt diese Strophe nicht⁵⁶). Die letzte Parallele stammt von einem Pfeifenfutteral aus dem Jahre 1741, ist aber leider ohne nähere geographische Bestimmung⁵⁷).

Der nächste Spruch befindet sich auf einem bauchigen Krug mit mantelfüllender Bemalung⁵⁸): Vor einer kombinierten Stadt-, Schloß- und Kirchenarchitektur sind vier zehende Korporäle, deren Namen auch angeführt sind, dargestellt: 1. GOSEPH WERMERSGIRCHEN, 2. GOANNES MERKER, 3. GOSEPH GRACZER und 4. MICHAEL HOLIK. Die Schreibweise g für j zeigt deutlich, daß erstens der schon ganz im Charakter der späteren Krügelmacher arbeitende Töpfer ein Slovake war und daß zweitens der Töpfer den Spruch nicht von den bestellenden Korporälen vorgeschrieben bekommen konnte, weil sie sonst — es sind drei deutsche Namen darunter — auch ihre Namen richtig aufgeschrieben hätten. Folglich mußte der Töpfer auf ein eigenes Vorlagebüchel mit Zeichnungen und Versen, wie es bei den Krügelmachern allgemein üblich war, zurückgegriffen haben. Damit aber haben wir wieder den Faden der Tradition in der Hand. Die Datierung des Kruges mit 1723 ist aber mit dem Dekor einfach nicht in Einklang zu bringen, der entschieden in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einzuordnen ist. Möglich wäre nur noch eines, daß es sich hier um eine Jubiläumszeit handelt, die festgehalten werden sollte. Wie dem aber auch sei, wir sehen hier wieder die Fortführung der Spruchtradition auch über die Katholisierung und damit die Auflösung der wiedertäuferischen Gemeinschaft hinaus.

Der Spruch selbst lautet:

GOTT LIEBEN MACHT SEELIK
WEIN TRINGEN MACHT / FREHLIG
DARUM LIEBE ICH GOTT UND TRINGEN WEIN /
SO GANN ICH FROHLIG SEIN.

⁵⁴) Wilhelm M ö n c h, Schwäbische Spruchkunst. Stuttgart 1937, S. 248, Spr. 1058.

⁵⁵) Ernst M e i e r, Schwäbische Volkslieder, a. a. O., S. 131, Nr. 52.

⁵⁶) Ludwig E r k — Franz M. B ö h m e, Deutscher Liederhort. Leipzig 1893—1894. 3. Band, S. 320, Nr. 1460.

⁵⁷) H. D r a h e i m, Deutsche Reime. Inschriften des 15. Jahrhunderts und den folgenden. Gesammelt. Berlin 1883, S. 142, Nr. 353.

⁵⁸) Österr. Museum f. Volkskunde, Inv. Nr. 44.072.

Und auch hier recht bemerkenswerte Parallelen, wie immer natürlich mit geringfügigen Abwandlungen. Die Sammlung von Stark⁵⁹⁾ aus dem Ende des 19. Jahrhunderts ist leider ohne Herkunftsangabe und daher wertlos. Dagegen bringen Wilhelm Mönch⁶⁰⁾ und H. Draheim⁶¹⁾ den gleichen Spruch aus der Stube des Josef Merkle in Monakam Nr. 5 in Württemberg, die durch die Inschrift „Seb. Kusterer u. Katharina seine Hausfrau 1717“ auch datiert ist. Draheim aber betont noch außerdem, daß diese Strophe noch heute im Zillertal lebendig ist, ein Hinweis, der durch Ludwig v. Hörmann auch überraschend bestätigt wird⁶²⁾. Er bringt gleich fünf Belege aus Tirol und zwar von Ellbögen bei Mieders, Mutters bei Hall, Strengen bei Landeck, Hippach und Unternberg. Diese Belege machen diese Verbindung mit Tirol unter Berücksichtigung der oben erwähnten Umstände ganz deutlich.

Dagegen konnten für den Spruch

FIL · MICH · EIN ·
 VND · TRING · MICH · AVS ·
 SEZ · MICH / NITER ·
 VND · FIL · MICH · WIDER

auf einem Krug aus dem Jahre 1673 mit dem Namen LUDWIG WILHELM MILMER⁶³⁾ zwar keine Parallelen gefunden werden, aber das liegt vor allem daran, daß hier ein ausgesprochener Spruch für Trinkgefäße vorliegt, diese aber noch zu wenig Beachtung gefunden haben dürften.

Eines muß man aber beim Lesen all dieser durch die Wiedertäufel und ihre Nachfolger verwendeten Sprüche sagen, nämlich daß sie entweder religiöser Natur sind oder aber die Grenzen der Harmlosigkeit nicht überschreiten. Daß diese Selbstbescheidung nicht im ganzen Hafnerbereich Mitteleuropas eine Selbstverständlichkeit war, ersehen wir vielleicht am besten an zwei Beispielen aus Gmunden in Oberösterreich.

Das eine Beispiel ist ein Fayence-Salzfaß um 1780 mit einer vollplastischen Figurengruppe, darstellend einen Ehemann, der seine Frau als „Hauskreuz“ mitschleppen muß: der Mann trägt ein großes Kreuz auf dem Rücken, auf dem Kreuz sitzt aber ein

⁵⁹⁾ Friedrich Stark, Deutsche Sinn- und Trinksprüche. Wien 1890. S. 19.

⁶⁰⁾ Wilhelm Mönch, a. a. O., S. 148, Spr. 617.

⁶¹⁾ H. Draheim, a. a. O., S. 124, Spr. 300.

⁶²⁾ Ludwig v. Hörmann, a. a. O., S. 156.

⁶³⁾ A. Kudělková-Königová, a. a. O., S. 22, Nr. 138.

böses Weib und treibt ihn an⁶⁴). Und das andere Beispiel ist ein Fayence-Krug gegen Ende des 18. Jahrhunderts, ebenfalls aus Gmunden, der so richtig die Derbheit so manchen Hafnermalers zum Ausdruck bringt⁶⁵). Auf diesem Krug wird nun dem harmlosen Spruch in einer sattgrünen Kranz-Kartusche

Nichts / Schönes auf der / Erden
als in der / still Geliebt zu / Werden.⁶⁶)

der ziemlich derb abgewandelte Spruch in zwei alkalisch-grünen Kranz-Kartuschen gegenübergestellt:

Wann / die Henne will / über den Hahn /
und dass Weib / über den Mann /
So muß / mann die Henne / an Bratspies jagen /
und dass Weib / auf die goschen / schlagen.⁶⁷)

⁶⁴) Österreichisches Museum f. Volkskunde. Auch hier liegt eine Verbindung mit der Spruchdichtung vor und zwar enthält dieselbe Darstellung — leider undatiert — eine bemalte Ofenkachel in Oeschelbronn bei Herrenberg in Württemberg, die mit dem Spruch

Das Kreuz allein wär nicht so schwer,
Wenn nur das böse Weib nicht wär.

(Wilhelm M ö n c h, a. a. O., S. 220, Spr. 896.) versehen ist.

⁶⁵) In meinem Besitz.

⁶⁶) Eine Verbindung Gmunders bezüglich der Spruchdichtung mit dem schwäbischen Stammesgebiet wird einem zur Selbstverständlichkeit, wenn man bedenkt, wie stark die deutsche Hafnergesellen-Wanderung aus Süddeutschland im österreichischen Gebiet einmal war. In Wien allein waren vom Jahre 1689 bis zum Jahre 1811 nicht weniger als 3001 Hafnergesellen vorübergehend tätig und mehr als die Hälfte davon kamen aus Süddeutschland.

Und hier wieder ein schwäbischer Anklang an unseren Spruch:

Nichts ist schöner auf Erden
Als wenn zwei Herzen eins werden.

(Wilhelm M ö n c h, a. a. O., S. 246, Nr. 1037).

⁶⁷) Dieser Spruch geht auf die Breslauer Handschrift von Hillebrand aus dem Jahre 1607 zurück (Wilhelm M ö n c h, a. a. O., S. 260, Spr. 1140):

Wenn die Henne krehet vor dem Han
Und das Weib redet vor dem Mann,
So soll man die Henne braten
Und das Weib mit Prügeln beraten.

Eine leichte Abwandlung dieses Spruches bringt — leider ohne Jahr und Ort — Friedrich S t a r k (a. a. O., S. 39):

Wenn die Henne kräht vor dem Hahn,
Die Frau redet vor dem Mann,
So soll man die Henne kochen,
Die Frau mit einem guten Prügel pochen.

Und erst die schwäbische Variante, die Wilhelm M ö n c h (a. a. O., S. 260, Spr. 1139) aus Danksheim, Döffingen und Gärtringen aufgezeichnet hat, bildet den Übergang zum Gmündner Spruch:

Wan die Hünen kredt vor dem Han
Und die Frau redt vor dem Mann
So muß man die Henne den Schwanz rausropfen
Und die Frau aufs Maul klopfen.

Doch zurück zu den Habaner Keramiksprüchen. Da wäre noch besonders einer auf einem kugeligen Krug aus dem Jahre 1654 anzuführen⁶⁸⁾:

MERKH · AOF · IONGER · HELT ·
GOETE · TAAG · SCHENE · IONGFRAVEN · KOSTN · GELT.

Trotz eifrigen Bemühens konnte hier kein Vergleichsvers gefunden werden. Arthur Haberlandt, der sich in der Frühzeit der Habanerforschung auch mit diesem Krug und seiner Inschrift auseinandersetzte⁶⁹⁾, glaubte hier auf Grund des dort veröffentlichten Inschriftteiles „Goete Taag Schene Jongfrauen“ folgendes aussagen zu können: „Die Vokalisierung würde auf einen niederdeutschen bzw. holländischen Krügler schließen lassen, die Konsonanten andererseits zeigen aufs deutlichste, daß es sich hier um ein Erzeugnis aus oberdeutschem Gebiete handeln kann; so schreiben wir es wohl am besten einem zugewanderten Gesellen zu, vielleicht dem Delfter Handwerk nahestehend, der diesen Krug in der Schweiz verfertigte.“ Sosehr diese Schlußfolgerung dem Stand der damaligen Forschung entsprach, müssen wir uns heute hüten, solche Resultate mit in den festen Bestand der heutigen Keramikforschung herüberzunehmen. Holländischer Einfluß ist weder aus der Vokalisierung, noch aus dem Wortschatz selbst herauszulesen. Und weiters müssen wir uns hüten, in jeder Art von Handwerk und besonders bei der so beweglichen Masse der ständig verfolgten Sektierer von einem „oberdeutschen Gebiet“ zu sprechen. Hier kann es sich nur um den „oberdeutschen Sprachbereich“ handeln, zu dem natürlich auch die Wiedertäufersiedlungen in Mähren, bzw. in der Slowakei gehörten. Daraus allein würde sich niemals die Schweiz herauslösen lassen. Doch wollen wir diesen Mahnspruch — um einen solchen handelt es sich offenbar — nicht weiter verfolgen. Wir können aber wohl der Vermutung Ausdruck geben, daß er der so zahlreichen Erziehungsliteratur entlehnt ist, denn auch das niederdeutsche Lied

Ydt was ein junger Heldt,
syn Herte was em gestellt,
up ein Junckfröuwlin schone . . . 70),

⁶⁸⁾ Österreichisches Museum f. Volkskunde, Inv. Nr. 44.071, aus dem Besitz des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum.

⁶⁹⁾ Arthur Haberlandt, a. a. O., S. 52. Vgl. dazu auch K. Černohorský, *Keramika*, a. a. O., S. 103.

⁷⁰⁾ Uhland — de Bouck, *Die niederdeutschen Liederbücher*. Herausgegeben von der germanistischen Section des Vereines für Kunst und Wissenschaft in Hamburg, Hamburg 1883 (= *Niederdeutsche Volkslieder*, Heft 1), S. 23 f., Nr. 38. Die ersten zwei Strophen bei Erk-Böhme, a. a. O., 3. Band, S. 462, Nr. 1654. Erk-Böhme verweisen auf das Liederbuch von P. Fabricius, um 1603, und auf den „Blum vndt Aussbunt“ von Paul v. d. Aelst, 1602.

an das unser Mahnspruch am ehesten anklingen würde, führt uns wieder und zwar sowohl zeitlich als auch in bezug auf die religiöse Bindung in die Nähe des Töpfers zurück. Interessanterweise beginnen nicht weniger als 29 wiedertäuferische Lieder mit den Worten „Merk auf“ oder „Merkt auf“. Vielleicht und hoffentlich wird die Veröffentlichung des vollen Spruches irgendeine Lösung herbeizuführen helfen.

Wir wollen hier nur bei den deutschen Keramik-Sprüchen verbleiben. Es sei aber nur vermerkt, daß die tschechischen, bzw. slovakischen Inschriften einen grundverschiedenen anderen Charakter als die hier angeführten deutschen Sprüche aufweisen und keinerlei Bindung zu diesen besitzen ⁷¹). Das heißt aber, daß mit dem Sprachwandel auch die mündliche Tradition unterbrochen wurde.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die wiedertäuferischen Keramik-Sprüche ein getreues Spiegelbild der Habaner Geistigkeit sind und sich einerseits an die in ihrem Besitz befindlichen Schriften, die über den Rahmen der eigenen wiedertäuferischen Literatur auch andere reformatorische Werke umfassen, anlehnen, andererseits aber der Ausdruck der lebendigen mündlichen Überlieferung alten Spruchgutes aus dem ursprünglichen Herkunftsgebiet, also vom Schwäbischen bis nach Südtirol hinein, sind.

*

Und schließlich noch eine Frage in diesem Zusammenhang. Wenn die Bindung der Wiedertäufer, also auch der Habaner Töpfer, zu ihren Büchern und Handschriften — die wir in ihrer Gesamtheit leider noch lange nicht überblicken können — eine so ungemein starke war, so muß man sich unwillkürlich fragen, ob nicht auch graphische, das heißt Zierelemente dieser Bücher und Handschriften ihren Weg in den Dekor der Habaner Fayencen gefunden haben.

Selbstverständlich können wir bei dieser Betrachtung den Ranken- und Blumendekor vollkommen beiseite lassen, da wir über die Problematik und die Verbindungslinien dieser Gruppe

⁷¹) A. Kudělková-Königová, a. a. O., S. 25, führt als ersten Krug mit einem tschechischen Spruch einen aus dem Jahre 1681, den nächsten aus dem Jahre 1707 (S. 32, Nr. 289) und später einen aus dem Jahre 1726 (S. 35, Nr. 332) an. Der nächste, ein Klosterkrug mit einem slovakischen Trinkspruch aus dem Jahre 1755, ist bei Josef Vydra — Ludvík Kunz, Malerei auf Volksmajolika, Prag 1956, Taf. 15, abgebildet. Eine Zusammenstellung dieser tschechischen Sprüche steht noch allerdings aus.

besonders durch die ausgezeichneten Arbeiten von Karel Černohorský unterrichtet sind ⁷²⁾).

Nur eines wollen wir doch herausnehmen. Es ist dies die Kartuschierung von Inschriften, Initialen, Handwerks- emblemen usw. mit einem unten mit einer Masche zusammengebundenen Laubkranz oder allen möglichen Abwandlungen desselben (Tafelabb. I), eine Verzierungsart, die in der Folgezeit weit über den Habaner und auch den Keramikbereich hinausgestrahlt hat und wir solchen Dekor ebenso in Gmunden antreffen — wie wir ihn schon bei der Anführung des derben Hafnerspruches erwähnt haben —, wie auch auf den Erzeugnissen der mit den Töpfern zusammenarbeitenden Zinngießern ⁷³⁾ gang und gäbe finden.

Sehen wir uns aber im engeren Habaner Bereich um und stellen die Fayencen mit diesem Laubkranz chronologisch zusammen, so ergibt sich folgende interessante Reihe: 1660 ⁷⁴⁾, 1661 ⁷⁵⁾, 1667 ⁷⁶⁾, 1668 ⁷⁷⁾, 1675 ⁷⁸⁾, 1677 ⁷⁹⁾, 1678 ⁸⁰⁾, 1682 ⁸¹⁾, 1683 ⁸²⁾, 1684 ⁸³⁾, 1686 ⁸⁴⁾, 1688 ⁸⁵⁾, 1690 ⁸⁶⁾, 1694 ⁸⁷⁾, 1695 ⁸⁸⁾, 1696 ⁸⁹⁾, 1697 ⁹⁰⁾, 1698 ⁹¹⁾, 1699 ⁹²⁾, 1700 ⁹³⁾, 1701 ⁹⁴⁾, 1702 ⁹⁵⁾, 1703 ⁹⁶⁾, 1708 ⁹⁷⁾, 1709 ⁹⁸⁾, 1710 ⁹⁹⁾, 1711 ¹⁰⁰⁾, 1712 ¹⁰¹⁾, 1713 ¹⁰²⁾, 1714 ¹⁰³⁾, 1715 ¹⁰⁴⁾, 1716 ¹⁰⁵⁾, 1718 ¹⁰⁶⁾, 1720 ¹⁰⁷⁾, 1721 ¹⁰⁸⁾, 1731 ¹⁰⁹⁾, 1732 ¹¹⁰⁾, 1733 ¹¹¹⁾. Damit ist die

⁷²⁾ K. Černohorský, Počátky, a. a. O., und Keramik, a. a. O.

⁷³⁾ Vgl. besonders: Edelizeinn aus der Sammlung Dr. Karl Ruhlmann, Katalog des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck, Kunstausstellung 1960.

⁷⁴⁾ Österr. Mus. f. Volkskunde, Inv. Nr. 24.147; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 95.

⁷⁵⁾ A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 100.

⁷⁶⁾ Ebenda, Nr. 117.

⁷⁷⁾ Ebenda, Nr. 118.

⁷⁸⁾ Ebenda, Nr. 145, 149.

⁷⁹⁾ Ebenda, Nr. 164.

⁸⁰⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv. Nr. 31.528

⁸¹⁾ A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 177

⁸²⁾ Ebenda, Nr. 178

⁸³⁾ Ebenda, Nr. 182, 185

⁸⁴⁾ K. Černohorský, Keramik, a. a. O., Abb. 26; J. Vydra — L. Kunz, Malerei, a. a. O., Abb. 8

⁸⁵⁾ K. Černohorský, Keramik, a. a. O., Abb. 26, 28

⁸⁶⁾ Ebenda, Abb. 29, 30

⁸⁷⁾ Ebenda, Abb. 47; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 209, 210

⁸⁸⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 19.892; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 212, 213, 214

⁸⁹⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 41.508; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 216

⁹⁰⁾ Ebenda, Nr. 217, 218

⁹¹⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 30.697, 60.003

Reihe natürlich nicht beendet, aber sie wird nun wesentlich lockerer, die nächste Datierung fällt in das Jahr 1748 usw. In diese Zeit fällt aber auch das Einfließen der Kranz-Tradition der Habaner in das Krügelmacher-Handwerk und über diesen Mittler wird besonders der Kranz auf niederösterreichischem Boden willig aufgegriffen und weitgehendst verwendet. Uns geht es aber hier nicht um das Weiterwirken der Tradition, sondern um den Beginn und das Woher. Suchen wir nach Vorläufern dieser auf einmal so massig auftretenden Kranzverzierung, so wird im Ausstellungskatalog „Habánská keramika“¹¹²⁾ eine Schale um 1600 mit einem Lorbeerkranz mit vier Rosetten im Fond und eine vierkantige Flasche aus dem Jahre 1609 mit einem Kranz mit vier Rosetten angeführt. Doch liegt hier ebensowenig ein Anknüpfungspunkt vor, wie etwa bei den frühen oben offenen Lorbeerkränzen der Zinngießer, wie z. B. auf dem westdeutschen Zunftgefäß in Form eines Böttcherschlügels aus dem Jahre 1590 in der Sammlung

92) Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 18.917; K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 34, 49; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 225

93) Ebenda, Nr. 227; J. Vydra-L. Kunz, Malerei, a. a. O., Abb. 13

94) A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 273

95) Ebenda, Nr. 276

96) Ebenda, Nr. 279, 281, 283

97) Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 36.950; K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 37; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 291

98) K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 50; J. Vydra-L. Kunz, Malerei, a. a. O., Abb. 22; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 292

99) Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 26.529; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 298

100) Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 5.882; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 299

101) Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 5.883 und 25.513

102) K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 41; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 301, 302

103) Ebenda, Nr. 305

104) Ebenda, Nr. 310

105) Ebenda, Nr. 316

106) K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 39, 40

107) Ebenda, Taf. VII; A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 322

108) K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 57

109) A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 338

110) K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 59

111) Ebenda, Abb. 52

112) A. Kudělková-Königová, a. a. O., Nr. 17 und 26; Nr. 26 abgebildet: K. Černohorský, Počátky, a. a. O., Abb. 34

Dr. Karl Ruhmann¹¹³⁾. Und interessanterweise bestätigt auch der schon mehrmals zitierte Christoph Erhard indirekt, daß der Lorbeerkranz den aus Tirol kommenden Wiedertäufern bekannt sein mußte, als er im Jahre 1587 gegen die Hutterischen loszieht und dabei das Wappen Tirols umschreibt: „. . . der schöne rote Adler das grüne hüpsche Triumphkränzlein darumb trägt . . .“¹¹⁴⁾.

Daraus ersehen wir eindeutig, daß die Kartuschierung mit dem neuen Kranz mit einem Schlag im Jahre 1660 aufscheint, um dann ein traditionelles Zierelement der Habaner, der von ihnen abzuleitenden Krügelmacher und der mit beiden zusammenarbeitenden Zinggießer¹¹⁵⁾ zu bleiben¹¹⁶⁾. Und als besonderer Beweis für das schlagartige Auftreten dieses Zierelements ist der Habaner Krug vom Jahre 1659 aus dem Budapester Kunstgewerbemuseum¹¹⁷⁾, der also noch ein Jahr vor dem Auftreten des neuen Kranzes eine Kartuschierung mit einem gleichlaufenden Laubkranz mit zwei Rosetten — also analog der frühen Lorbeerverzierung mit vier Rosetten — aufweist.

Und tatsächlich ist das Jahr 1660 von ganz besonderer Bedeutung für die Wiedertäufer, denn in diesem Jahr erschien in Amsterdam der berühmte Märtyrerspiegel von

Tileman (Jansz) van Braght, Bloedig toonell of martelaarspiegel der doopsgezinde en weerlose Christenen, die om't getuigenis van Jezus hunnen Zaligmaker geleden hebben en gedood zijn, van Christus 'tjijd af tot deze tyden toe, verzameld ut verschiedene geloofwaardige Chronieken, gedenkschriften en getuigenissen.

Im Jahre 1685 folgte dann die zweite Ausgabe mit einer reichen Anzahl von Kupferstichen von Jan. Luyken mit Darstellungen der letzten Stunde der einzelnen religiösen Märtyrer.

Und dieser dickleibige Folioband, der sicherlich in nicht wenigen Exemplaren auch Eingang in die wiedertäuferischen Haus-

¹¹³⁾ Edelzinn, a. a. O., Nr. 54, Abb. 36

¹¹⁴⁾ Christoph Erhard, Zwölf wichtige und starke Urachen Hansen Jedelhausers von Ulm . . . , Ingolstadt 1587, S. 9

¹¹⁵⁾ Vgl.: Edelzinn, a. a. O., Nr. 142, Abb. 95. Hier sei nur auf einige zwischenhandwerkliche Beziehungen verwiesen, eine andere Arbeit wird das Verhältnis Zinggießer - Habaner Töpfer besonders herausstellen.

¹¹⁶⁾ Selbstverständlich muß diese Verzierung auch bei den süddeutschen Wiedertäufern Eingang gefunden haben, denn die Schrift „Abrede, und Verordnung, der Diener und Eltesten, in der Versammlung zu Strasburg, im Jahr Anno 1568 und 1607“, die um 1750 anzusetzen ist, hat den Titel in einen oben offenen Kranz eingefügt.

¹¹⁷⁾ B. Krisztinkovich, Anabaptistische Keramik-Denkmäler, a. a. O., Taf. 3

haben in der Slowakei gefunden hat, besitzt auf der Titelseite ein einzigartiges Signet (Textabb. 1): ein mit dem Spaten arbeitender Mann mit der Umschrift FAC ET SPERA ist in einem aus zwei unten mit einer Masche zusammengebundenen Blatzweigen (Lorbeer und Palme) bestehenden Kartuschenkranz eingefügt. Und dieses Signet, auf einem der „heiligsten“ Bücher der Wiedertäufer die Titelseite zierend, müssen wir als Ausgangspunkt für die Entstehung der Kranzkartuschierung-Tradition annehmen. Dies umsomehr, als wir an der oben angeführten Reihe deutlich feststellen können, daß mit dem Jahr der zweiten Auflage, also 1685, dieser Zierkranz an Bedeutung und Verbreitung noch wesentlich zunimmt. Und dieser Kranz, den wir auch als Habaner Kranz bezeichnen können, bleibt auch dann noch, als die Bedeutung und Herkunft dieses Zierelements gänzlich in Vergessenheit gerät; ja gerade dann wird der Weg in andere Handwerke — nunmehr ohne jede religiöse Bindung — erst richtig frei¹¹⁸⁾.



Textabb. 1

¹¹⁸⁾ Es muß besonders darauf hingewiesen werden, daß die kranzartige Einfassung der runden Lebkuchenmodel ein oberes und ein unteres Gebinde aufweisen, also vierteilig sind und in dieser Form mit dem Habanerkrantz nichts zu tun haben. Sie gehören aber dem Formenkreis der oben angeführten „Kränze mit vier Rosetten“ an.

Eine weitere Kartuschierung erfolgt durch einen geschlossenen oder aufgelockerten ovalen oder kantigen Strahlenkranz oder auch nur durch eine Strahlenflankierung und hat seinen Ursprung sicherlich in dem Brauch der Darstellung der Aureole in der religiösen Graphik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Auf einem Teller vom Jahre 1615 ¹¹⁹⁾ finden wir den ersten Anklang dazu, auf dem Krug von 1632 ¹²⁰⁾ ist es eine Strahlenflankierung und auf den Tellern von 1684 und 1685 ¹²¹⁾ ist es ein geschlossener eckiger Strahlenkranz (Textabb. 2). In der Folgezeit wird diese Strahlenverzierung in allen erwähnten Variationen und in Kombination mit anderen Zierelementen verwendet ¹²²⁾.



Textabb. 2

Und nun zu den eigentlichen graphischen Zierelementen. Karel Černohorský hat als erster auf ein solches Element hingewiesen, als er bei der Besprechung der Anfänge der Habaner Fayencen auf dem Krug vom Jahre 1606 ¹²³⁾ eine Verzierung als sogenannte „Schreiberschlange“ („pisař. had“) ¹²⁴⁾ bezeichnete. Damit ist jene doppelt oder einfach verschlungene Linie, die immer enger werdend — immer in einem Zug geschrieben oder gemalt — schließlich in einer einfachen wegstehenden Linie ausläuft und gerne als Flankierung oder Unterstreichung von Initialien und Jahreszahlen verwendet wurde. Diese Schreiberschlange (Textabb. 3)

¹¹⁹⁾ K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 21

¹²⁰⁾ Ebenda, Abb. 19

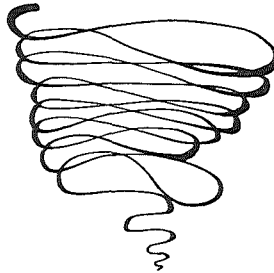
¹²¹⁾ Ebenda, Abb. 23 und Abb. 24

¹²²⁾ Teller von 1685: Ebenda, Abb. 24; Teller von 1686: Ebenda, Abb. 25; Teller von 1688: Ebenda, Abb. 27; Teller von 1689: Ebenda, Abb. 28; Teller von 1698: Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 31.525; Teller von 1717: K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 38; Pitsche von 1732: Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 23.903, usw.

¹²³⁾ K. Černohorský, Počátky, a. a. O., Abb. 17

¹²⁴⁾ Ebenda, S. 31

tritt schon sehr früh auf und wird fast durch zwei Jahrhunderte verwendet: 1606¹²³⁾, 1609¹²⁵⁾, 1615¹²⁶⁾, 1620¹²⁷⁾, 1701¹²⁸⁾, 1713¹²⁹⁾, 1717¹³⁰⁾, 1718¹³¹⁾, 1720¹³²⁾, 1727¹³³⁾, 1732 (Tafelabb. II)¹³⁴⁾, 1733¹³⁵⁾, 1788¹³⁶⁾.



Textabb. 3

Manchmal ist die Linie stark auseinandergezogen und bildet so- dann eine immer enger werdende Serpentine (Textabb. 4) mit stark verbreiterten Strichen in der Querrichtung, wie wir es am besten auf einem Teller von 1610¹³⁷⁾ sehen können. Diese Schrei- berschlange ist tatsächlich eine sehr gebräuchliche Verzierung von Urkunden und anderen Schriftstücken dieser Zeit und bildet oft einen Bestandteil von sehr komplizierten Umrahmungen in einem Linienzug mit Buchstaben- und Figureneinflechtungen von wich- tigen Texten. Als gutes Beispiel dieser Zierkunst soll eine Seite (Tafelabb. III) der für den jungen Erzherzog Joseph, dem nach-

¹²⁵⁾ Ebenda, Abb. 34

¹²⁶⁾ Ebenda, Abb. 35, und K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 21

¹²⁷⁾ Ebenda, Abb. 16

¹²⁸⁾ Ebenda, Abb. 36

¹²⁹⁾ Ebenda, Abb. 41

¹³⁰⁾ Ebenda, Abb. 38

¹³¹⁾ Ebenda, Abb. 56

¹³²⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 23.791, und K. Čer- nohorský, Keramika, a. a. O., Taf. VII

¹³³⁾ Ebenda, Abb. 54

¹³⁴⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 23.903

¹³⁵⁾ K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 52

¹³⁶⁾ Ebenda, Abb. 66

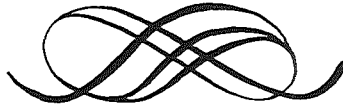
¹³⁷⁾ Ebenda, Abb. 17

maligen Kaiser Joseph II., angefertigten Schriftsammlung durch Antonius Sorriot aus dem Jahre 1745 dienen ¹³⁸⁾.



Textabb. 4

Eine weitere Komplizierung dieser Schreiberschlange ist die mehrfach ineinandergeschlungene Linie, die daher ihre Länge verliert und als zwei- oder mehrfach ineinandergeschachteltes Unendlich-Zeichen mit meist seitwärts auslaufenden Linien bedeutend an Breite gewinnt. Als Beispiele dazu seien die Krüge vom Jahre 1617 (Textabb. 5) ¹³⁹⁾ und von 1726 (Textabb. 6) ¹⁴⁰⁾ genannt, um auch



Textabb. 5



Textabb. 6

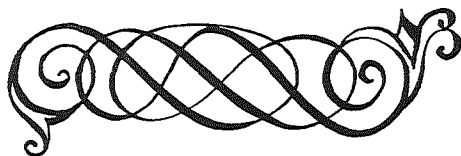
¹³⁸⁾ Österr. Nationalbibliothek, Handschriftenabteilung, Codex Nr. 9.491: Antonius Sorriot, *Curieuses et nouvelles recherches des écritures latines, allemandes, italiennes et françaises dédiées à l'archiduc Joseph*, 1745. f. 26

An dieser Stelle sei auch dem Direktor der Handschriftenabteilung, Herrn Hofrat Dr. Franz Unterkircher, und seinen Mitarbeitern für ihre großartige Hilfe bei der Benützung der Handschriftenabteilung ausgesprochen.

¹³⁹⁾ K. Černohorský, *Keramika*, a. a. O., Abb. 18 b

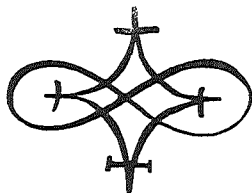
¹⁴⁰⁾ Ebenda, Taf. VIII

hier den großen Zeitraum ihrer Verwendung zu dokumentieren. Ein Zurückgreifen auf eine graphische Vorlage erübrigt sich hier, da dieses Zierelement noch ganz im Bereich der Schreiberschlinge liegt und wir sie deshalb Schreiberschlinge nennen wollen. Eines aber wollen wir festhalten: Nicht nur die Habaner Töpfer, sondern auch die wiedertäuferischen Schreiber bedienten sich dieser Schreiberschlinge, wie wir an der Abschlußvignette (Textabb. 7) eines Wiedertäufergesangsbuches des Melcher Hipsher aus dem Jahre 1655 am besten ersehen können¹⁴¹⁾.



Textabb. 7

Wesentlich komplizierter und mannigfaltiger ist dagegen die Gruppe der keramischen Zierelemente der Habaner, die stets ein oder mehrere auf der Kante stehende Quadrate zum Ausgangspunkt haben, wobei die Enden der Mittellinien und eventuell noch zusätzlicher Parallelen meist durch Bogen paarweise verbunden sind oder aber die Bogen in einem Umlaufmuster in Wellenlinien durch die aneinandergereihten Quadrate laufen. Zuerst taucht dieses Zierelement auf einem Fragment aus einer Ausgrabung von Podivín um das Jahr 1600¹⁴²⁾ in recht einfacher Form (Textabb. 8) auf, auf einem Krug vom Jahre 1618¹⁴³⁾ kommt das gleiche Element mit nur geringerer Änderung (Textabb. 9) vor, doch schon



Textabb. 8



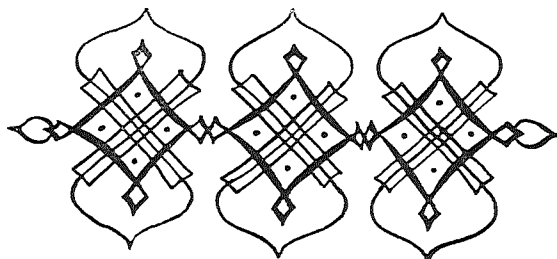
Textabb. 9

¹⁴¹⁾ Österreichische Nationalbibliothek, Handschriftenabteilung, Codex 14.554, S. 357'. Über die Handschrift: Ferdinand Menčík, Über ein Wiedertäufergesangsbuch. (Sitzungsberichte der königl. Gesellschaft d. Wissenschaften, Classe f. Phil., Gesch. u. Philologie, IX, Prag 1896); Hugo Alker, Glaube und Lied II. Drei Lieder aus dem Wiedertäufergesangsbuch Cod. 14.554 der ÖNB (Jahrbuch d. Ges. f. Gesch. d. Protestantismus in Österreich, 72. Jg., S. 3—22).

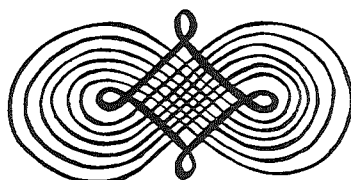
¹⁴²⁾ K. Černohorský, Počátky, a. a. O., S. 21

¹⁴³⁾ K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Taf. II

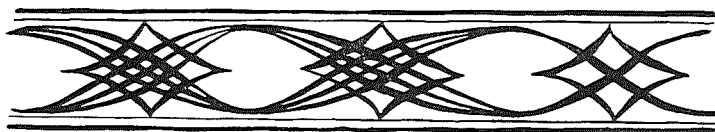
1654 finden wir auf einem Krug¹⁴⁴⁾ ein recht kompliziertes Gebilde, bestehend aus drei Quadraten (Textabb. 10), und ein Teller vom Jahre 1708¹⁴⁵⁾ bringt ein richtiges Flechtgebilde mit mehreren gleichlaufenden Schlingen (Textabb. 11). Als umlaufendes Muster, das aus dem Zierelement von Podivín abgeleitet sein könnte, kommt diese Verzierung (Textabb. 12) auf dem Krug vom Jahre 1606¹⁴⁶⁾ vor.



Textabb. 10



Textabb. 11



Textabb. 12

Wollen wir bei diesem Element die Herkunft herausbekommen, so müssen wir uns wieder in das Reich des Buches begeben. Und tatsächlich findet sich dieses Zierelement wiederholt in den süddeutschen Drucken als Abschlußverzierung von Kapiteln wieder. Interessant ist es besonders, daß auch eines der von den Wiedertäufern meistgelesenen Büchern gleich mehrere solcher Zier-

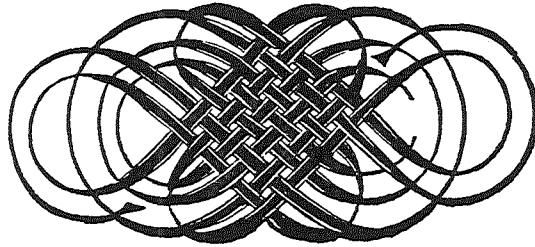
¹⁴⁴⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 44.071

¹⁴⁵⁾ K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 37

¹⁴⁶⁾ K. Černohorský, Počátky, a. a. O., Abb. 17

elemente verwendet — wenn auch recht komplizierte — und dieses hier deutlich und immer wieder als Flechtwerk in einem Zug aufscheint, das natürlich in der Umsetzung in die Technik des Manganstriches den Flechtcharakter verlieren muß. Deshalb wollen wir auch dieses Zierelement als **Flechtknoten** bezeichnen, auch wenn dieser Name nicht auf alle, besonders nicht auf die aufgelösten und umlaufenden Muster ganz zutreffend ist. Das Werk, das diese Flechtknoten (Textabb. 13) als Zierelement aufweist, ist kein anderes als das uns schon aus dem Besitz der Wiedertäufer bekannte Buch

Adam Reissner, Jerusalem, Die Alte Hauptstat der Juden. Frankfurt a. M., 1563¹⁴⁷⁾.



Textabb. 13

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Habaner nicht die einzigen waren, die diesen Flechtknoten für die Verzierung ihrer Gefäße verwendet haben. Auch hier haben sich die Zinngießer, deren Material die graphische Verzierung geradezu verlangt, eingeschoben. So finden wir schon um 1570/80 den Flechtknoten auf einem gravierten Teller des Innsbrucker Zinngießers Nikolaus *Jenbacher* des Älteren¹⁴⁸⁾. Und überraschend auch wieder hier die Verbindung der Wiedertäufer einerseits zu einem ihrer Bücher und andererseits zur wichtigsten ihrer Herkunftslandschaften.

Aber es gibt auch noch genug andere Hinweise auf die alte Heimat der Wiedertäufer. So finden wir den Flechtknoten als Abschluß von Inschriften in unzähligen Kirchen und Häusern der Schweiz, von denen wir hier nur die Kirche von Gsteig bei Gstaad anführen wollen¹⁴⁹⁾. Daß gerade der Flechtknoten, die Schreiber-

¹⁴⁷⁾ Typus I: f. B 2', A 4', XVII', XXIII'; Typus II: B 3', B 4, XV', XXI, XXX, XXXI, XL; Typus III: XII, XXXVI, XXXVII, XLVIII; Typus IV: CLXV', CXLVIII.

¹⁴⁸⁾ Edelzinn, a. a. O., Nr. 164, Abb. 105

¹⁴⁹⁾ G. Maurer, Hausinschriften, a. a. O., S. 133; vgl. auch S. 80

schlinge und die Schreiberschlange als Zierelemente bei Inschriften auch noch bis heute verwendet werden, darf uns bei der Traditionsgebundenheit der Schweizer nicht weiter verwundern.

Verwandt mit dem Flechtknoten ist die Zopfleiste, die mit zu den ältesten Habaner Zierelementen gehört. Sie findet sich als Verzierung (Textabb. 14) auf dem Schalenfragment von Podivín um 1600¹⁵⁰⁾ und ist ebenso linksgerichtet wie die umlaufende Zopfverzierung des durchbrochenen Tellers um 1600¹⁵¹⁾; rechtsgerichtet ist dagegen die Zopfleiste (Textabb. 15) auf dem Krug vom Jahre



Textabb. 14



Textabb. 15

1618¹⁵²⁾. Černohorský bringt in seiner monographischen Arbeit über die mährische Volkskeramik auch das Bild eines niederländischen Fayence-Kruges aus der Zeit 1550—1580 aus dem Londoner Stadtmuseum¹⁵³⁾ und man könnte sofort eine Verbindung mit der niederländischen Zierkunst herstellen. Die Zopfleiste ist aber in den Niederlanden nicht erfunden worden. Die Sammlung Ruhmann enthält eine getriebenen Zinnschüssel aus Venedig aus dem 15. Jahrhundert, auf der bereits ein stilisiertes Zopfmuster mit eingeschobenen Knöpfen in der Mittellinie aufscheint¹⁵⁴⁾. Und diese Zopfverzierung bleibt auch im Zinngießer-Handwerk weiter lebendig, nicht in der kunstvollen Stilisierung der Zinnschüssel aus Venedig, sondern als eine einfache rechtsgerichtete Verschlingung zweier Flechellinien auf einem Deckelkrug des Salzburger Zinngießers Walthasar Veichtner aus dem Jahre 1560¹⁵⁵⁾, auf einer Kanne des Innsbrucker Zinngießers Sebastian Manhofer aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts¹⁵⁶⁾, auf einer Halb-

¹⁵⁰⁾ K. Černohorský, Počátky, a. a. O., S. 20, und K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 11

¹⁵¹⁾ Ebenda, Abb. 11

¹⁵²⁾ Ebenda, Taf. II

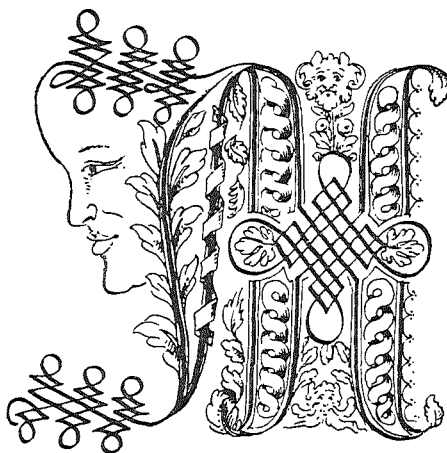
¹⁵³⁾ Ebenda, S. 123

¹⁵⁴⁾ Edolzinn, a. a. O., Nr. 91, Abb. 54

¹⁵⁵⁾ Ebenda, Nr. 123, Abb. 77

¹⁵⁶⁾ Ebenda, Nr. 167, Abb. 107

maßkanne des Rattenberger Zinngießers Andre Herrnschmid d. Jüngeren um 1600¹⁵⁷⁾, auf einem Deckelkrügel des Wiener Zinngießers Hans Hainzmann aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts¹⁵⁸⁾ usw. Damit wird aber sofort deutlich, daß dieses Zierelement ohne weiteres auch aus der ursprünglichen süddeutschen Heimat mitgebracht werden konnte. Diese Annahme wird aber noch durch ein ganz besonderes Argument gestützt. Die Österreichische Nationalbibliothek besitzt in ihrer Handschriftenabteilung unter der Signatur Cod. S. n. 299 eine 141 Blatt¹⁵⁹⁾ starke Sammlung von Zieralphabeten mit Ornamenten und Figuren, alles Federzeichnungen eines süddeutschen Künstlers (oder mehrerer?) aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Und überraschender Weise enthält ein Zieralphabet¹⁶⁰⁾ eine derartige Fülle von graphischen Zierelementen, daß wir sie mit fast allen „graphischen“ Elementen auf den Habaner Fayencen in Verbindung bringen können. Hier von einer reinen Zufälligkeit zu sprechen, wäre unsinnig. Wir müssen vielmehr versuchen, wenigstens an einigen Beispielen die Verbindung dieses Zieralphabets des anonymen süddeutschen Künstlers zu den Habaner Fayencen herzustellen. Daß dieser Künstler kein Katholik war, geht schon



Textabb. 16

¹⁵⁷⁾ Ebenda, Nr. 171, Abb. 108

¹⁵⁸⁾ Ebenda, Nr. 135, Abb. 90. Wir lassen absichtlich die Buchbinderarbeiten unberücksichtigt, die an anderer Stelle eine gesonderte Behandlung erfahren.

¹⁵⁹⁾ 187 × 154 mm

¹⁶⁰⁾ Codex S. n. 299, f. 50 ff.

aus der Tatsache hervor, daß er einer Einhorndarstellung auf dem Hinterteil noch einen menschlichen Kopf mit einer Bischofsmütze aufsetzt. Die figurliche Darstellung selbst war ja auf den renaissancemäßig verzierten Titelseiten der wiedertäuferischen Drucke des sechzehnten Jahrhunderts, wie zum Beispiel auf den sogar in Nikolsburg gedruckten Schriften Balthasar Hubmeiers, noch durchaus üblich.

Gleich der Buchstabe A (Textabb. 16) enthält drei graphische Zierelemente, von denen wir vorerst zwei herausgreifen wollen. Der den Querbalken zwischen den beiden Senkrechten ersetzende Flechtknoten ist nichts anderes als die Vervierfachung des einfachen Flechtknotens, den wir aus der Ausgrabung von Podivín bereits kennen. Die aufrechtstehenden breiten Balken selbst aber enthalten als Füllung vier gleichartige Zierelemente, die sich als Zopfmuster — wieder in einem Zug — deutlich erkennen lassen und die den Zopfleisten auf den Habaner Keramiken vollkommen entsprechen. Dasselbe Zierelement enthalten übrigens auch die Buchstaben B, D, L und P, womit also eine reine Zufälligkeit der Auszier ausgeschlossen werden kann.

Doch wollen wir die graphischen Zierelemente auf den Habaner Fayencen systematisch weiterverfolgen. Auf einem Apothekegefäß aus dem Jahre 1609¹⁶¹⁾ erscheint eine waagrecht umlaufende Wellenlinie, deren Tiefen und Höhen jeweils mit je einem nach oben oder nach unten offenen Bogen ausgefüllt sind (Textabb. 17). Dieses Zierelement, das wir einfach als *Doppelwelle* bezeichnen wollen, werden wir in der gleichen Ausprägung kaum im graphischen Bereich wiederfinden, schon einfach deshalb, weil es sich hier um eine aus der Flecheltechnik der Zinngießer abgeleitete Verzierung handelt und von dort aus sicherlich auch von den Habanern übernommen worden ist. Und auch da ist wieder das Vorkommen dieser Flechel-Doppelwelle geographisch von Bedeutung: Die Sammlung Dr. Karl Ruhmann enthält einen Deckelkrug mit einer solchen Verzierung aus der Werkstätte des Salzburger Zinngießers Walthasar Veichtner aus dem Jahre 1560¹⁶²⁾ und einen Deckelkrug mit der gleichen Auszier aus der Werkstätte des Welser Zinngießers Hieronymus Ledermayr um 1630¹⁶³⁾. Selbstverständlich könnte man die Beispiele bedeutend erweitern, wir wollen uns vorläufig nur auf die qualitätvollen Objekte dieser Prachtsammlung beschränken.

¹⁶¹⁾ K. Černo horský, Počátky, a. a. O., Abb. 33

¹⁶²⁾ Edolzinn, a. a. O., Nr. 123, Abb. 77

¹⁶³⁾ Ebenda, Nr. 132, Abb. 87



Textabb. 17

Die Doppelwelle enthält bereits einen Verzierungsteil, der in kombinierter und weiter ausgestalteter Form zu einem der wichtigsten Zierelemente der Habaner Produkte überhaupt geworden ist. Es ist dies der halbkreisförmige *Bogen*. Dabei aber müssen wir uns im vorhinein klar sein, daß der Bogen an und für sich aus der Punzierungstechnik der harten Metalle hervorgegangen ist und wir daher den Bogen auch in weiterentwickelten und zusammenhängenden Verzierungen auf diesen Materialien immer wieder antreffen können. Daß dabei auch Formgebilde entstehen, die im direkten oder indirekten Zusammenhang mit den Habanermustern stehen und auch tatsächlich mit in der Traditionslinie der Habaner liegen, sehen wir am besten an den mit Punzen-Verzierungen versehenen Tiroler Gürtelblechen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ihre Tradierung besorgten höchstwahrscheinlich die habanischen Messerer. Doch das nur nebenbei.

Hier geht es uns um die entwickelten Habaner Bogenformen. Zunächst einmal tritt auf den frühesten Krügen und zwar auf dem vom Jahre 1593¹⁶⁴⁾ und auf dem vom Jahre 1599¹⁶⁵⁾ eine einfache hängende *Bogenreihe* auf. Auf dem Krug von 1593 ist es noch eine lose Aneinanderreihung von hängenden Halbkreisen, die am Fußpunkt der Bogen einen kleinen lotrechten Abstrich tragen (Textabb. 18). Der etwas spätere Krug von 1599 dagegen enthält schon eine geschlossene Reihe von hängenden Halbkreisen, die abwechselnd in zwei Farben ausgefüllt sind (Textabb. 19). Dieselbe geschlossene Bogenreihe kommt in der Folge ziemlich häufig vor, wir wollen hier noch einen Teller um das Jahr 1700¹⁶⁶⁾ erwähnen, worauf die geschlossene Bogenreihe in das Kreisrund einer umlaufenden Tellerlinie eingefügt ist und die Bogen durch einen zusätzlichen Punkt in jeder eingeschlossenen Bogenfläche verziert sind.



Textabb. 18

¹⁶⁴⁾ K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 4 a und b

¹⁶⁵⁾ Ebenda, Abb. 3

¹⁶⁶⁾ Ebenda, Taf. V



Textabb. 19

Mit diesem Muster eng verwandt — wir müssen uns hüten, im Bereich der Zierelemente genetische Entwicklungsreihen konstruieren zu wollen — ist die laufende Bogenreihe, die hängend (Textabb. 20), aber auch stehend (Textabb. 21) angeordnet sein kann. Eine hängende Bogenreihe kommt schon auf einem Fragment aus den Ausgrabungen von Podivín um 1600¹⁶⁷⁾ und

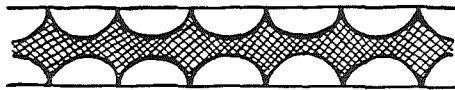


Textabb. 20



Textabb. 21

auf dem Krug vom Jahre 1613¹⁶⁸⁾ vor. Auf dem Schalenfragment aus der Ausgrabung von Ostrožská Nová Ves um 1600¹⁶⁹⁾ kommen dagegen beide Bogenreihen um eine Doppellinie angeordnet vor. Eine weitere Variante zeigt wieder der frühe Krug vom Jahre 1593¹⁶⁴⁾, der zwischen zwei parallelen Linien oben eine hängende und unten eine stehende Bogenreihe besitzt, wobei der zwischen den beiden Bogenreihen liegende Zwischenraum schraffiert ist (Textabb. 22). Wir wollen diese Anordnung die konkave Doppelpolgenreihe nennen.



Textabb. 22

Die graphischen Parallelen zu der geschlossenen Bogenreihe finden wir wieder an den Buchstaben des Zieralphabetes des Codex S. n. 299 und zwar als Zierelement der Buchstaben D, E, F und R. Beim Buchstaben A (Textabb. 16) sind die Spitzen der hängenden Bogenreihe mit je drei Punkten in dreieckiger An-

¹⁶⁷⁾ K. Černoňorský, Počátky, a. a. O., S. 20

¹⁶⁸⁾ K. Černoňorský, Keramika, a. a. O., Abb. 6

¹⁶⁹⁾ Heřman Landsfeld, Lidové hrcňířství, a. a. O., S. 244

ordnung mit der Basis nach unten gekrönt (Textabb. 23). Obwohl wir hier noch keine Entsprechung auf frühen Habaner Fayencen besitzen, kennen wir sie doch von einem Habaner Vorschneidemesser aus dem sechzehnten Jahrhundert, dessen Griff aus Bein mit einem Flechtknoten und einer mit drei Punkten gekrönten hängenden Bogenreihe in Silberdraht eingelegt ist ¹⁷⁰⁾.



Textabb. 23

Eine weitere frühe Kombinationsreihe ist die Einordnung der Bogenreihen zwischen zwei parallele Linien auf die Weise, daß oben die stehende und unten die hängende Bogenreihe — jeweils um einen halben Bogen der Länge nach verschoben — zu liegen kommen: also das verkehrte Prinzip des vorangeführten Elements. Deshalb wollen wir diese Anordnung die *konvexe Doppelbogenreihe* nennen.

Dieses Zierelement gehört ebenfalls zu den frühen Verzierungen der Habaner Fayencen und kommt schon auf dem Krug vom Jahre 1599 ¹⁶⁵⁾ und auf einer Fayence-Pitsche vom Jahre 1609 ¹⁷¹⁾ vor. Dabei hat dieses Zierelement eine weitere Variationsmöglichkeit dadurch, daß einmal die Bogen sehr flach (Textabb. 24) wie auf dem Fragment von Podovín, ein anderes Mal aber sehr hoch (Textabb. 25) wie auf der Pitsche von 1609 gestaltet sein können.



Textabb. 24



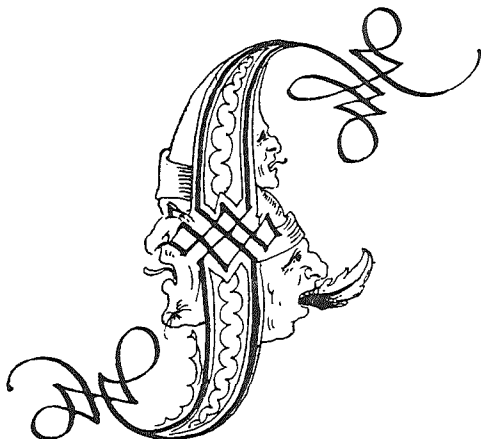
Textabb. 25

Und als frühe Parallele wieder das Zieralphabet aus unserem Codex S. n. 299 der Österreichischen Nationalbibliothek. Beim Buchstaben F (Textabb. 26) füllt diese konvexe Doppelbogen-

¹⁷⁰⁾ Katalog der Besteck-Sammlung Franz Emmerich Graf Lamberg †. Wien 1912. Nr. 104, Abb. auf Tafel 11

¹⁷¹⁾ K. Černožorský, Počátky, a. a. O., Abb. 30 und 31

reihe den stehenden Balken ganz aus, kommt aber als Zierelement noch bei den Buchstaben B, D und O vor. Wie schon erwähnt, enthält das F auch eine einfache Bogenreihe.



Textabb. 26

Eine weitere, bedeutend kompliziertere und mannigfaltigere Bogenkombination ist die Bogenpyramide, wobei es auch hier wieder hängende und stehende Formen gibt. Die früheste habanische Bogenpyramide ist vierstufig und stehend und noch nicht mit den Nachbarpyramiden zu einem geschlossenen Umlaufmuster vereinigt (Textabb. 27). Sie befindet sich auf dem Krug vom Jahre 1599¹⁷²⁾. Auf dem Krug vom Jahre 1654¹⁷³⁾ befindet



Textabb. 27

sich dagegen schon eine geschlossene hängende dreistufige Bogenpyramide mit je einem Abstrich auf den Gipfelbogen, wobei als Besonderheit noch eine Strichverdoppelung der linken Bogenhälften zu vermerken ist (Textabb. 28). Auf dem Krug vom Jahre 1660¹⁷⁴⁾ ist sie schon als typisch habanische Einfassung des Mit-

¹⁷²⁾ K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Abb. 3

¹⁷³⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 44.071

¹⁷⁴⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 24.147

telfeldes geschlossen, oben stehend und unten hängend, dreistufig und mit einem Abstrich auf allen Gipfelbogen. Das gleiche finden wir auch auf dem Krug vom Jahre 1663¹⁷⁵⁾, doch ohne Abstrich, ebenso wie die geschlossene zweistufige hängende Form auf der Pitsche vom Jahre 1676¹⁷⁶⁾.



Textabb. 28

Diese Bogenpyramide ist nun die Ausgangsform einer ganzen Reihe von Variationen. Die Bogen werden zum Beispiel ziemlich dreieckig gestaltet, wie auf dem Teller um 1700¹⁷⁷⁾, die Innenflächen mit Punkten versehen¹⁷⁸⁾ oder mit kleineren konzentrischen Bogen ausgefüllt¹⁷⁹⁾ und von 1700 an beginnen sich außerdem zwischen die einzelnen Pyramiden Punkte¹⁸⁰⁾ und schließlich, ungefähr ab 1730, sproßähnliche Gebilde¹⁸¹⁾ und ab 1777 an lotrecht stehenden Wellenlinien beiderseits angeordnete Punktreihen¹⁸²⁾ einzuschieben.

Es gibt aber fast keine keramische „graphische“ Verzierung, die wir nicht auch auf den wiedertäuferischen Handschriften wiederfinden könnten. Es handelt sich doch bei den Habanern um eine komplexe Kulturschicht, die selbstverständlich das gesamte Handwerk und auch die Schreibkunst umfaßt. Als gutes Beispiel für diese Tatsache eine schön verzierte Seite aus der Liederhandschrift des Melcher Hipscher¹⁸³⁾ aus dem Jahre 1655, die als Umrandung die lose aneinandergereihte zweistufige Bogenpyramide mit Abstrich aufweist (Tafelabb. 1V).

¹⁷⁵⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 25.837

¹⁷⁶⁾ K. Černo horský, Keramika, a. a. O., Abb. 22

¹⁷⁷⁾ Ebenda, Taf. V

¹⁷⁸⁾ Krug von 1720: Ebenda, Abb. 51

¹⁷⁹⁾ Krug um 1730; Ebenda, Abb. 55; Krug von 1733: Ebenda, Abb. 52; Krug von 1740: Ebenda, Abb. 64

¹⁸⁰⁾ Teller um 1700: Ebenda, Taf. V; Krug von 1732: Ebenda, Abb. 59, usw.

¹⁸¹⁾ Krug von 1733: Ebenda, Abb. 52; Krug von 1740: Ebenda, Abb. 64

¹⁸²⁾ Krug von 1777: Ebenda, Abb. 63

¹⁸³⁾ Österreichische Nationalbibliothek, Handschriftenabteilung, Codex 14.554

Diese Tradition geht aber in der Graphik schon frühzeitig von den Wiedertäufern auf die Katholiken über und im Jahre 1727 finden wir die geschlossene hängende dreistufige Bogenpyramide mit eingeschobener Punktreihe bereits in einem katholischen Liederbuch aus Boršice in Mähren wieder¹⁸⁴⁾.

Verfolgen wir aber diese Tradition vom ersten Auftreten der Bogenpyramide im Jahre 1599 zurück, so können wir nur auf die mehrstufigen Bogenpyramidenstumpfe auf den gepunzten und gekörnten Treibarbeiten der Tiroler Gürtelbleche vom sechzehnten Jahrhundert an verweisen. Ein schönes Beispiel hiezu sind die zweistufigen Bogenpyramidenstumpfe auf einem Brautgürtel, vermutlich aus dem Pustertal¹⁸⁵⁾. Doch suchen wir weiter. Das Bogenpyramidenmuster auf der niederländischen Fayence-schüssel aus dem Jahre 1583 des Britischen Museums in London¹⁸⁶⁾ kommt hier nicht in Betracht, weil dort die zweistufigen Bogenpyramiden nur Füllung für ein zweistufiges Pyramidenmuster mit ungleich großen Bogen darstellen, eine Verzierungsforn, die im Bereich der Habaner überhaupt nie — auch nicht in ähnlicher Art — angewandt wurde.

Dagegen besitzen wir wieder aus Südtirol aus dem fünfzehnten Jahrhundert eine Johannesschüssel¹⁸⁷⁾ mit zwar sehr beschädigter, aber immerhin so weit erhaltener Fassung, daß wir das grüne Umlaufmuster am Schüsselrand gut ausnehmen können. Es ist dies eine zweistufige bogenkonturierte Pyramide mit einem Punkt am Scheitel und einem gleichschenkeligen Winkel als Füllung (Textabb. 29). Die Verwandt-



Textabb. 29

¹⁸⁴⁾ Abgebildet in: L. Niederle, *Moravské Slovensko*, Prag 1922, S. 563, Abb. 378. Titel: Kancyonál založený ke cti a w chwále Pánu Bohu Wsemohúcýmu, v kterémžto Pisnie kalolické a w chrámie Božím k spěvu potřebné gsau: a takový ode mnie Martina Pomykala, toho času Rektora Borssického zacsaty gest dne 7ho Julij Anno Dii 1727.

¹⁸⁵⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 52.893; vgl.: Leopold Schmidt, *Katalog zur Ausstellung „Südtiroler Volkskunst“*, Wien 1960, S. 143, Nr. 773

¹⁸⁶⁾ K. Černohorský, *Keramika*, a. a. O., S. 125

¹⁸⁷⁾ Österr. Museum f. Volkskunde, Inv.-Nr. 13.909, erworben in Bozen

schaft mit den habanischen Bogenpyramiden ist unverkennbar, führt uns aber schließlich noch zur letzten habanischen Bogenpyramidenform, nämlich zur mehrstufigen bogenkonturierten Pyramide mit einem Abstrich am Scheitel des Gipfelbogens, wie wir sie auf der Pitsche vom Jahre 1676¹⁸⁸⁾ und auf einem Teller vom Jahre 1701¹⁸⁹⁾ belegen können (Textabb. 30).

Damit sind die Grundtypen der Bogenpyramiden umschrieben, aus denen sich natürlich noch eine ganze Anzahl von Sonderformen ergeben, die aber in unserem Zusammenhang nicht weiter



Textabb. 30

behandelt zu werden brauchen, da sie Veränderungen innerhalb des Bereiches der Habaner Handwerks- und Schreiberkunst darstellen.

Auffallend ist, daß auf den Habaner Fayencen keine geschlossene Kreis- und Ellipsenverzierung vorkommt. Das ist aber maltechnisch durchaus erklärlich, denn die meist in Mangan oder Kobalt ausgeführten Linien können nicht mit einem harten Schreibzug gezeichnet, sondern müssen mit einem weichen Pinsel gemalt werden. Das bedingt aber, daß jeder Strich ein Ansatz- und einen Auslaufpunkt besitzen muß. Daher werden Kreise zu Bogenkombinationen, die dann meist eckige Linsenform annehmen. Das beste Beispiel dafür ist die Leiste der einander überdeckenden Linsenformen (Linsenleiste) (Textabb. 31) aus



Textabb. 31

der Ausgrabung von Podivín um 1600¹⁹⁰⁾, die eine Parallele in der Zierleiste (Tafelabb. V) der Liederhandschrift des Melcher Hipsher¹⁹¹⁾ aus dem Jahre 1655 hat. Diese Zierleiste besteht aus

¹⁸⁸⁾ K. Černohorský, *Keramika*, a. a. O., Abb. 22

¹⁸⁹⁾ Ebenda, Abb. 36

¹⁹⁰⁾ K. Černohorský, *Počátky*, a. a. O., S. 20

¹⁹¹⁾ Österreichische Nationalbibliothek, Handschriftenabteilung, Codex 14.554

einander überdeckenden, kreisähnlichen Ellipsen, also aus Formen, die mit der Schreibfeder ohne weiters möglich sind. Auch dazu eine Parallele im Zieralphabet des Codex S. n. 299 der Österreichischen Nationalbibliothek: die Buchstaben E, G und R enthalten die oft auf Renaissance-Architekturen anzutreffende Leiste mit aufgefädelten und sich dabei teilweise überdeckenden Kreisen (Textabb. 32).



Textabb. 32

Wenn aber das Zieralphabet des Codex S. n. 299 wirklich mit den Wiedertäufern zusammenhängt, so werden wir auch andere Zierelemente dieses Alphabetes im Habaner Bereich finden müssen. So ist zum Beispiel die zwischen zwei Parallelen eingeordnete Reihe von Querverbindungen mit eingefügtem Bogen (mit oder ohne Scheitelstrich) im Buchstaben C (Textabb. 33) enthalten. Dazu finden wir aber vorläufig nur eine Entsprechung in den Querbalken der Initialen, wie zum Beispiel beim H, auf den Habaner Fayencen. Dies überrascht uns aber nicht weiter, denn auch diese Auszier eignet sich für den Manganstrich viel weniger, als die bereits angeführten Elemente. Aber im Habanerbereich ist dieses Zierelement der *B o g e n j o c h r e i h e* doch zu finden, und zwar wieder in unserer Liederhandschrift des Melcher Hipsher aus dem Jahre 1655¹⁹¹), wo sie mit Bogenpyramiden und palmettenartigen Strichreihen zu einer Abschlußleiste vereinigt ist (Tafelabb. VI und VII).



Textabb. 33

Bleibt uns nur noch ein Zierelement übrig, um das immer wieder viel herumgeraten wurde. Es ist dies die Herzleiste, die aus einer Reihe von ineinandergesteckten Herzen besteht und zu den frühen Zierelementen auf den Habaner Fayencen gehört, um aber schon Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aus dem Formenschatz der Habaner Töpfer ganz zu verschwinden. Die Erklärung dafür finden wir in der habanischen Hafnerordnung vom 11. Dezember 1612, die ausdrücklich alle animalischen Darstellungen verbietet:

„Auch das mit dem Malwerk (was auf den kauf gericht oder umb gelt gefrumbt wirt) die sach nit so gar übermacht, sonderlich was ding sein die uns nit gebühren, alss biltnuss der vögel, der thüer und derogleichen gar nit gemalen werde.“¹⁹²⁾

Schon gar nicht sind den Wiedertäufern menschliche Darstellungen erlaubt und das Herz gehört schließlich und endlich auch dazu. Infolgedessen mußte es aus dem Verzierungsschatz der Habaner vollkommen ausscheiden.

Die Herzleiste (Textabb. 34) finden wir schon auf einem Fragment von Podivín¹⁹³⁾, ebenso aus der gleichen Zeit um 1600 auf einer durchbrochenen Schüssel¹⁹⁴⁾ und auf einer ähnlichen durchbrochenen Schüssel aus dem Anfang des siebzehnten Jahr-

¹⁹²⁾ K. Černohorský, Počátky, a. a. O., S. 15

¹⁹³⁾ Ebenda, S. 20

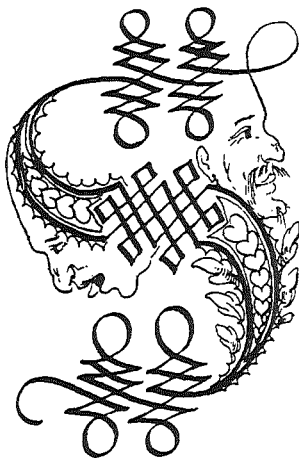
¹⁹⁴⁾ Ebenda, Abb. 5 und 6; K. Černohorský, Keramika, a. a. O., Taf. I

hunderts ¹⁹⁵). Im Jahre 1617, also fünf Jahre nach der vorerwähnten Hafnerordnung, taucht dieses Motiv, hier schon irgendwie abgewandelt durch zwei Farbpunkte in jedem Herz, auf einem Krug ¹⁹⁶) noch einmal auf, um dann ganz zu verschwinden.



Textabb. 34

Suchen wir nach Vorläufern — die Buchbinderarbeiten haben wir in dieser Arbeit absichtlich ausgelassen —, so kommen wir doch wieder zu unserem Zieralphabet im Codex S. n. 299 der Österreichischen Nationalbibliothek zurück. In diesem Codex enthalten die Buchstaben Q und S (Textabb. 35) die Herzleiste in ihrer typischen habanischen Form und liefern nach den vielen bereits angeführten Verbindungen dieses Zieralphabetes zu den graphischen Zierelementen auf den Habaner Keramiken den einwandfreien Beweis dafür, daß wir es da wieder mit dem Ursprung dieses seltsamen und seltenen Zierelementes der Habaner zu tun haben.



Textabb. 35

¹⁹⁵) Ebenda, Abb. 10

¹⁹⁶) K. Černohorský, Počátky, a. a. O., Abb. 24

Die Antwort auf die Frage, ob nun dieses Zieralphabet direkt oder indirekt, etwa in einer dieses Zieralphabet verwendeten Hand- oder Druckschrift, Vorlage für die Habaner Handwerker und Schreiber war, muß weiteren Forschungen vorbehalten bleiben.

Damit aber sehen wir, daß wir mit der Annahme, es bei der Habaner Handwerks- und Schreiberkunst nicht mit einer aus dem Nichts entstandenen Formenwelt, sondern mit einem festgefühten Teil einer komplexen Kulturschicht zu tun zu haben, die letzten Endes ihre Verankerung in der Geistigkeit der wiedertäuferischen Welt hatte, Recht behalten haben. Und deshalb ist unser Weg der Betrachtung von der Erziehung ausgehend über den Bücherbesitz bis zu den literarischen und graphischen Traditionen schließlich nichts anderes gewesen, als die logische Folgerung der Gedanken des begabten Stampfner Töpfers Jan Kostka, der anscheinend seine ganze Lebensweisheit in dem auch für die Gesamtkultur der Habaner so charakteristischen kurzen Leitsatz zusammenfaßte: VON GOTT IST ALLES.

Wir müssen diesem Satz als letzte Schlußfolgerung dieser Arbeit aber auch noch hinzufügen, daß die Kräfte der Heimat auch in dieser einzig auf Gott gerichteten Gesellschaft der mährisch-slovakischen Wiedertäufer so stark und mächtig waren, daß sie Jahrhunderte lang nicht nur in der Sprache, sondern auch in der mündlichen Überlieferung des Spruchgutes und in den Traditionen der volkstümlichen Handwerks- und Schreiberkunst fruchtbringend weiterwirken konnten.

Daraus aber ergibt sich für die österreichische Wissenschaft von selbst die Verpflichtung, die Erforschung der mährisch-slovakischen Wiedertäufer oder Habaner nicht bloß als eine Sache der protestantischen Religionsgeschichte zu betrachten, sondern sie als ein echtes kulturhistorisches Anliegen Österreichs auch intensiv zu betreiben.

zu M a i s, Habaner Keramiken



I. Laubkranz auf dem Habaner Teller von 1699
Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 18.917



II. Habaner Plutzer von 1732
Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 23.903

zu Mais, Habaner Keramiken




III. Verzierte Seite aus der Schriftsammlung von Antonius Sorriot, 1745
Handschriftensammlung der Österr. Nationalbibliothek, Cod. Nr. 9491



IV. Verzierte Seite aus der Liedhandschrift des Melcher Hipsher von 1655
Handschriftensammlung der Österr. Nationalbibliothek, Cod. Nr. 14.554

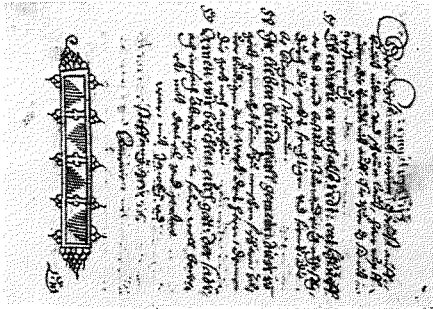
Die sonder Zeit was dar, send om ein saubr
allo Zeit, D wie was ungen nomen / lobes
und wußt, das es was, sey d'wenn
frilligen nomen, das es auch gey
ad was fast es walt, und dar
gost ell, ist D wie nomen
allens g'alt, g'alt
D'wenn g'alt
und
fist



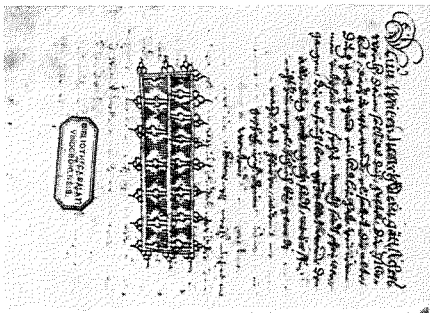
1) Die Engel schon auß gottes thron:
Zu mir er z'ung'fran vrom, maria Carl grom,
sunt waerd, zu in dem er allin, der solbig
ungl first gab wirt, der dol m'ell's godbrud kra,
Ate, er bracht frolich bodt psalt, waerd godt ge,
dacht unruh'lyt'ub g'yst'lyt, auß aller nod wend
unwigen bodt, frimm sofu zu er l'obem, sonst b'lib
in dem die walt ver lorn, kein salgan und kein b'lyt.

2) Die engl sein wat zu in ein, wud redt auß
gods mit m'ind'te godt g'wirts die Carl solch'lyt
Zu, will die ist godt der f'ar, er sul die w'ill
g'eb'nd'nd

V. Seite aus der Liedhandschrift des Melcher Hipsher von 1655
Handschriftensammlung der Österr. Nationalbibliothek, Cod. Nr. 14.554



VI.



VII.

Seitenabschlüsse aus der Liedhandschrift des Melcher Hipscher von 1655
Handschriftensammlung der Österr. Nationalbibliothek, Cod. Nr. 14.554

Die Oberkammeramtsrechnungen der Stadt Wien

Eine unbekannte Quelle für die Wiener Volkskunde.

Von Gustav G u g i t z

II.

Grab, Das Heilige. Die allgemeine Sehnsucht der gläubigen Christenheit die Originalgrabstätte Christi in Jerusalem zu besuchen, konnte wohl selten befriedigt werden. So war es erklärlich, daß der Wunsch lebendig wurde, eine Nachbildung des Hl. Grabes in bequemer Nähe in Kirchen aufzustellen, was sogar Wallfahrten dahin ausbildete, oder wenigstens einmal im Jahr in den Kirchen in der Karwoche sich bei einer Nachbildung zu erbauen. (s. G. Gugitz, *Das Jahr und seine Feste*. W. 1949. I, S. 174/1ff.). An das Hl. Grab knüpfte sich dann meist das Passionsspiel. Die folgenden Nachrichten beziehen sich meist auf die Salvatorkirche, die ja der Stadt Wien unterstand.

OKAR 1/5, 1438, f. 63. Im Jahre 1438 wurde dem Meister Weilen das Malen des Hl. Grabes bei St. Stephan „nach Geschefft des Rates“ aufgetragen. OKAR 1/99 (A), 1566, f. 65 v. Den Choralisten, die dem Brauch nach 1566 beim Hl. Grab zu St. Salvator gesungen haben, wurde Wein und Brot gegeben; 1/172 (A), 1650, f. 242 v. Bezahlung des Mesners für die Aufrichtung des Hl. Grabes. 1/173 (A), 1651, f. 255 v., wie vorher; 1/178 (A), 1656, f. 256: Jakob Stahl, Bürger und Tischler, richtet das Hl. Grab bei St. Salvator auf; 1/184 (A), 1663, f. 175 v.: Hans Georg Fugo malt das neugemachte Hl. Grab bei St. Salvator; 1/223 (A), 1707, f. 213 v.: „1707 zahlte ich dem Franz Julian Wagner, bgl. Maler, wegen Malung eines neuen Heiligen Grabes in die Kirche ad S. Salvatorem umb willen das alte aller zerbrochen und nicht mehr hat gebraucht werden können, fünfundvierzig Gulden“. Es war wohl das letzte Hl. Grab dieser Kirche, die in der Aufklärungszeit geschlossen wurde.

Martinsgans. Auf den Hl. Martin wurde ein großes germanisches Erntefest übertragen, ein Schlachtopferfest, aus den überschüssigen Beständen der Haustiere, daher sein Name Speckmerten und sein Attribut die Gans, die man seit Alters an seinem

Tag verzehrte. Vielfach setzten die Meister diese Gans als Braten ihren Gesellen vor, wenn sie wieder bei Licht arbeiten mußten, daher auch **Lichtgans** (s. G. Gugitz, *Das Jahr u. seine Feste*. W. 1950, II, S. 180 f.).

OKAR 1/69, 1534, f. 55 v. „Am dreyzehnten tags November (1534), der stat werkleuten vmb ain Martins Ganß vier Shilling pfenning“. Der Ausdruck „Martinsgans“ findet sich nur dieses eine Mal in den OKAR.

Osterwein, wahrscheinlich ein geweihter Wein, wie es ja üblich war und ist, daß zu Ostern nach der langen Fastenzeit Speise und Trank von der Kirche gesegnet wurden. Sie wurden um so heilkräftiger, je näher sie beim Altar aufgestellt wurden (s. O. A. Erich u. R. Beitzl, *Wörterbuch der deutschen Volkskunde*, 1936, S. 556). OKAR 1/8, 1444, f. 36, 37 v. 38. Zahlreiche Persönlichkeiten bekamen zu Ostern 1444 „Grüne“ (frische) Fische und „Osterwein“, u. zw. Malvasisier und Muskateller. Eine solche Eintragung findet sich nie mehr wieder. Aber auch 1442 „als unser Herr der König am Mittwoch vor Pongracy (Pankratius) die Bürgerinnen gen Hof zum Tanz geladen hatte“, spendete die Stadt Wien Osterwein.

Ostermontag, Bäckeraufzug. Wahrscheinlich Erinnerung an ein altes Frühlingsfest (Umzug oder Flurgang), vgl. G. Gugitz, *Das Jahr u. Feste*. 1949, I., S. 193 ff. Darüber findet sich nur in A R, Buchst. B unter 5. April 1754 die Eintragung: Bäckern wird die Tragung der Degen bei ihrem gewöhnlichen Aufzug am Ostermontag, jedoch nur solange der Aufzug dauert, gestattet. Sonst findet sich nie mehr ein Wort darüber.

Palmesel. Umzug mit dem Palmesel, ursprünglich wohl mit einem lebenden, später mit einem hölzernen und angeblich seit 970 in Augsburg bekannt. In Wien seit 1435 belegt, aber wohl weit früher (s. G. Gugitz, I. c II., S. 151 ff.).

OKAR 1/250, 1732, f. 543: „Item bezahlt ich (1802) denen samlichen Scardienern wegen anheuer bey dem Palmesel gehabten Bemühung die ihnen abermahlen beratschlagte Anbringen angeschafte 3 fl., OKAR 1/251, 1733, f. 568 v.: fast gleichlautend wie oben, sonst keine Eintragung mehr über den Palmesel.

Pantaidinggastmahl, Pantaiding (auch Bantaiding) nannte man die jährliche Verlesung der Weistümer, des volkstümlichen Rechtes in Österreich (s. Eberhard Frh. v. Künßberg, *Rechtliche Volkskunde*, Halle/Saale 1936, S. 63 ff). Zu diesem Pantaiding wurde in den Jahren 1439, 1440, 1444, 1449, 1451, 1452, 1455, 1456,

1457 und 1564 ein Gastmal gegeben (s. OKAR, 1/5 [1439], f. 26 v.; 1/6 [1440], f. 93; 1/8 [1444], f. 41 v.; 1/10 [1449], f. 50; 1/11 [1451], f. 68 f.); 1/12 [1452], f. 92; 1/13 [1455], f. 61; 1/14 [1456], f. 43 v.; 1/15 [1457], f. 33 f.; 1/97 [1564], f. 99). Späterhin wird dieses Pantaiding-gastmahl nicht mehr angeführt. Es gab auch ein „Nachtaiding“, das 1439, 1444 und 1456 angeführt wird. Im Jahre 1444 wird im Zusammenhang mit dem Nachtaiding eingetragen: „Ein Mal zu dem Kolstibichfechten und dazu Fruestuck vnd vntaxen (?) und dem Koch sein lon.“ Man scheint im Nachtaiding, wie das „Kolstibichfechten“ besagt, noch die Aichung eines Holzkohlenmaßes vorgenommen zu haben ¹⁾).

¹⁾ Vorstehendes nur als Versuch einer Deutung der an sich unverständlichen Stelle. Weder „Kohlstübich“ läßt sich nämlich anderwärts belegen, noch „fechten“ im Sinn von „eichen“. „Kohlstübich“ als hölzernes Standgefäß für Holzkohle ist an sich denkbar. Zu „Stübich“ im Wien des 14. Jahrhunderts vgl. Schmeller-Frommann-Maufer, Bayerisches Wörterbuch. Leipzig 1939. Bd. II, Sp. 721.

Schalksnarren in Salzburg im 16. Jahrhundert

Ein Renaissance-Dokument zu zeitgenössischen Stichen

Von Friedrich Johann Fischer

Das Generalmandat des Salzburger Erzbischofs Johann Jakob von K u e n - B e l a s y (1560—1586) vom 13. November 1572¹⁾ bringt in mehrfacher Hinsicht interessante Aussagen über gesellschaftliche Zustände knapp vor dem Anbruch des letzten Drittels des 16. Jahrhunderts. Der Akt, von mehreren Schreibern angelegt, enthält neben Polizeisachen eine Kleider-, Spiel- und Zechverordnung. Das Edikt war in allen Städten und Märkten des Erzstiftes öffentlich angeschlagen und „publiziert“ worden. Darin erfahren wir von der Anwesenheit von Schalksnarren in Salzburg. Es war eine Art der Verschlechterung der öffentlichen Sitten eingerissen, der wir noch öfter zu verschiedenen Epochen der Neuzeit hier und anderswo begegnen: Viele leben über ihre Verhältnisse, junge Leute verprassen ihr Erbe. Das Mandat wendet sich gegen das verschwenderische Geldausgeben, gegen den Aufwand in der Kleidung, im Tragen von Samt und Seide, von prächtigen „Tüchern“, gegen ein allzu üppiges Leben, das den Genuß von Marzipan, Lebzelten, „Confect und dergleichen Schleckh“ einschließt, gegen das Schlemmen und Prassen, ein Leben in Saus und Braus, gegen das Leihen und Borgen. So werden vernünftige Leute unvernünftigen Tieren gleich, sie ziehen sich mit solcher Lebensweise, durch Völlerei und „unzüchtiges Wesen“, auch allerlei Krankheiten zu, zum Schlusse verarmen sie, geraten in Spott und Schande. Im besonderen wird die Jugend vermahnt. Es sind ungeratene Söhne, die ererbtes Gut leichtsinnig vertun, „junge Prasser, Bankettierer und Verschwender“. Darum wird den Handelsleuten verboten, der Jugend die Ware „auf die Spän²⁾, Rübisch³⁾, Kreiden Vnd Püecher“ zu geben⁴⁾, damit die Jugend hierin nicht verführt werde. Auch solle durchaus vermieden werden, daß die jungen Leute ihr Geld „in voller Weise“ verschenken, verspielen, unzüchtigen Personen anhängen. So sollen alle Betroffenen durch dieses Mandat gewarnt und vermahnt sein: daß sie des Kreditverkaufs, des Geldleihens, „auch sonst auf bich gebens“ (des Anschreibens) sich enthielten.

1) Generale, 1572, Lit. J; Handschrift, deutsch; Landesarchiv Salzburg.

2) Der „Span“ ist wie das Kerbholz die älteste Form urkundlicher Aufzeichnung. Auf Span und Gogenspan werden Schulden und Leistungen eingeschnitten und verrechnet; vgl. Grimm, Wörterbuch, X. Band, 1. Abt., Sp. 1864; J(ohann) Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 4 Theile. Stuttgart und Tübingen 1827, 1828, 1836, 1837. Zweite Auflage, bearbeitet von G(eorg) Karl Frommann, 2. Band (enthaltend Teil III und IV der ersten Ausgabe), München 1872, Sp. 669.

3) Kerbholz. Der Ausdruck ist bairisch-österreichisch noch in Gebrauch; vgl. Grimm, Wörterbuch, VIII. Bd., Sp. 12; Schmeller-Frommann, II. Bd., Sp. 4.

4) Anscheinend eine Aufzählung der damals meist gebräuchlichen Methoden der Kreditanschreibung.

Daher sollen ungestraft nicht ausgehen, die sich zu derlei Verschwendern gesellen, mit ihnen Tag und Nacht „im lueder ligen, Vnnd das Maull Vmb sonst füllen, dar Innen auch die spülleüth, Schalckhs Narren, Trosierer, Vnnd dergleichen Vnnuze Leüth gemainth, Vnnd Begriffen“. Diese sollen „nach Gelegenheit ihres Verbrechens“ durch die Obrigkeit, „darunter sie sitzen“, mit Gefängnis oder sonst auf andere Weise bestraft werden.

Die Jugend befindet sich demnach in der Gesellschaft übel beleumdeter Elemente, die ihnen helfen, das Geld durchzubringen, mit ihnen Tag und Nacht dem Spiel, den Possen, ausgelassener Lustigkeit, dem Trunke, der Schlemmerei frönen⁵⁾. Unter diesen bewegen sich neben den „Trossierern“ — liederlichen Kerlen, Herumtreibern, Tagedieben, Faulenzern⁶⁾ — auch musische Menschen, Musikanten und Vertreter der dramatischen Kunst, die Narrendarsteller. Sie zählen nach dieser Salzburger Kundmachung durchaus zu den „Vnnuzen Leüthen“. Das ist bezeichnend für die Haltung der Behörde und wohl auch des größeren Teiles der Umwelt, der Gemeinschaft, gegen diese, den dramatischen Einzelclown, die dramatische Kunst, das Theater überhaupt. Diese Ansicht ist nicht auf das Erzbistum Salzburg beschränkt. Was an diesen Verhältnissen tadelnswert ist, daran ist jedoch auch zu einem größerem Maße die Umwelt schuld. Dies Dokument von 1572 zeigt erschreckend deutlich auch, mit welchen Schwierigkeiten die dramatische Kunst um ihre Daseinsberechtigung, um ihr Überleben ringen mußte. Die schmarotzenden Lustigmacher kennen wir ja schon aus der Antike, doch auch zu diesen Gestalten des 16. Jahrhunderts liegen zeitgenössische Bilddokumente vor: Joseph Gregor bringt⁷⁾ die Bilder zweier Narrentypen von 1568, Holzschnitte aus Jost Amman-Hans Sachs' Stände und Handwerker, „Der Schalcksnarr“ (Gregor, Abb. 33) und „Der fressend Narr“ (Gregor, Abb. 34). Wir können uns also vorstellen, wie jene in diesem erstiftlichen Mandat gerügten Schalksnarren von Salzburg ausgesehen haben. Zu diesen Stichen von 1568 mit den Versen Hans Sachs' fügt sich nun hinwieder der Text der Salzburger Urkunde von 1572: Die amtliche Verlautbarung deckt sich inhaltlich mit der Versdichtung. Vor allem „Der Schalcksnarr“ zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Bildunterschrift erklärt, wie der Schalksnarr zur Gesellschaft der verschwenderischen Jugend gerät: Er braucht „mancherley Narren weiß“, um sich Speise und Trank zu verdienen, er kann mit seinen „nährischen Sachn“ den Gastgeber „fein frölich machn“. Das, was der Schalksnarr hier treibt, gehört und geht auch von hier zur darstellenden Kunst. Es sind alle Kriterien dafür bereits gegeben: Der Rollenträger, der Darsteller („Schalckhs Narr“, ein Einzelclown), Mimesis, Ethopoeie, eine Rolle, die Rollendarstellung, die Darstellung eines „anderen Ich“ („mancherley Narren weiß“), das Erlebnis der Darstellung (der „nährischen Sachn“), das Rollenerlebnis (durch das Publikum, eine Gemeinschaft, die zuschauend und zuhörend erlebt). So bildet diese amtliche Verfügung auch einen Beitrag zur Geschichte des Theaters im Erzstifte Salzburg.

⁵⁾ Grimm, Wörterbuch, VI. Bd., Sp. 1232 f.; Schmeller-Fro-
mann, 1. Bd., Sp. 1446.

⁶⁾ Grimm, Wörterbuch, XI. Bd., 1. Abt., 2. Teil, Sp. 901;
Schmeller-Fro-
mann, 1. Bd., Sp. 675.

⁷⁾ Wiener Szenische Kunst. Zürich-Leipzig-Wien 1925. 2. Bd.,
Abb. 33, 34.

Herkunftsakten

Archivalisches Hilfsmittel zur museographischen Bestimmung
volkskundlicher Objekte

Von Klaus Beitzl

Volkskundliche Museen und Sammlungen erfüllen den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit dann, wenn die Kollektionen einen systematischen äußeren Aufbau aufweisen und entsprechend sorgfältige Inventare und Kataloge geführt werden. Ob es sich hierbei um allgemeine Sammlungen, deren Arbeit sich über kleinere oder größere kulturräumliche Einheiten erstreckt, oder um thematisch beschränkte Spezialsammlungen handelt, in jedem Fall müssen sie anstreben, durch ihr Sammlungsgut ein gültiges und vollständiges Bild der volkskulturellen Erscheinungen mit seinen zeitlichen, räumlichen und soziologischen Dimensionen zu erhalten. Die Aufgabe des Inventars und der Kataloge liegt in diesem Zusammenhang darin, den einzelnen gegenständlichen, museal konservierten Zeugnissen der Volkskultur den vollen dokumentarischen Aussagewert zu bewahren und die inneren Beziehungen der Objekte untereinander sichtbar zu machen.

Derartige wissenschaftliche Anforderungen wurden von der volkskundlichen Forschung an die musealen Sammlungen herangetragen. Vor mehr als zwanzig Jahren hat Leopold Schmidt vom Standpunkt der wissenschaftlichen Volkskunde aus die konkreten Aufgaben für die Außen- und Innenarbeit der volkskundlichen Archive und Museen genau umrissen¹⁾. Damals schon hat Leopold Schmidt den Akzent auf die museale Innenarbeit gelegt, die gegenüber der reinen, zu diesem Zeitpunkt im wesentlichen abgeschlossenen Sammlerarbeit nunmehr den Vorrang einzunehmen habe²⁾. Man konnte sich nicht mehr mit der bloßen Objektdarbietung begnügen, sondern hatte das Einzelobjekt gemäß den Erfordernissen der modernen Forschung in seinen funktionellen, geschichtlichen und räumlichen Beziehungen zu zeigen. Für die museale Innenarbeit aber ergaben sich daraus eine Reihe von Aufgaben. Selbstverständlich ist die Führung des Einlaufinventars, welches die Hauptbeschreibung der Sammlung enthält. Hier erfolgt die Bestimmung des Objektes nach den bekannten Gesichtspunkten: Notierung der landläufigen, mundartlichen Bezeichnung des Gegenstandes, die Beschreibung

¹⁾ Leopold Schmidt, Forschungsaufgaben der volkskundlichen Sammlungen. (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. XXXVIII, 1940, S. 36—72.)

Wiederabgedruckt in: Leopold Schmidt, Volkskunde als Geisteswissenschaft (Handbuch der Geisteswissenschaften Bd. II). Wien 1948, S. 58 ff.

²⁾ Leopold Schmidt, Stand und Aufgaben der österreichischen Volkskunde. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. II, 1948, S. 1 ff.)

seiner physischen Beschaffenheit (Abmessungen, Material, Technik, Form, Struktur, Dekor, Inschriften, Gebrauchs- und Restaurierungsspuren), Erläuterungen über die Handhabung und Verwendung des Objektes und schließlich konkrete Angaben über die zeitlichen, örtlichen, soziologischen und wirtschaftlichen Beziehungen, in denen das einzelne Sachgut eingebettet war³⁾. Ein System von verschiedenen Katalogen, auf das in diesem Zusammenhang nur verwiesen wird, gewährleistet die notwendige Zuordnung der Gegenstände nach den Gesichtspunkten der Sache, des Ortes und der Sammlerpersönlichkeit⁴⁾.

Die Inventarisierung einer volkskundlichen Sammlung unterscheidet sich damit grundsätzlich von derjenigen anderer Museen. Der Wert eines volkskundlichen Sammlungsobjektes liegt eben nicht unbedingt im Gegenstand selbst, sondern in seinen bereits angedeuteten Beziehungen. Es kommt auf den dokumentarischen Charakter an, der museographisch erfaßt werden muß. Entsprechende Auskünfte sind meist nur bei der Erwerbung selbst zu erfahren, darum ist es sehr wichtig, daß bei dieser Gelegenheit alle Angaben über die Herkunft und die Begleitumstände der Erwerbung festgehalten werden. Die verschiedenen Feststellungen können aber kaum in das Museumsinventar aufgenommen werden, vielmehr wird zu diesem Zweck ein Anhang zum Einlauf-Inventar zu führen sein, wie er von Leopold Schmidt entworfen und unter dem Begriff der „Herkunftsakte“ in die volkskundliche Museographie eingeführt wurde⁵⁾. Alle zusätzlichen Bemerkungen und Bestimmungen zu den Einzelobjekten werden in diesen für die Katalogisierung volkskundlicher Sammlungen spezifischen Herkunftsakten enthalten sein. Dort sind also die Begleitumstände der Erwerbung vermerkt. Alle Erkundigungen über die sogenannte „letzte Lagerung“ des Einzelobjektes, wie sie bei der musealen Außenarbeit gewonnen werden, finden hier Aufnahme. Die Ergebnisse von vergleichenden Studien an anderen Sammlungen, die Verweise zu Objekten wie zu Abbildungen von nicht erworbenen Gegenständen, sowie spätere Erkenntnisse, die sich aus der fortschreitenden volkskundlichen Forschung ergeben, haben hier ihren geeigneten Aufbewahrungsort.

Der tägliche Umgang mit volkskundlichen Museumsinventaren indes lehrt, daß es sich bei den Grundsätzen, wie sie die volkskundliche Museographie entwickelt hat, um Idealforderungen handelt, die leider allzuoft unerfüllt bleiben. Diese Feststellung trifft für das ältere Museumsgut zu, bewahrheitet sich aber leider auch bei neueren Erwerbungen, wenn diese aus mittelbarer Hand in den Museumsbesitz gelangen. Leopold Schmidt kommt in seiner Darstellung der Geschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde auf die unzulängliche Arbeitsweise der älteren volkskundlichen Museographie zu sprechen⁶⁾. Am Beispiel dieses Museums — die Beispiele lassen sich vervielfachen! —

³⁾ Zur Methode der Aufsammlung und Inventarisierung volkskundlicher Objekte neuerdings: Marcel Maget, *Ethnographie métropolitaine. Guide d'étude directe des comportements culturels*. Paris 1953.

⁴⁾ Leopold Schmidt, *Das Archiv der österreichischen Volkskunde*. in: *Estudos e ensaios folclóricos em homenagem a Renato Almeida*. Rio de Janeiro 1960. S. 111—138.

⁵⁾ L. Schmidt, wie Anm. 1, S. 68—70.

⁶⁾ Leopold Schmidt, *Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums (= Österreich-Reihe, Bergland-Verlag, Bd. 98/100)*. Wien 1960. S. 30—40.

weist er nach, welches die Gebrechen der älteren Museumsverzeichnisse sind, auf welche Ursachen sie sich zurückführen lassen und welche Folgen aus ihnen erwachsen. Ohne strenges wissenschaftliches Konzept und vielfach mit unzulänglichen Methoden wurden in der Frühzeit der Sammlung Massen von Gegenständen zustandegebracht, deren dokumentarischer Wert heute durch das Fehlen der unerläßlichen Nachweise des Inventars stark beeinträchtigt erscheint. Durch Händler und Kommissionäre kamen vielfach große Kollektionen in den Besitz des Museums, die im Gegensatz zu den Stücken, die von geschulten und ortskundigen Sammlern aus dem bäuerlichen Letztbesitz erworben worden waren, nur selten von guten Herkunftangaben begleitet sind.

Spätere Bemühungen, durch Nachbestimmungen (Vergleiche, Umfragen, örtliche Erhebungen, usw.), die manchmal äußerst kargen Inventarnotizen zu ergänzen, erwiesen sich unter diesen Umständen als sehr umständlich, falls sie überhaupt zu einem Erfolg führten. Die gegenwärtigen Bestrebungen des Österreichischen Museums für Volkskunde gehen nun dahin, alle erdenklichen Möglichkeiten zur nachträglichen Bestimmung einzelner Sammlungsgegenstände oder ganzer Kollektionen auszuschöpfen und auf diese Weise den Dingen ihre Sprache wiederzugeben. In diesem Zusammenhang wandte sich die Aufmerksamkeit den oben genannten Herkunftsakten zu, die am Österreichischen Museum für Volkskunde für die neueren Sammlungsbestände bereits in einer eigenen Abteilung des Museumsarchives geführt werden. Für die älteren Sammlungen lag entsprechendes Material bereit, das bisher unter der allgemeinen Museumskorrespondenz ein völlig verborgenes Dasein führte und deshalb gänzlich ungenutzt blieb. Bei der Auswertung dieser Archivalien für die Herkunftsbestimmung der Objekte mußte gewissermaßen der umgekehrte Weg zu dem oben aufgezeigten Verfahren eingeschlagen werden. Es wurden nicht zu den Einzelobjekten die Herkunftsakten produziert, vielmehr traten zu den einzelnen Herkunftsakten, die dem allgemeinen Archiv entnommen wurden, die Inventarstücke hinzu. Erst in zweiter Linie konnte dann mit Hilfe der Herkunftsakten die nähere Bestimmung des Sammlungsgegenstandes vorgenommen werden. Die Arbeit an den Herkunftsakten des Österreichischen Museums für Volkskunde hat inzwischen zu ermutigenden Ergebnissen geführt, sodaß es gerechtfertigt erscheint, hier über die Methode und den zu erwartenden Gewinn noch ausführlicher zu sprechen.

Vorbereitung. Aus der gesamten Museumskorrespondenz, die bis zum Jahr 1938 chronologisch, also nach den Einlaufnummern, später dann systematisch abgelegt worden ist, wurden zunächst alle Schriftstücke ausgehoben, die sich auf inventarisierte Museumsobjekte bezogen. Darüber hinaus wurden auch Schreiben, die Angebote und Hinweise einzelner Sammler und Händler zum Inhalt hatten, oder die mit Leihgaben und Tauschaktionen in Zusammenhang standen, aussortiert. Damit war vorerst ein umfangreiches und nach Form und Inhalt recht unterschiedliches Rohmaterial gewonnen: Briefe und Karten, Sammlernotizen und Sammlungsverzeichnisse, Beschreibungen, Zeichnungen, Kostenvoranschläge und Rechnungen. Für die weitere Ordnung und Bearbeitung war es dann notwendig, die einzelnen Belege auf ein Einheitsformat zu bringen. Das Aufziehen der einzelnen Aktenstücke auf einfache Kanzleiblätter (DIN A 4), die in gewöhnliche Büroordner eingehängt werden können, erwies sich als die praktischste Lösung.

Bestimmung. Die den einzelnen Jahrgängen des allgemeinen Museumsarchivs entnommenen Herkunftsakte mußten nunmehr mit den entsprechenden Sammlungsgegenständen identifiziert werden. Dieser Vorgang war dort einfach, wo auf dem einzelnen Dokument die Inventarnummer des Objektes bereits angemerkt war. Wenn aber eine solche direkte Zuordnung nicht möglich war, mußte zur Identifizierung das Verweissystem der verschiedenen Kartotheken, über welche das Österreichische Museum für Volkskunde verfügt, als Hilfsmittel benutzt werden. War also die Inventarnummer nicht unmittelbar feststellbar, wohl aber der Name des Korrespondenten bekannt, dann konnte die Personenkartei befragt werden. In dieser Kartei sind alle Sammler, Stifter, Kommissionäre und Händler, die auf irgendeine Weise dazu beigetragen haben, die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde zu bereichern, namentlich verzeichnet. Bei jedem Namen stehen gleichzeitig die Inventarnummern der durch die betreffende Person vermittelten Objekte. Anhand dieser begrenzten Auswahl von Sammlungsgegenständen und des Vergleiches von Herkunftsakt und Inventareintragung läßt sich das fragliche Schriftstück eindeutig bestimmen. Enthält der Herkunftsakt dagegen neben einer Objektbeschreibung nur eine Ortsangabe, so steht in gleicher Weise die analytische Ortskartei zur Verfügung, in welcher alle Sammlungsobjekte nach Herkunftsort und -landschaft nummernmäßig angeführt sind. Der Vorgang der weiteren Bestimmung ist dann derselbe. Die Schwierigkeiten nehmen erst zu, wenn auf dem Aktenstück jeglicher Hinweis (Inv.-Nr., Personenname, Orts- oder Datumsangabe) fehlt. Die genannten Verweissysteme versagen in diesem Fall ihren Dienst. Die Anwendung „kriminalistischer“ Methoden (wie Schriftvergleich usw.) hilft hier manchmal noch etwas weiter. In den meisten Fällen muß man an diesem Punkt jedoch resignieren und den „Herkunftsakt“, der in diesem Fall seinen Namen zu Unrecht trägt, als unbestimmbar auf die Seite legen. Die Ergebnisse des teilweise mühseligen Identifizierungsvorganges werden schließlich am oberen Rand eines jeden Herkunftsaktes in knapper Form regestenmäßig verzeichnet.

Benützung. Die derart bearbeiteten Herkunftsakte werden in der Reihenfolge der ermittelten Inventarnummer geordnet und nach den Jahrgängen des Museumshauptkataloges gebündelt. Die Schriftstücke, die nicht nummernmäßig erfaßbar waren, — meistens Korrespondenz, die sich auf Leihgaben, Kaufangebote, Vermittlungen und Tauschaktionen bezieht — wurden gleichfalls jahrgangsweise, innerhalb des Jahrgangs aber nach den Namen der Korrespondenten alphabetisch angelegt. Das Vorhandensein eines Herkunftsaktes wird im Hauptkatalog und auf den einzelnen Karten der Personenkartothek unter der jeweiligen Nummer mit einem kleinen Stempel, der die Abbeviatur „HA“ trägt, angemerkt. Auf diese Weise ist der Zugang zu einem bestimmten Herkunftsakt von drei Seiten her möglich. — Die Arbeiten an den Herkunftsakten des ÖMV sind bis zu diesem Punkt gediehen.

Auswertung. Durch die erwähnten Vorarbeiten sind die Herkunftsakte des ÖMV bereits benützbar geworden. Der eine oder andere Akt kann fallweise (zur Nachinventarisierung, bei der Vorbereitung von Ausstellungen, für wissenschaftliche Auskünfte usw.) herangezogen werden. Die systematische Auswertung der Herkunftsakten indes wird die letzte Etappe dieser museographischen Innenarbeit sein. Dabei wird man so vorgehen, daß sämtliche Zusatzangaben der Herkunftsakte, so unterschiedlich sie im einzelnen auch sein mögen, zu den betreffenden

Objekten exzerpiert und den entsprechenden Inventareintragungen angefügt werden. Hier ist zu überlegen, ob die Ergänzungen auch in die Katalogbücher eingetragen werden sollen, wo durch gedrängte Randbemerkungen und Einschreibungen unübersichtliche Stellen entstehen können, oder ob sie lediglich auf den großformatigen (DIN A 5) Objektkarten der Sammlungskartei zu vermerken sind.

Der Gewinn, der aus der Arbeit an den Herkunftsakten zu ziehen sein wird, ist ein dreifacher

1. Es öffnet sich hier ein neuer und unmittelbarer Weg für die Nachbestimmung der oft unzureichend inventarisierten Museumsobjekte.

2. Nicht inventarisierte Objekte, die als Leihgaben in das Haus gekommen und hier sozusagen als „blinde“ Inventarstücke verblieben sind, können mit Hilfe der einschlägigen Korrespondenz eingefangen und museographisch erfaßt werden.

3. Die Herkunftsakte und der Schriftwechsel mit Persönlichkeiten und Institutionen aus dem Umkreis des Österreichischen Museums für Volkskunde liefern Fakten und gewähren Einsicht in bestimmte Tendenzen, die zusammen als Bausteine und Richtlinien für eine Sammler- und Sammlungsgeschichte der österreichischen Volkskunde dienen können.

Chronik der Volkskunde

Arbeitstagung und Mitgliederversammlung 1961 des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung

Die diesjährige Arbeitstagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung fand vom 30. August bis 2. September in Aachen statt. Die Vortragsthemen waren im Hinblick auf die besuchte Landschaft und die beiden Exkursionen ausgewählt worden. Franz Petri, Bonn, gab mit seinem Vortrag über die Niederlande in Frühzeit und Mittelalter den historischen Hintergrund für die Fachvorträge. Robert C. Hekker, Den Haag, sprach über Fachwerkbauten in Südl limburg, Gabriel Simons, Leverkusen, führte die Tagungsteilnehmer in ein Sonderthema ein: „Volkskundlicher und geschichtlicher Aussagewert der technischen Kulturdenkmäler, dargestellt an den Mühlen des Rheinlandes“. Hans Frentzen, Koblenz, behandelte „Das Bauernhaus in der westefeler Landschaft“, Gerhard Eitzen, Kommern, „Rheinische Hausformen südlich der Hallenhausgrenze“.

Von besonderer Wichtigkeit ist die jeweils eingebaute Sitzung der Mitarbeiter am „Handbuch zur deutschen Hausforschung“, das die Forschungsgrundlagen aus allen deutschsprachigen Landschaften, die deutsche Schweiz, Österreich, Elsaß-Lothringen und die deutschen Sprachinseln eingeschlossen, erarbeiten wird und mit dessen Erscheinen in etwa drei Jahren gerechnet wird.

Die beiden Exkursionen sollten den Teilnehmern namentlich die Arbeit und den Ausbau der Freilichtmuseen in Bokrijk, Belgien, und in Kommern in der Eifel zeigen. Angesichts des raschen Verschwindens alter Bauernhöfe in ganz Europa, durch den allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung bedingt, und durch Rationalisierungsbestrebungen, wie etwa den „Grünen Plan“, vorangetrieben, ging und geht man in vielen deutschen und außerdeutschen Ländern daran, den Altbestand in ausgewählten Beispielen in Freilichtmuseen für die Zukunft zu erhalten. Die ersten Freilichtmuseen wurden bekanntlich in den nordischen Ländern gegründet. Der Schöpfer des berühmten schwedischen Freilichtmuseums Skansen (eröffnet 1891), Artur Hazelius, wurde durch das „Ethnographische Dorf“ der Wiener Weltausstellung von 1873 angeregt, in dem als XX. Gruppe neun Bauernhäuser, vor allem aus der Monarchie, aufgebaut worden waren¹⁾. Seit 1954 wurde durch Josef Weyns auf dem ca. 540 ha umfassenden Gelände der Provinzialdomäne Bokrijk in der Provinz Limburg mit dem Aufbau eines Freilichtmuseums für die flämischen Provinzen Belgiens begonnen. Es umfaßt heute schon 35 Objekte. Eine kleine Dorfkirche aus Bruchstein wird eben aufgebaut.

Die zweite Exkursion führte durch die Eifel zum Hauptziel Kommern (Kreis Euskirchen), wo 1958 das Rheinische Freilichtmuseum auf

¹⁾ K. J. Schröer, Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinem Geräthe. (Gruppe XX.) Bericht. (Officieller Ausstellungs-Bericht. Herausgegeben durch die General-Direction der Weltausstellung 1873.) Wien, K. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1874. 41 Seiten, 6 Abb.

einem etwa 100 ha großen Landstück, das die Gemeinde Kommern kostenlos zur Verfügung stellte, gegründet wurde. Die heterogenen Haustypen des Rheinlandes wurden in vier durch Wald- und Feldflächen voneinander getrennten Gruppen geteilt, um den Höfen ein größtmögliches Eigenleben zu bewahren. Der Verlust an kulturgeschichtlich wertvollen Bauten geht so rasch vor sich, daß zu den zwölf aufgestellten Objekten bereits ein mehrfaches an gelagerten hinzukommt. Die Museumsleitung hofft, den Aufbau in zehn Jahren vollenden zu können²⁾.

Es wurde mit besonderer Absicht auf die beiden besuchten Freilichtmuseen hingewiesen: Es mögen zuständige Stellen daran erinnert werden, daß auch anderwärts die Substanz an alten oder altartigen Bauernhäusern und Wirtschaftsgebäuden, an Flurdenkmälern und Kulturpflanzen schwindet, daß innere und äußere Umbauten, sowie die Internationalisierung des Bauwesens überhaupt den historisch gewachsenen Zustand stören oder gar vernichten. Wollen wir für die Zukunft solche Häuser erhalten, müssen wir sie wohl oder übel in Museen stellen, auch wenn man den Einwand derer nicht überhört, die den Bauernhof von seiner ursprünglichen Umgebung, aus der er erwachsen ist, nicht getrennt sehen wollen. Es wäre auch in Österreich an der Zeit, an die Gründung eines Freilichtmuseums zu denken, das mit Rücksicht auf die zahlreichen verschiedenartigen Hausformen einer großzügigen und großräumigen Planung bedürfte. Ein Ansatzpunkt und ein Anfang ist in Kärnten gegeben, wo vorerst in Klagenfurt und nun in Maria Saal, ein Kärntner Freilichtmuseum geschaffen wird. Der Wunsch vieler Fachleute wurde immer wieder laut und es mag wohl erlaubt sein, in diesem Zusammenhang in unserer Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde diesen Wunsch einmal festzuhalten.

1962 wird der Arbeitskreis für deutsche Hausforschung in P a s s a u tagen. Noch können bei einer eventuellen Exkursion nach Österreich oder interessierten einzelnen Persönlichkeiten aus dem Arbeitskreis altartige Höfe an Ort und Stelle gezeigt werden. Inwiefern das in einigen Jahrzehnten, bei dem Anhalten des Wohlstandes und des notwendigen Fortschreitens der Landtechnik noch der Fall sein wird, sei dahingestellt.

Maria K u n d e g r a b e r

Der Georgiritt zu Eugendorf, Salzburg

Salzburger Nachrichten: „Nach einer Messe in der Kirchberger Georgikirche in Eugendorf wurde der 1956 vom Heimatverein auf Anregung von Oberlehrer Robert Wintersteiger wiederbelebte Georgiritt (am 23. April 1961) durchgeführt. Der Reiterzug mit 42 prächtigen Pferden bewegte sich nach einem Auftakt durch die Prangerschützen in Begleitung der Musikkapelle Eugendorf und der Reitergruppe Seekirchen dreimal um die Kirche, worauf Kanonikus Georg Gigmayer die Pferdesegnung vornahm. Nachher gab es ein fröhliches Kranzstechen... Oberlehrer Wintersteiger konnte zu dieser Brauchtumsveranstaltung 2000 Besucher begrüßen.“

Soweit also der Zeitungsbericht. Er konnte natürlich nichts davon sagen, daß schon lange vorher in Kraiwiesen die Vorbereitungen be-

²⁾ Einen kurzen Überblick über den Begriff und die Geschichte der Freilichtmuseen findet man im „Führer 1961“ von Adelhart Zippelius (Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums in Kommern Nr. 1); Düsseldorf, Rheinland-Verlag GmbH, 1961.

gonnen hatten (auch im Radio als Sendung gebracht, von Frau Dr. Prodingner vom Salzburger Museum veranstaltet, wobei Kanonikus Gigmayer verständnisvoll mitwirkte), es konnte von den verschiedenen Reitergruppen, die aus einem Umkreis von 30 km gekommen waren, nichts erwähnt werden und schon gar nichts davon, wie wunderschön der Tag damals war, wie die Wälder hell- und dunkelgrün leuchteten und die Wiesen gelb, die Bauernhöfe ringsum mitten unter ihren blühenden Apfelbäumen standen.

Es war eine fröhliche Stimmung unter den 2000 Zuschauern da oben auf dem Kirchberg, einem seit alters benützten Festplatz, denn alle kannten ja einander, bildeten mit den Festreitern zusammen eine einzige Festgemeinschaft. Viele der Bauern, die da versammelt waren, waren mit ihren Autos gekommen, denn es ist hier eine reiche Gegend. Aber diese modernen Fuhrwerke standen weiter unten und an diesem Tage galten die Rösser mehr als die Motoren, die Reiter mehr als die Chauffierenden. Die kleine gotische Kirche mit dem schönen Georgsaltar (von Meinrad Guggenbichler geschnitzt) duftete von weißem Flieder und der Drache verschwand ganz unter Blumen, Fahnen und Standarten standen bereit; draußen aber stand die rote Rednertribüne, von welcher herab die Reiter und Besucher begrüßt wurden und später die Rösser gesegnet wurden.

Ferne auf der Straße unten aber löste sich plötzlich ein Reiter aus dem Walde (in Landsknechttracht, auf einem herrlichen Tier), dann noch einer, und das war St. Georg selbst in goldener Rüstung mit rotem Mantel, dann Wagen, mit Pferden bespannt, und zuletzt Reiter mit Standarten. Als sich diese zeigten, waren die ersten schon wieder in einem Wäldchen verschwunden. Wiedererstandener Bauernstolz war da überall zu spüren, denn es ist ja noch nicht so lange her, daß der Bauer das Roß nur als Pflugtier benützte, während nur der Herr es als Reittier benützte — und nun waren sie alle wieder Herren geworden . . .

Aber auch andere Erinnerungen mochten auftauchen, aus einer noch ferneren Zeit, in der die so freudig gefeierten Feste im Freien gefeiert wurden von einer frohen Festgemeinschaft, wobei das Roß als Freund und Helfer des Mannes geehrt, neues Feuer geschlagen, heiliger Trank gereicht wurde und dann das Spiel begann, das Spiel, aus dem unsere heute nur erzählten Märchen entstanden sind. Ja, das Feuer war ja geschlagen worden, dort in Kraiwiesen, von den geschickten, erfahrenen Böllerschützen, das heilige Wasser wurde über Roß und Reiter gesprengt, als die Reiter endlich angelangt, vor der Kirche vorbeizogen und der Kanonikus im karminroten Ornat die segnenden Worte sprach, die daran erinnerten, daß dadurch nicht nur die anwesenden Menschen und Tiere, sondern die ganze Gegend durch diese Feier geweiht wurde. Froh wurde das Fest dann, als das Kranzstechen begann, immer vor der Kirche, wobei die Reiter sich hoch im Sattel hoben, um mit einem Stock das grüne Kränzel aus Fichtenreisern herabzustechen.

Solch eine Wiederbelebung uralten Brauchtums hat nichts Sentimentales an sich, auch nichts übertrieben Sportliches, wie es oft an Gladiatorenentum gemahnt, aber kraftvoll zeigt es sich, wie sich die Reiter 4—5 Stunden lang im Sattel halten, sogar die ganz jungen, elfjährigen zwei, die mittaten, wie die Zuschauer in Sonne und Wind aushalten und gewissermaßen mitspielen, es ist ein freudiges Bekenntnis zur Natur, zu altem Brauchtum, ist eine schöne, unvergeßliche Erinnerung für alle Teilnehmer, als ein wirkliches Festspiel.

Alice Schulte

Viktor Geramb-Gedenkstätte

In Gedersberg bei Graz wurde für Viktor von Geramb eine Gedenkstätte errichtet. Zu diesem Zwecke wurde das seinen Schülern und Freunden und vielen Kollegen aus dem In- und Auslande wohlbekannte Weingartenstöckel, in dem Gerambs liebster Arbeitsraum war, restauriert und eingerichtet. In dem kleinen Raum werden Gerambs Bücher und Sonderdrucke, seine Tagebücher und Manuskripte, sein Briefwechsel, den er mit vielen bedeutenden Männern der Wissenschaft und Kultur führte und nicht zuletzt sein Doktordiplom, seine Studentennütze und seine kleine erlesene Pfeifensammlung aufbewahrt.

Die Gedenkstätte soll kein Museum sein, sondern allen offenstehen, die sich mit Gerambs Werk beschäftigen oder eine Stunde der Erinnerung verbringen wollen.

Am 24. Juni 1961, dem St. Johannistag, an dessen Vorabend zu seinen Lebzeiten vor dem Stöckel das Sonnwendfeuer brannte, das immer viele seiner Schüler und Freunde zusammenrief, wurde nun die Gedenkstätte im Beisein von Gerambs Familie und seinen Mitarbeitern von Hanns Koren mit herzlichen Worten des Gedenkens eröffnet.

Maria Kundegaber

Othmar Wonisch †

Am 11. September 1961 starb in Graz der hochbetagte Benediktinerpater Univ.-Dozent Dr. Othmar Wonisch. Der Gelehrte war jahrzehntelang der Historiker und Kunsthistoriker seines Stiftes St. Lambrecht in Steiermark. Diesem Stift und der von dort aus verwalteten Wallfahrt Mariazell galt auch sein wissenschaftliches Lebenswerk, das von der Seite der Geschichte und Kunstgeschichte her auch so manchen Zugang zur historischen Volkskunde suchte und fand. Seine zahlreichen Arbeiten zur Kult- und Kunstgeschichte von Mariazell sind für die Wallfahrtsvolkskunde von besonderer Bedeutung geworden. Es seien hier nur folgende Schriften genannt:

Die Gnadenbilder Unserer Lieben Frau zu Mariazell, Mariazell 1916. 150 Seiten, zahlreiche Abb.

Geschichte von Mariazell (= Mariazeller Wallfahrtsbücher Bd. I). Mariazell 1947. 118 Seiten, 16 Seiten Abb.

Beschreibung der Mariazeller Sehenswürdigkeiten (= Mariazeller Wallfahrtsbücher Bd. II). Mariazell 1950. 88 Seiten.

Mariazell, Aufnahmen Johannes Steiner. München 1957. 48 Seiten, zahlr. Abb.

Wallfahrtskirche Mariazell, Steiermark. 2. Aufl. München 1957. 16 Seiten, Abb. im Text.

Die vorbarocke Kunstentwicklung der Mariazeller Gnadenkirche. Dargestellt im Lichte der Geschichte, der Legenden und Mirakel (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Bd. XIX). Graz 1960. 160 Seiten, 22 Abb. auf Tafeln.

Daneben aber ruhte seine Arbeit für das Stift St. Lambrecht durchaus nicht. Sein dauerndes Denkmal dafür hat er sich durch den Band der Kunsttopographie geschaffen:

Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes St. Lambrecht (= Österreichische Kunsttopographie, Bd. XXXI). Wien 1951. 324 Seiten, 225 Abb., 7 Textfig., 9 Pläne.

Bei diesen großen Arbeiten fielen selbstverständlich manche kleinere Spezialarbeiten ab, wie die historische Studie:

Die Zugehörigkeit des Graslupptales zu Steiermark oder Kärnten. Eine historisch-topographische Untersuchung. Graz 1956. VII und 151 Seiten, 1 Karte.

Besonderes Interesse hatte aber Wonisch stets an der Literatur- und Theatergeschichte sowohl von St. Lambrecht wie von Mariazell. Damit berührte er sich auch mit der Volksschauspielforschung, mit der er noch vor dem ersten Weltkrieg in Berührung getreten war, und die er schließlich durch seine Textausgabe in der Reihe der Veröffentlichungen unseres Museums krönte. Die wichtigsten Arbeiten waren hier:

St. Lambrechter Osterfeiern und dramatische Zeremonien der Palmweihe (= St. Lambrechter Quellen und Abhandlungen, Bd. I, H. 1, Graz 1928, S. 7—29).

Das St. Lambrechter Passionsspiel von 1606. Passio Domini und Dialogus in Epiphania Domini des Johannes Geiger (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XI). Wien 1957. VIII und 96 Seiten.

Die Theaterkultur des Stiftes St. Lambrecht (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband II). Graz 1957. 75 Seiten.

Der immer fleißige Gelehrte hatte noch viele Pläne, die sich zumal mit der Wallfahrtskunde von Mariazell beschäftigten. Sein Nachlaß wird zweifellos noch fertige oder fast fertige Arbeiten aus diesem Gebiet enthalten. Ihre Veröffentlichung würde den schönsten Dank und die beste Erinnerung an einen Unermüdlichen bedeuten.

Leopold Schmidt

Franz Zell †

Am 10. August 1961 ist der Architekt Prof. Franz Zell in München in dem unwahrscheinlich hohen Alter von fünfundneunzig Jahren gestorben. Zell wurde am 18. Februar 1866 in München geboren. Er gehörte zu den Männern der Frühzeit der süddeutschen Volkskunstforschung. Auf die Anregung von Gustav Kahr hin, damals Bezirksamtsmann in Kaufbeuren, organisierte er 1901 die Ausstellung „Für Volkskunst und Heimatkunde“ in Kaufbeuren, mit der praktisch die Entdeckungsgeschichte des bemalten bäuerlichen Möbels begonnen hat. Alle weiteren Bemühungen in dieser Richtung, auch die österreichischen, sind von dort angeregt worden. Das aus der Ausstellung erwachsene Bildbuch „Volkskunst im Allgäu (Kaufbeuren-München 1902) mit seinen 36 Tafeln und 86 Abbildungen im Text bedeutet somit eine Pionierleistung ersten Ranges. Nach dieser Ausstellung war es nur selbstverständlich, daß Zell unter den Männern war, die am 15. Juni 1902 in München den „Verein für Volkskunst und Volkskunde“ gründeten, der sich zur Keimzelle der ganzen weiteren Volkskunde in Bayern entfalten sollte. Dieser Leistung und Wirkung gemäß wird auch die österreichische Volkskunde das Andenken an Franz Zell stets in Ehren halten.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Viktor Theiß, **Leben und Wirken Erzherzog Johanns**, I. Band, 1. Lieferung, Kindheit und Jugend (1782—1805) (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Bd. XVII). Graz 1960. 176 Seiten, 6 Abb. Verlag der Historischen Landeskommission für Steiermark.

Das Steirische Gedenkjahr 1959, dem Andenken an den Tod Erzherzogs Johann im Jahr 1859 gewidmet, hat eine Fülle von wertvollen Publikationen hervorgebracht, die zum Teil auch volkskundlich bedeutsam sind. Für die Geschichte der steirischen wie der gesamtösterreichischen Volkskunde sind besonders die größtenteils sehr guten, wohl-fundierten Veröffentlichungen über den Erzherzog selbst von Belang. Es sei hier besonders auf die schöne Neuausgabe der eigenhändigen Aufzeichnungen des Erzherzogs hingewiesen: Alfred Wok a u n, *Der Brandhofer und seine Hausfrau. Von ihm selbst erzählt*. 2. Aufl., mit einem Beitrag über die Persönlichkeit des Erzherzogs von Walter K o s c h a t z k y. Graz 1959. Vom Standpunkt des Historikers ist das konzentrierte Büchlein: Hermann W i e s f l e c k e r, *Erzherzog Johann. Ein Leben für die Steiermark*. Graz 1959, geschrieben. Die Volkskunde steht selbstverständlich in Gerambs Nachlaßwerk im Mittelpunkt: Viktor G e r a m b, *Ein Leben für die anderen. Erzherzog Johann und die Steiermark*. Aus dem nachgelassenen Manuskript bearbeitet von Oskar M ü l l e r n. Wien 1959.

Allen Seiten des Erzherzogs versucht nun das vorliegende Werk gerecht zu werden, mit dem Theiß seine jahrzehntelangen biographischen Bemühungen um ihn abzuschließen gedenkt. Er hat schon vor einem Jahrzehnt einen schmälere Band über das gleiche Thema vorgelegt: Theiß, *Erzherzog Johann der steirische Prinz. Ein Lebensbild*. Graz 1950. Nunmehr aber schöpft er aus allen Quellen, nicht zuletzt aus den von ihm selbst lange Jahre hindurch bearbeiteten Tagebüchern, und versteht es, ein vorzügliches Lebensbild, eine wissenschaftliche Biographie, zu geben, die besonders den für den Erzherzog so entscheidend wichtigen Bildungserlebnissen der Jugend am Hof von Toskana nachgeht. Der Textteil wird durch einen ausführlichen Anhang von Zeugnissen unterstützt, die wiederum die geistige Haltung des Vaters, Großherzog Leopolds, des späteren Kaisers Leopold II., bedeutsam dartun. Auch ein Brief des Erzherzogs an den Salzburger Freiherrn von Moll, einem seiner geistigen Erwecker ist hier (S. 169 f.) abgedruckt, ebenso ein Bericht an diesen über die Schwaighütten auf der Schneealpe bei Neuberg (S. 171 ff.). Das nicht nur stoff-, sondern auch gedankenreiche Werk verspricht also wohl das sachlichste und zugleich liebevollste über den Erzherzog Johann zu werden. Wir werden die nächsten Lieferungen gern wieder begrüßen.

Leopold S c h m i d t

Gertrud Hess-Haberlandt, Das liebe Brot. Brauchtümliche Mehlspeisen aus dem Festkalender. Mit 28 Abbildungen von Sinngebäcken und Lebzelten. Wien, Österreichischer Agrarverlag, 1960. 122 Seiten. S 45,—.

Die Nahrungsvolkskunde hat in den letzten Jahren wieder erfreuliche Beachtung gefunden. Wir waren schon öfter in der Lage einschlägige Literatur in unserer Zeitschrift anzukündigen. Nun schließt sich diesen Arbeiten das neue Büchlein von Gertrud Hess-Haberlandt an, die mit ihrer Veröffentlichung nicht nur dem Wissenschaftler Material in die Hand gibt, sondern vor allem auch erreichen will, daß die bäuerliche Bevölkerung ihre brauchtümlichen Mehlspeisen nicht vergißt. Sie betont ausdrücklich, daß sie nicht mit den zahlreichen vorhandenen Kochbüchern konkurrieren will, sondern die z. T. uralten Überlieferungen festhalten und der Pflege des Eßbrauchtums dienen will. Der Haupttitel des Buches mag zuerst irreführend sein, da wir es vor allem mit Mehlspeisen zu tun haben und nicht mit „dem lieben täglichen Brot“. Die Verfasserin hebt diese Tatsachen auch in ihrer Gliederung des Stoffes schon deutlich hervor und in ihrem einleitenden Text führt sie den Leser und Benützer in die Brauchtumswelt ein, in der sich solche Speisen entwickeln und halten konnten. Die Hauptfestzeiten des Jahres sind zugleich auch die Hauptfestzeiten und das Vielessen hat auch seine brauchtümlichen Hintergründe.

Gegessen wird hauptsächlich in der Gemeinschaft; in der Familie, in der Verwandtschaft, in der Berufsgemeinschaft, in der Dorfgemeinschaft. Mit dem Zerfall dieser Gemeinschaften ist auch der Bestand der Speisen gefährdet; durch das Aufgeben mancher Speisepflanzen und neue Vermahlungsmethoden können gewisse Gerichte nicht mehr gekocht werden. Daß sich die Verfasserin um die bäuerliche Küche bemüht und dem Volkskundler nicht nur bereits veröffentlichtes Material, sondern auch verschiedene Befragungsergebnisse vorlegt, sei ihr gedankt.

Maria Kundegraber

Emil Mück, Die Geschichte von Marchegg. Zehn Fortsetzungen, Heft 2. 48 Seiten. Marchegg 1961, Selbstverlag des Verfassers.

Die kleine, in Heften erscheinende Stadtkunde der niederösterreichischen Grenzstadt an der March schreitet allmählich fort. Auf die vorliegende Lieferung sei besonders hingewiesen, weil hier sämtliche Marterln, Bildstöcke, Feldkreuze usw. im Bereich von Marchegg zusammengestellt sind, mit ihrer oft traurigen Geschichte in jüngster Vergangenheit. Einige davon sind auch im Bilde festgehalten.

Leopold Schmidt

Eugen Thurnher, Rede, Spiel und Erzählgut des Volkes. Zur Vorgeschichte der Vorarlberger Literatur. 83 Seiten. Dornbirn 1961, Vorarlberger Verlagsanstalt. S 35,—.

Das Bändchen des Innsbrucker Literaturhistorikers ist als Einführungsband einer kleinen Serie vorarlbergischer Literaturdenkmäler gedacht. Zunächst wird das Wesen der „Volksgeschichte“ überdacht, wobei auf eine Kennzeichnung als „Ablauf im Sein“ Gewicht gelegt wird. Dann werden die „vorliterarischen Formen“ überblickt, ungefähr im Sinn von André Jolles' „Einfachen Formen“. Im Hauptabschnitt, „Die Welt der

Formen“ überschrieben, handelt Thurnher zuerst von der „Rede“, dann vom „Spiel“, schließlich vom „Erzählgut“. Als „Rede“ werden vor allem Sprichwörter und Redensarten vorgestellt, nämlich aus früheren kleinen Sammlungen im Lande ausgewählt. Wie vielfach in solchen Fällen wird nicht dem Zusammenhang dieser Kleinformen der Volksdichtung an sich nachgegangen, sondern ihrem mehr oder minder problematischen Aussagewert für den „Volkscharakter“, in diesem Fall für die „seltsame Zurückhaltung der Vorarlberger“. Der zweite Abschnitt, der sich auf konkretere Vorarbeiten stützen kann, beschäftigt sich mit dem Volksschauspiel in Vorarlberg, einschließlich der barocken Prozessionen und der am besten bezeugten Passionsspiele von Mittelberg im Kleinen Walsertal. Im dritten, dem „Erzählgut“ gewidmeten Abschnitt kann sich Thurnher auf die guten vorarlberger Sagensammlungen von Vonbun bis Beitl stützen. Seine auf Helmut Gams zurückgehende Gliederung des Sagen gutes in Altersschichten bleibt sich der Problematik der Sache bewußt. Freilich sind alle dabei vorgetragenen Ansichten zu wenig konkret, nicht in der Sagenforschung selbst verwurzelt, und, beispielsweise was die Legenden betrifft, ohne Kenntnis der in den letzten Jahrzehnten immerhin darauf gewendeten Spezialforschung. Falls die gleiche Reihe etwa ein Bändchen über das Volkslied in Vorarlberg bringen sollte, — was durchaus denkbar wäre, angesichts des in den letzten Jahren bekundeten neuen Volksliedsammeleifers im Lande — dann wäre eine bei weitem konkretere Behandlung des Gegenstandes zu wünschen.

Leopold Schmidt

Franz Kirnbauer und Richard Steiskal-Paur, Herrengrunder Kupfergegenstände (= Leobener Grüne Hefte, 40). 84 Seiten, 33 Abb. und 3 Tafeln. Wien 1959, Montan-Verlag.

Wir haben schon mehrfach Veranlassung gehabt auf die von Kirnbauer herausgegebene Schriftenreihe der „Leobener Grünen Hefte“ einzugehen, die immer wieder einmal auch volkskundliche Beiträge bringen. Besonders bemerkenswert war in den letzten Jahren der umfangreiche Sonderband von Kirnbauer selbst „Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder Bergmännisches Brauchtum“, 1958 (390 Seiten). Unter den neueren Heften nun findet sich das schön ausgestattete über die Kupfergegenstände aus Herrengrund in Oberungarn, der heutigen Slowakei. Die getriebenen, kupferüberzogenen Gegenstände, meist kunsthandwerklich geformte Becher von dort, bilden seit langem einen beliebten Sammelgegenstand. Eine der größten derartigen Sammlungen besaß einst der Wiener Mediziner Prof. Gustav Alexander, der auch die maßgebende Veröffentlichung darüber schuf: „Herrengrunder Kupfergefäße“, Wien 1927. Kirnbauer und Steiskal-Paur stützen sich auch weitgehend auf diese längst vergriffene Veröffentlichung, doch konnten sie infolge der eigenen Sammlertätigkeit Steiskal-Paurs die Arbeit von Alexander auch vielfach ergänzen. Besonders bemerkenswert für uns ist die umfangreiche Sammlung der auf den Kupfergegenständen angebrachten deutschen Sprüche: Die hier vorgelegte Sammlung umfaßt doch nicht weniger als 219 Sprüche, vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Die Abbildungen sind sorgfältig ausgewählt und ausführlich kommentiert. Das Büchlein verdient daher über den Kreis der Bezieher der „Leobener Grünen Hefte“ hinaus bekannt zu werden.

Leopold Schmidt

Alfred Karasek und Josef Lanz, Das deutsche Volksschauspiel in Galizien. Eine Spiellandschaft zwischen Polen, Slowaken und Ukrainern. 246 Seiten, 2 Karten mit Deckblättern. Salzburg 1960, Otto Müller Verlag, S 138,—.

Von 1772 an, als Galizien zu Österreich kam, gab es dort deutsche Siedler. Mitten im zweiten Weltkrieg wurden sie ausgesiedelt und kamen größtenteils nach Westdeutschland. In knapp anderthalb Jahrhunderten haben Deutsche aus der Pfalz, aus dem Böhmerwald und aus anderen Stammgebieten dort gearbeitet und je nach ihrem dörflichen Erbe auch ihre Volkskultur bewahrt. Da sie meist noch im Spätrokoko auswanderten, nahmen sie auch ihr Volksschauspiel in den Formen des 18. Jahrhunderts mit, und überlieferten es anderthalb Jahrhunderte lang, zum Teil in gut bewahrten Formen, zum Teil in Varianten, die sich aus den Spielwanderungen, dem Zusammenleben mit anderen Völkern usw. ergaben. In den Dreißigerjahren haben Karasek und Lanz angefangen darauf aufmerksam zu machen. Mit wenigen Mitforschern zusammen haben sie allmählich einen gewissen Stock von Aufzeichnungen sammeln können. Vor der Aussiedlung hat vor allem Elfriede Strzygowski noch viele Spiele genau aufgeschrieben. Das aus Dutzenden von Spielorten stammende Material hat Karasek nun hier in einer sehr praktischen Art aufgearbeitet, mit Herausgabe der wichtigsten Texte und Melodien, und der Beigabe aller anderen Aufzeichnungen in ganz knapp gekürzter Form. Das ist bei der großen Übereinstimmung dieser kleinen Umzugsspiele untereinander gut möglich und für eine derartige Materialmenge empfehlenswert. Die Karten und das Ortsregister schlüsseln das Material auf. Karasek hat in den einleitenden Kapiteln vor allem Wert darauf gelegt, zu zeigen, wie diese Volksschauspiele mit den deutschen Siedlern dort im Osten menschlich zusammenhingen, wie sie von den Burschen getragen wurden, wie man damit wanderte, sich an den Sprachgrenzen mit dem slavischen Volksschauspiel auseinandersetzte usw. Diese „deutsch-slawische Kontaktlandschaft“ war in allen diesen Hinsichten sicherlich sehr aufschlußreich. Das bedeutet also auch einen allgemein-volkskundlichen Gewinn, den dieses Buch vermittelt.

Leopold Schmidt

Georg Tilscher, Runarz. Das Bild eines deutschen Sprachinseldorfes (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 10). 188 Seiten, mit Abb., Karten und Noten. München 1961, Verlag Robert Lerche.

Neben den vielen Heimatbüchern kleiner und kleinster Orte einstmals deutscher Sprachzugehörigkeit, die vielfach mehr sehnsuchterfüllt als sachlich sind, liegt hier eine sehr tüchtige Ortskunde vor, die freilich auch einen seit Jahrzehnten erprobten Heimatforscher alten Schlages zum Verfasser hat. Tilscher hat sich seit 1908 auch publizistisch mit den volksmäßigen Überlieferungen in der damaligen Sprachinsel Deutsch-Brodek-Wachtl in Mittelmähren beschäftigt, wo eben auch Runarz liegt. Die Besiedler sind im 17. Jahrhundert vom Norden gekommen, sie sprechen bis heute eine Schönhengster Mundart. Ihre Beziehungen gingen aber wie so viele in Mähren in der Zeit der alten Monarchie stark nach dem Süden, da beispielsweise die Lohnschnitter von dort bis ins Marchfeld kamen.

Das Buch, das die vielen verstreuten Arbeiten Tilschers zusammenfaßt und liebevoll durchredigiert und betreut erscheint, bringt nicht nur eine verlässliche Dorfgeschichte, sondern auch einen reichen volkskund-

lichen Teil. Besonders ausführlich ist der Jahreslauf geschildert, mit Arbeit und Brauch. Aber auch Lebensbrauch usw. werden gut dargestellt, alles stark erlebnismäßig gestützt, liebevoll und kenntnisreich zugleich erzählt. Eine stattliche Zahl von Sagen ist aufgezeichnet, dazu einige Schwänke, anschließend Lieder, mit Singweisen. Darunter (S. 148 f.) auch ein Sommer- und Winter-Spiel, Kinderlieder und -spiele vervollständigen diese Reihe von Aufzeichnungen. Den Abschluß bildet eine Darstellung der Dorfmundart. Dieses „Dorfbild“ steht also geradezu am Eingang zur wissenschaftlichen Forschung, und ist mit seiner Freude am Detail, seiner absoluten Kenntnis auch aller kleinster häuslich-geselligen Einzelheiten den älteren Monographien aus dem Volksleben der Deutschen in Böhmen und Mähren durchaus ebenbürtig.

Leopold Schmidt

Herbert Spruth, *Die Hausmarke*. Wesen und Bibliographie (= Aktuelle Themen zur Genealogie, Heft 4/5) 96 Seiten, Zeichnungen im Text. Neustadt an der Aisch 1960. Verlag Degener und Co. DM 6,60.

Das überaus große und schwierige Gebiet der markenartigen Zeichen ist volkscundlich von beträchtlicher Wichtigkeit. Es ist daher sehr begrüßenswert, daß hier nun eine sorgfältige, umfangreiche Bibliographie vorliegt, welche den in zahlreichen kleinen und kleinsten Zeitschriften-Beiträgen vorgetragenen Stoff einmal zu überblicken unternimmt. Es ist beinahe selbstverständlich, daß eine solche Bibliographie nicht sogleich vollständig sein kann. Eine genauere Durchsicht vor allem der Zeitschriften zur Volkskunde der einzelnen Landschaften hätte zweifellos noch weit mehr Stoff ergeben. Es hätte sich dadurch vielleicht auch eine klarere Gliederung der landschaftlichen Abschnitte erzielen lassen. So ist man doch etwas erstaunt, bei „Österreich“ verhältnismäßig wenige Beiträge aufgezählt zu finden; man merkt dann erst beim Weiterblättern, daß Tirol, Südtirol und Vorarlberg selbständig, nicht etwa bei unserem Staat aufgeführt sind. Innerhalb des Abschnittes Tirol ist dann aber wieder Pittionis Arbeit über Gastein aufgeführt (unsere ÖZV, Kongreßheft 1952, S. 190 ff.), so daß hier, wie bei so manchen reichsdeutschen Arbeiten, ein salzburgisches Tal wieder einmal zu Tirol gerechnet wird...

Für eine Neuauflage möchten wir nur auf einige sicherlich hierhergehörende Veröffentlichungen aufmerksam machen, die uns bei Spruth fehlen:

Fr. Diehl, Füllungsmarken (Eichzeichen) auf Gefäßen aus gebranntem Ton (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XX, Wien 1914, S. 160—165).

Lois Hammer, Knittelfelder Hausmarken auf Petschaften (Adler, Bd. II/XVI, Wien, H. 16/17, S. 240—242).

Maria Kundegrabner, Schafmarken im steirischen Ennstal (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der Südostalpenländer, Nr. 41 vom 7. Dezember 1956, S. 3—4).

Robert Meldau, Ein brandmalartiges Zeichen im Millstätter Kreuzgang (Carinthia I, Bd. 131, Klagenfurt 1941, S. 196—198).

Karl Reiterer, Haus- und Holzmarken (Blätter für Heimatkunde, Bd. I, Graz 1923, S. 2—3).

Karl Ullrich, Die alten Hausmarken in der Viehzucht (Deutsche Heimat, Bd. 21, Wien 1926, S. 78—79).

Das Gebiet ist, wie betont, weit und schwierig zu überblicken. Wir würden uns daher sehr wünschen, wenn eine Neuauflage dieser nützlichen Bibliographie noch umfangreicher und noch genauer gearbeitet wäre. Vor allem auch übersichtlicher, mit Nummern und mit einem — oder mehreren — Registern versehen. Ohne Personen- und Ortsregister ist ja eine derartige Bibliographie doch überhaupt kaum brauchbar, und brauchbar sollte sie eben gerade sein.

Leopold Schmidt

Gerhard Heilfurth, **Volkskunde jenseits der Ideologien**. Zum Problemstand des Faches im Blickfeld empirischer Forschung (= Schriften der Philipps-Universität Marburg, Nr. 9) 26 Seiten. Marburg an der Lahn 1961. N. G. Elwert Verlag. DM 2,50.

Diese Marburger Antrittsvorlesung Heilfurths ist ein bemerkenswertes Zeugnis zum inneren Ringen der deutschen Volkskunde von heute. Schon der Titel fällt auf, der offenbar die Volkskunde von ihren verschiedenen wirklichen oder vermeintlichen Bindungen entlasten will. Der Untertitel verdeutlicht, daß „empirische Forschung“, realistischer Zugriff, für Heilfurth im Vordergrund stehen soll. Das entspricht einem Zug der gegenwärtigen Forschung, wie er allenthalben zu spüren ist, freilich mitunter als Rückkehr zur bloßen Sammlung und Deskription aufgefaßt und praktiziert. Heilfurth versucht darüber hinauszukommen, indem er vorweist, was rings um Deutschland auf den verwandten Wissenschaftsgebieten gemacht wird. Die soziologische Richtung nordamerikanischer Prägung beeindruckt ihn dabei spürbar; die Volkskunde wird hier in der Nähe der so sehr dehnbaren „Cultural Anthropology“ angesiedelt. Meiner Ansicht nach wäre dies der Ethnologie zu überlassen. Aber Heilfurth meint, „daß sich die Volkskunde... mit Struktur und Funktion der Grundformen sozialkulturellen Lebens befaßt und daß sie sich hier mit der modernen Ethnologie trifft bis hin zum Austausch der Methoden.“ Ich glaube, daß man mit einer derartigen Formel die Eigenart der bisher volkskundlich erforschten Erscheinungen nicht ganz trifft. Und auch die gerade in Wien so oft schon diskutierte Auseinandersetzung mit den Methoden der Völkerkunde hat uns noch nie gefördert. Heilfurth gibt erfreulicherweise im folgenden Hinweise auf einige Arten der volkskundlichen Arbeit, vor allem der Atlas-Arbeit, die doch zweifellos das Eigengewicht unseres Faches betonen. Aber dann folgen wieder Hinweise auf den „Funktionalismus“, mit dem wir doch noch nie etwas anfangen konnten. Von dort hergekommene Schlagworte wie „funktionale Interdependenz“ (S. 12) dürften uns kaum besonders fördern; da war ja Max Ittenbachs „Mehrgesetzlichkeit“ noch diskutabler. Aber was man in einem Vortrag kurz darlegt, liest sich wohl im Druck nicht immer so, wie eigentlich gemeint. So hat Heilfurth doch sicherlich vor dem Lebenswerk von J. G. Frazer mehr Respekt, als aus der Bemerkung über das „bunte Füllhorn des Brauchtums aller Zeiten und Länder“ (S. 13) hervorzugehen scheint. Es handelt sich doch um den Wandel der brauchgeschichtlichen Anschauungen innerhalb von drei Generationen.

Vielleicht führt das Stichwort „Brauchgeschichte“ hier noch etwas weiter. Die Möglichkeiten der historischen Vertiefung unserer Quellenkunde, vor allem in München, aber doch auch bei uns und anderswo seit Jahren stark betont, scheinen mir bei Heilfurth kaum erwähnt zu sein. Dabei handelt es sich aber um eine der Stärken unseres Faches

in der Gegenwart. Noch dazu um eine diesseits oder jenseits aller Ideologien. Das von Heilfurth neu angebahnte Gespräch über die Wege unseres Faches in der Gegenwart wäre vielleicht anhand dieser durchaus facheigenen Beiträge besonders nutzbringend weiterzuführen.

Leopold Schmidt

Wilhelm Schoof, Jacob Grimm. Aus seinem Leben. 460 Seiten. 4 Tafeln. Bonn, Ferd. Dummlers Verlag, 1960.

Hier liegt nun das erwartete Gegenstück zu dem oben (ÖZV XIV/63, 1960, S. 143 f.) angezeigten Buch Schoofs über Wilhelm Grimm vor. Wieder steht die Persönlichkeit im Vordergrund, es handelt sich im wesentlichen um eine aus Miniaturen zusammengesetzte Biographie. Bekannte und unbekannte Briefe und andere Dokumente unterstreichen dieses biographische Element. Die im Verhältnis zu Wilhelm Grimm bedeutend sprödere Natur Jacobs kommt an manchen Stellen deutlich zur Geltung. Seine kritische Einstellung war auch durch Freundschaft nicht zu ändern, zahlreiche gut ausgewählte Briefstellen legen dafür Zeugnis ab. Wilhelm kannte die schwierigen Seiten der Natur seines Bruders sehr gut, seine diesbezüglichen Äußerungen sind ebenfalls hier zusammengestellt. Die sachliche Größe Jacob Grimms läßt sich vielleicht aus diesen mehr oder minder privaten Äußerungen nicht so leicht erkennen. Aber das lag auch nicht in der Absicht dieses Buches, das in seiner Art sehr schön und wertvoll ist.

Leopold Schmidt

Karl-Sigismund Kramer, Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten (1500—1800). Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen (= Beiträge zur Volkstumsforschung. Herausgegeben von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde, Bd. XIII). 358 Seiten. Würzburg 1961. Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh.

Kramer hat in den letzten Jahren schon mehrfach wichtige Arbeiten veröffentlicht, die ganz auf der Schule Hans Mosers in München fußen: Archivalische Quellenforschung zur Volkskunde, insbesondere zum Brauchtum im weitesten Sinn. Wir haben auf seinen schönen Band „Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken“ auch vor kurzem hingewiesen (ÖZV XIII/62, S. 75). An ihn schließt dieser noch stattlichere Band an, der nun Mittelfranken gewidmet ist. Wenn man sich in das etwas trockene Material einliest, das Kramer aus den örtlichen Archivalien exzerpiert hat, erschließt sich einem fränkisches Dorf- und Kleinstadtleben der frühen Neuzeit in sehr lebensvoller Weise. Das ist sicherlich auch dadurch bedingt, daß Kramer nicht nur die Belege sprechen läßt, sondern sie von einem hohen, sehr sachkundigen Standpunkt auch versteht und daher durch die richtige brauchgeschichtliche Einordnung zum Sprechen bringt. In den einzelnen Abschnitten, die etwa „Alltag und Feiertag“ oder „Kirchliches Leben und volkstümlicher Glaube“ überschrieben sind, finden sich nicht nur die Zeugnisse selbst, in Auswahl selbstverständlich, sondern sie sind gleichzeitig interpretiert. Bei manchen Kapiteln mag der Kommentar etwas kurz erscheinen, so bei „Bäuerlicher und bürgerlicher Arbeit“; aber die Belege für die Arbeitsgeräte beispielsweise sind doch gegeben, sogar einer (S. 238) für einen randbeschlagenen Spaten. Etwas knapp erscheint mir auch die Kommentierung des an sich interessanten Materials im Abschnitt „Geselliges Leben, Spiel, Tanz, Schausteller und Theater“. Immerhin finden sich hier und beim Jahresbrauch verhältnismäßig viele

Angaben zum Volksschauspiel, wie wir sie ja sonst aus Franken doch recht vermissen. Die Durchdringung geistesgeschichtlicher Art, die Kramer nicht zuletzt auch für das volkstümliche interkonfessionelle Verhältnis vornimmt, das ja in Franken sehr wesentlich war und blieb, erhebt das Buch weit über die geläufige landschaftliche Volkskunde-Literatur.
Leopold Schmidt

Jan de Vries, *Forschungsgeschichte der Mythologie* (= *Orbis academicus. Problemgeschichte der Wissenschaft in Dokumenten und Darstellungen*, o. Nr.) 382 Seiten. Freiburg im Breisgau 1961. Verlag Karl Alber, DM 29,50. -

Das Buch beginnt (S. IX) mit dem lakonischen Satz: „Mythen sind Geschichten von Göttern“. Da dies grundfalsch ist, könnte man das Buch daraufhin zuschlagen und weglegen. Aber Jan de Vries ist ein sehr bekannter Forscher auf dem Gebiet der Religionsgeschichte, seine „Altgermanische Religionsgeschichte“ ist 1956 in zweiter Auflage erschienen (siehe ÖZV X/59, S. 170 f.) und hat wieder Einblick in sein unablässig wechselndes Verhältnis zur Volkskunde gegeben. Jan de Vries hat sich auch mit dem Mythos beschäftigt. Dafür hat sein merkwürdiges Buch: „Betrachtungen zum Märchen, besonders in seinem Verhältnis zu Heldensage und Mythos“ (= FFC Nr. 150) Helsinki 1954, Zeugnis abgelegt.

Das vorliegende Buch versucht nun eine Art von Geschichte der mythologischen Forschungen zu geben, mit reicher Vorweisung der Originalstellen. Das Unterfangen ist nicht neu, schon 1921 hat Otto Gruppe seine „Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte“ dargeboten. Eine überaus geistvolle Zusammenfassung gab Ludwig Radermacher in seinem schönen Buch „Mythos und Sage bei den Griechen“, 2. Auflage, Wien 1943; Jan de Vries hat das Buch anscheinend nie gesehen, er hätte sonst in manchen Kapiteln doch darauf eingehen müssen. Nach diesen reichen Vorarbeiten interessieren die hier dargebotenen Stellen aus dem antik-klassischen Schrifttum nur mehr wenig. Die dürftige Entfaltung bis zur Renaissance gewährt auch keine sonderlichen Einblicke. Für das 18. Jahrhundert hat Radermacher meiner Ansicht nach die Dinge besser dargestellt. Erst die Kapitel über „Die Romantik“ und „Das neunzehnte Jahrhundert“ befriedigen mit ihrer reichen Aufgliederung mehr; freilich gehört auch die Romantik dem 19. Jahrhundert an, die Ausgliederung ist problematisch, die jeweilige Wiederkehr der Romantik wäre zu beachten gewesen. Der Überblick über „Das zwanzigste Jahrhundert“ berücksichtigt die ethnologischen und psychologischen Strömungen, die sich am Rand mit mythologischen Fragen beschäftigt haben. Eigentlich mythologische Schulen, wie etwa die von Hüsing, Schultz, Spieß usw. in Wien sind überhaupt nicht berücksichtigt. Die ausländische Forschung mit Dumézil, Eliade und Pettazoni kommt in den Schlußabschnitten zur Geltung, deutsche und österreichische Forscher wie Bork und Röck sind nicht einmal erwähnt. Das bedeutet also wiederum, daß Jan de Vries die Religionsgeschichte stärker berücksichtigt als die eigentliche Mythologie, und daß er geläufige westeuropäische Buchtitel besser kennt als innerdeutsche Untersuchungen: Wir sind und bleiben jedoch der Meinung, daß nur in diesen der Fortschritt der Wissenschaft, auch der Mythologie, vor sich geht. Eine „Forschungsgeschichte“, noch dazu in deutscher Sprache, hätte das zum Ausdruck zu bringen gehabt.

Leopold Schmidt

Otto Höfler, **Siegfried, Arminius und die Symbolik**. Mit einem historischen Anhang über die Varusschlacht. 190 Seiten, mit 8 Abb. Heidelberg 1961, Carl Winter Universitätsverlag. DM 14,80.

Vorliegende bemerkenswerte Abhandlung, die sich mit Randerscheinungen von Sage und Mythos beschäftigt, soll hier wenigstens kurz angezeigt werden. Wenn man Höflers Grundmeinung aus der überaus schwer lesbaren Darstellung, deren Text durch halbseitenlange Anmerkungen und durch Ergänzungen am Schluß des Bandes noch verschwierigt wird, herauszuschälen versucht, so ergibt sich wohl hauptsächlich folgendes: Arminius ist Siegfried; der Sieger in der Schlacht im Teutoburger Walde war der Anführer eines cheruskischen Geheimbundes, der in Hirschmasken seine Kämpfe vorzuspielen pflegte, getreu der von Höfler seit dreißig Jahren vertretenen Ansicht, daß für die in einem archaischen „Verwandlungsglauben“ lebenden Menschen Spiel und Tat irgendwie identisch waren. Diese Schlacht, und das ist wohl Höflers Hauptthese, ist Siegfrieds Drachenkampf. Der Feind als Drache, das ist ein altes mythisches Bild, dessen „Wirklichkeit“ hier die Verbindung zwischen den mit rationaler Biographik nicht verbindbaren Personen der Geschichte und der Heldensage herstellt.

Höfler hat diesen Kerngedanken, der direkt aus seinen „Geheimkulten“ stammt, zunächst in einem zügig geschriebenen Text vorgelegt. Da auch ihm die zahllosen schwierigen Stellen, die oft kaum beweisbaren Zusammenhänge bewußt wurden, hat er allenthalben durch Anmerkungen und Ergänzungen die Sprünge auszufüllen getrachtet. Das sieht nun beispielsweise so aus: S. 99 wird ausgeführt, daß die Identität von Drache und feindlichem Heer alt sei, älter sogar als die drachengestaltigen Feldzeichen der Römer, auf die man gelegentlich den Sagenzug zurückführen wollte. Das Problem dieser Drachen-Feldzeichen beschäftigt Höfler im Anschluß an P. E. Schramm, Karl Schwarzenberg usw., wobei für ihn die Frage sehr wichtig wird, inwieweit die Römer der Arminius-Zeit schon Drachenfahnen gehabt haben. Nun, die Militärhistoriker bezeugen einhellig, daß sie verhältnismäßig spät, im 2. Jahrhundert n. Chr. ins römische Heerwesen gekommen seien. Aber Höfler kann darauf hinweisen, daß sie immerhin schon auf der Trajanssäule zu sehen sind. In der Anmerkung (262) freilich muß er schließlich zugeben, daß „diese Drachenfahne jedoch dort zum feindlichen Heer“ gehöre. Bei genauer Lesung des Textes mit Anmerkungen und Ergänzungen ergibt es sich also, daß ober dem Strich Dinge noch als beweiskräftig herangezogen werden, die es unter dem Strich schon wieder nicht mehr sind. Dabei handelt es sich nicht um Einzelfälle. Höfler läßt sich immer wieder zu derartigen Hypothesen hinreißen, für die er unter Umständen sogar selbst noch die Widerlegungen in letzte Exkurse und Anmerkungen einsetzen konnte, ohne freilich den naheliegenden Schluß daraus zu ziehen, derart zweifelhafte Stellen eben überhaupt aus der Veröffentlichung zu streichen.

Die ungemein stoffreiche, von Anregungen erfüllte und in Hinweise der verschiedensten Art ausgreifende Abhandlung müßte praktisch Schritt für Schritt durchinterpretiert werden, um objektiv feststellen zu können, was hier Ergebnis früher Intuition, und was sachlich beweisbare Wirklichkeit bleibt. Höfler hat Materialien aus der ganzen germanischen Altertumskunde versammelt, teils schon auf Vorinterpretationen Rudolf Muchs zurückgegriffen, teils aber auch neueste Heimatkunde im Weserbergland herangezogen, um seine Annahmen zu

stützen. Dennoch habe ich den Eindruck, daß wichtige Teile des Gesamtkonzeptes nicht zu halten sein werden. Die Ausführungen über das Wallfahrtsgründungsspiel von Rutten mit der Tötung des Pilgergefährten des Lokalheiligen Evermarus beispielsweise (S. 64 ff.) zeigen deutlich, daß Höfler die methodischen Grundsätze der Volkskunde romantisch beiseiteschiebt, um seine These zu beweisen. Von einem barocken Wallfahrerspiel über Jahrtausende zur fränkischen Heldensage zurückzuspringen, — dazu haben wir uns nicht bemüht, unser Fach historisch-methodisch denken zu lehren. Ähnliches ließe sich zur Kritik von Sagenquellen sagen, beispielsweise der Erwähnung der „Gnitahede“ im Reisebericht des isländischen Abtes Nikulas (S. 107 ff.), worauf Höfler seine Festlegung der Arminius-Schlacht auf der Knitterheide bei Schotmar aufbaut. Höfler wehrt sich an einer Stelle (S. 20) sehr energisch dagegen, seine Art der Behandlung von Sagenzügen als Euhemerismus aufzufassen. Im Prinzip aber, scheint mir, kommt gerade diese Abhandlung Höflers durchaus darauf hinaus, daran ändern auch die kompliziertesten Umwege und die gewagtesten Interpretationen nichts, an denen das Buch an sich schon überreich ist.

Leopold Schmidt

Volkslieder aus Mecklenburg (= Volkslieder aus deutschen Landschaften, H. 7). 152 Seiten. Mit Melodien. Schwerin 1960, Petermänken-Verlag.

Wir haben schon mehrfach auf diese Schriftenreihe der ostdeutschen Volksliedforschung aufmerksam gemacht. Es erscheinen hier kleine landschaftliche Ausgaben, die durchaus wohlüberlegt gemacht sind. Da die einzelnen Bände in verschiedenen verlagen, sogar in etwas verschiedenen Formaten erscheinen, wirkt die Serie äußerlich nicht ganz gleichmäßig. Innerlich ist sie es durchaus, sie ist nach Richtlinien des Institutes für Volkskunstforschung beim Zentralhaus für Volkskunst in Leipzig aufgebaut. Der vorliegende Mecklenburger Band wird von dem Redaktionskollegium Klaus Fiedler, Paul Nedo, Kurt Petermann, Winfried Schrammek verantwortet. Liedauswahl und Kommentar besorgt der mecklenburgische Volkslied- und Volkstanzforscher Hans Erdmann. Die 93 ausgewählten Lieder sind gutes altes Volksliedgut, die städtischen Drehorgellieder, einst in der Gegend viel gesungen, sind bewußt ausgelassen. Die Kommentierung ist vorzüglich, sie nennt nicht nur die verwendete Literatur, sondern mustert auch kritisch die älteren Meinungen, wie sie beispielsweise Wossidlo den Erstveröffentlichungen mit auf den Weg gab. Erdmann rechtfertigt durch solche knappe, aber sachdienliche Angaben mitunter auch die Aufnahme von Liedern, die man eigentlich nicht „Volkslieder“ nennen kann, wie beispielsweise Nr. 76 „Hüür, Soehn, hier hest du min Galljot“, das sich als örtliche Umdichtung von „Der Papst lebt herrlich in der Welt“ herausstellt. Ein in vieler Hinsicht lehrreiches Volkslied-Buch, das gut zu dem allgemeinen Aufschwung der Volkskunde im heutigen Mecklenburg paßt.

Leopold Schmidt

Ernst Schäfer, Der Thüringer Wald und sein Handwerk. 142 Lichtbilder. Berlin 1961, Verlag der Nation.

Ein schönes großformatiges Photo-Buch, das Land und Leute des Thüringer Waldes von Eisenach bis Lobenstein im Frankenwald verbildlicht. Da kommen Siedlung und Haus, Tracht und Arbeit gut zur Geltung. Besonderes Augenmerk hat der wandernde Photograph den

vielen bodenständigen Handwerksbetrieben gewidmet: Schellenschmiede in Pappenheim, Korbflechter in Schönau vor dem Walde, Gürtler in Tabarz, Maskenmacher in Manebach kommen ebenso zur Geltung wie die Glasbläser und die Spielzeugmacher, Handweber, Kunstschmiede und viele andere. Ab und zu sind gute alte Stücke aus Heimatmuseen gezeigt, so aus den Sammlungen von Saalfeld, Schmalkalden und Sonneberg, und aus dem Freilichtmuseum Rudolstadt. Die Beschriftungen hätten ruhig gleich bei den Bildern stehen können, nicht erst in dem — herausklappbaren — Verzeichnis. Etwas ausführlicher und genauer gewählt, würden sie sie nicht nur anregen, sondern gleich direkt die Bildbetrachtung fördern. Die größtenteils sehr schönen — farbigen und schwarz-weißen — Bilder sprechen sicherlich stark für sich, aber ausführlichere fachliche Angaben wären eben doch auch sehr nützlich gewesen.

Leopold Schmidt

Elisabeth Hering, Sagen und Märchen von der Nordsee. 255 Seiten, Illustrationen von Kurt Eichler. Berlin 1961. Altberliner Verlag Lucie Groszer. DM 5,60.

Ein hübscher Band ausgewählter Volkserzählungen, wobei die charakteristischen Stücke aus den alten, zum Teil längst vergriffenen Sammlungen von Heinrich Schmidt, Karl Müllenhoff usw. entnommen sind. Neben den Sagen und Märchen sind erfreulicherweise auch Schwänke enthalten, beispielsweise solche von den Römern und den Büsumern. Stilvolle holzschnittartige Textillustrationen (beispielsweise S. 206 der friesischen „Uald“) machen den Band zu einem wertvollen Volksbuch.

Leopold Schmidt

Lachende Lausitz. Sorbische Volksschwänke. Gesammelt und deutsch erzählt von Paul Nedo. Illustriert von Martin Nowak-Neumann. 100 Seiten. Leipzig 1957. VEB Friedrich Hofmeister.

Dieses erst jetzt uns übermittelte Büchlein erweist sich als Sammlung aller bisher verstreut veröffentlichter Schwänke aus dem ost-mitteldeutschen Wendengebiet, um einige Neuaufzeichnungen vermehrt und mit einem Quellennachweis ausgestattet. An sich wäre man von seiten der Schwankforschung für so eine landschaftliche Sammlung dankbar, die sich etwa an die Seite der verwandten Büchlein von Rudolf Kubitschek aus dem Böhmerwald stellen würde. Aber im Gegensatz zu diesen ist sie offenbar nicht objektiv. Die Originalfassungen sind hier sichtlich manchmal gefärbt, ungefähr in dem Sinne des folgenden Satzes „Die Sorben sind immer gastfreundlich, auch gegenüber deutschen Vettern“. (S. 66). Zu den Schwänken waren sie es jedenfalls, denn alle hier gebrachten Kleinerzählungen sind zumindest „auch“ bei den deutschen Nachbarn, und, wie Nedo auch betont, weit darüber hinaus verbreitet. Das hätte eine ausführliche Kommentierung objektiver nachweisen können.

Leopold Schmidt

Wilhelm Sturmfels und Heinz Bischof, Unsere Ortsnamen im ABC erklärt nach Herkunft und Bedeutung. 3. verbesserte und stark erweiterte Auflage. 360 Seiten. Bonn 1961, Ferd. Dummlers Verlag.

Ein lang bewährtes Nachschlagewerk, in schöner Neubearbeitung. Bemerkenswert erscheint daran vor allem, daß nicht etwa nur deutsche Ortsnamen gebracht werden, sondern auch geographische Namen aus

aller Welt, die gleichfalls kurz, aber gediegen erläutert werden. Manchmal geht die Aufnahme vielleicht ein bißchen zu weit, Namen wie „Kenaion“, einen Gebirgszug auf der Insel Euböa, wird man hier wohl kaum suchen. Aber freilich, in solchen Fällen sind eben schwer Grenzen nach unten zu ziehen. Was die Erklärungen betrifft, so hat man sich ersichtlich sehr bemüht. Irgendwelche Wünsche bleiben natürlich immer offen. Beliebig herausgegriffen: S. 69 „Eiserne Hand“. Hier als Flurnamen-Komposition in der Nähe von römischen Limeskastellen aufgefaßt, „bezeichnen die Stelle der Durchgangsklausur, der mit Turm und Wehrbrücke versehenen Öffnung des römischen Grenzwalles“. Das ist doch etwas weit hergeholt. Flurnamen ja, aber doch eher von entsprechenden Verbotsschildern usw. abgeleitet. In Weinbergen haben sich Verbotshände erhalten, auch eiserne, und nicht nur in Südtirol (zu diesen oben ÖZV XIV/63, S. 290, Nr. 766). Aber solche Einwände wird es zu jedem Ortsnamenbuch immer geben, sie beeinträchtigen keinesfalls die hohe Qualität des vorliegenden. Leopold Schmidt

Hans Stricker, Die Selbstdarstellung des Schweizers im Drama des 16. Jahrhunderts. (= Sprache und Dichtung, Neue Folge Bd. 7) 172 Seiten. Bern 1961, Verlag Paul Haupt. sfr. 10.75.

Die Darstellung von typischen Figuren auf der Bühne hat man früher gern zum Gegenstand mehr oder minder fleißiger stoffgeschichtlicher Arbeiten gemacht. Man denke etwa an Paul Beck, Der schwäbische Bauer auf der Bühne (Diözesanarchiv für Schwaben, Bd. XV) oder R. Rosenbaum, Die Tirolerin in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (Zeitschrift für Kulturgeschichte, Bd. 5). Die vorliegende bei Paul Zinsli in Bern gearbeitete Dissertation muß ihr Thema ernster anfassend, weil es nicht nur allgemein um die Gestalt des Schweizers auf der Bühne des 16. Jahrhunderts geht, sondern weil diese Typen als „Selbstdarstellung“ aufgefaßt werden. Da greift also die Volkscharakterforschung in die Motivgeschichte hinüber. Die Arbeit ist vorzüglich disponiert. Der auf der Bühne des Reformationsjahrhunderts so häufig auftretende Eidgenosse wird nicht nur durch die wenigen Zeugnisse für seine „täglichen Lebensgewohnheiten“ gekennzeichnet. Er wird vor allem an seinen Zeitgenossen gemessen: „Das Bewußtsein der Aderartigkeit des Schweizers gegenüber anderen Menschentypen“ heißt der Abschnitt, in dem der Bühnen-Schweizer dem „Welschen“, dem „Türken“, dem „Juden“ und dem „Landsknecht“ gegenübergestellt wird. Man mag hier, stärker als der Verfasser, auch an die Freude der Nationen-Charakteristik des 16. Jahrhunderts denken, an die Prägungen von Trachten-Bilderbogen und Nationen-Tafeln (vgl. z. B. Michael Haberlandt, Ölbild mit Darstellung der europäischen Nationen: Werke der Volkskunst, Bd. II, Wien 1911, S. 78 ff.). Besonders ausführlich und eindrucksvoll dann bei Stricker „Der Schweizer in typischen Formen seiner Selbstdarstellung“. Der Schweizer Krieger, der Schweizer Bauer, sie nehmen hier den größten Raum ein; es handelt sich fast durchwegs um Typenbilder von Männern, mit Betonung der „äußeren Machthöhe“, wie sie sich nicht nur im Drama, sondern vor allem in dem von Stricker auch herangezogenen historischen Volkslied so stark spiegelt. Man stimmt gern bei, wenn Stricker nach allen diesen Ausführungen „das Drama als eine Quelle zur Erforschung des schweizerischen Nationalbewußtseins“ aufweist. Volkscharakterkundlich also sehr bemerkenswert. Leopold Schmidt

D. Sebastião Pessanha, *Mascarados e mascararas populares de Trás-Os-Montes*. Lissabon, Livraria Ferin, 1960. 66 S., 20 + XLV Abb.

Das Erscheinen dieser Monographie über die volkstümlichen Masken und Maskenbräuche der nordostportugiesischen Provinz Trás-Os-Montes ist für die volkskundliche Maskenforschung von doppelter Bedeutung. Die mitteleuropäische Forschung, die in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten eine starke Belebung und Vertiefung erfahren hat, erfährt durch diese Darstellung aus der iberischen Romania eine wichtige Ausweitung ihres Blickwinkels. Die vergleichenden Ausgriffe über den deutschsprachigen Bereich hinaus gerade in den europäischen Westen und Südwesten haben immer ihre Schwierigkeiten, da entweder für diese Gebiete keine einschlägigen Studien zur Verfügung stehen oder diese nicht greifbar sind. Andererseits kommt hier zum Ausdruck, daß die neueren Arbeiten in Mitteleuropa (Deutschland, Italien, Österreich, Schweiz), die der Verfasser in der Bibliographie angemerkt hat, hier bereits anregend und beispielhaft gewirkt haben. Pessanha zieht bei seinen vergleichenden Betrachtungen und für die Interpretation der portugiesischen Maskenerscheinungen immer wieder Erkenntnisse und Material aus unserem Bereich heran. Gleichfalls lädt er unsere Fachleute ein, daß sie ihrerseits an der Aufdeckung der Beziehungen zwischen den vielfach verwandten Maskenüberlieferungen der europäischen Alpen- und Voralpenländer und der iberischen Hochebengebiete mitarbeiten. Unter diesen beiden Gesichtspunkten scheint die ausführlichere Besprechung der maskenkundlichen Arbeit von Pessanha hier angebracht.

Als Pessanha vor etwa 20 Jahren seine Studien über das volkstümliche Maskenwesen im östlichen Teil der Provinz Trás-Os-Montes, nämlich in den Bezirken Bragança, Macedo de Cavaleiros, Miranda do Douro, Mogadouro und Vinhais aufnahm, konnte er sich nur auf kleinere Vorarbeiten stützen. Im Grunde sind die Maskenüberlieferungen dieser Landschaft bis in die jüngste Vergangenheit unbekannt geblieben, was sich allein schon in der Tatsache spiegelt, daß vor den Erhebungen durch Pessanha keine einzige Maske aus der Hochebenenlandschaft der kargen „Terra fria“ museal gesammelt worden war. Das ist eigentlich erstaunlich, denn Pessanha hat durch seine Aufzeichnungen und durch die Begründung seiner bedeutenden Privatsammlung erwiesen, daß in der Provinz Trás-Os-Montes sich bis heute ein stark ausgeprägtes Maskenbrauchtum und altertümliche Maskentypen erhalten haben. Das Land zwischen den Flüssen Douro und Túa mit seiner vorherrschenden Hirtenkultur trägt im ganzen einen altartigen Charakter, dem sich das Augenmerk der Volkskunde schon frühzeitig hätte zuwenden müssen.

Die 46 vom Verfasser gesammelten und im vorliegenden Buch veröffentlichten Masken stammen alle aus den fünf genannten Amtsbezirken des Distriktes Bragança (Macedo de Cavaleiros: 3, Vinhais: 10, Miranda: 3, Mogadouro: 2, Bragança: 28). Sie gliedern sich in die beiden großen Stoffgruppen der 19 Holz- und 15 Metallmasken und in die kleineren Bestände von 5 Leder- und insgesamt 5 Fell-, Korkrinden- und Papiermasken. Bei dieser statistischen Zusammenstellung, die einen einigermaßen exakten Überblick über die Verbreitungsdichte und Häufigkeit der verschiedenen Typen vermittelt, ist es interessant anzumerken, daß es innerhalb dieses auf Grund methodischer Überlegungen begrenzten Untersuchungsgebietes Zonen gibt, in welchen ein bestimmter Maskentyp deutlich vorherrscht. Pessanha hat das im einzelnen genau

ausgeführt. In diesem Zusammenhang wären detaillierte Verbreitungskarten, die leider im ganzen Buche fehlen, sehr erwünscht.

Stilistisch gehören die Masken der Provinz Trás-Os-Montes einer altertümlichen, jedenfalls vorbarocken Schicht an. Typologisch herrschen die menschengesichtigen Masken absolut vor. Durchwegs sind es rohe Masken mit starrem, furchtbarem Gesichtsausdruck, mit stark stilisierten Gesichtszügen (zum Teil durch das spröde Material bedingt: hartes Kastanienholz, Eisenblech, Leder) und grotesker Überbetonung einzelner Gesichtsteile. Die reine Tiermaske tritt ganz und gar zurück, Pessanha bildet ein einziges Exemplar einer aus weißem Hasenfell gebildeten Larve ab. Von größerer Bedeutung hingegen ist die Gruppe der Teufelsgesichter, die sowohl aus Holz als auch aus Blech und Papier angefertigt werden und die tierische Elemente (Hörner, Tierborsten als Bärte und Brauen) und tierische Motive (auf das Gesicht aufgelegte Schlange) mit den anthropomorphen Grundzügen vereinigen. — Für den ersten Typus ergeben sich eine Reihe von charakteristischen Gruppen, die durch die verschiedenen Maskenstoffe, die Art der Herstellung und durch formale Züge (Größe, Physiognomie und Bemalung) bestimmt werden. Hervorzuheben sind hier die neun großen, bemalten Holzmasken, die den Kern der Sammlung Pessanha darstellen und unter welchen sich das älteste individuelle Stück befindet (Abb. I11—XI; Abb. III aus Alfaião, Bragança, Ende des 18. Jhs.). Es handelt sich hier um Teufelsdarstellungen (Diabo), die in den winterlichen „Caretos“-Umzügen aufscheinen. Diese Masken weisen als gemeinsame Züge die lange, geleckte Zunge, den breitgezogenen, von wulstigen Lippen umrahmten Mund mit zwei lückenlosen Zahnreihen und die tiefeingegrabenen Stirnrunzeln auf. Schnurrbart und eingerollte Hörner sind gelegentlich angeschnitten. Die strenge Stilisierung und der kräftige Schnitt weisen auf eine gute Tradition der Holzschnitzkunst hin. — Rudimentär hingegen ist die Technik der Ledermasken. Aus einem Flecken Leder werden die Gesichtsoffnungen herausgeschnitten, das gut eingeweichte Leder wird über einer Holzform, wie sie auch zur Herstellung von Papiermasken verwendet wird, gepreßt. Das ist die Arbeit des Schusters, eine andere Hand bemalt die geformte Maske. Die Gruppe der in Europa verhältnismäßig seltenen Ledermasken ist auf eine kleine Anzahl von Ortschaften im bragantinischen Westen beschränkt. — Einen eigenartigen Ausdruck besitzen die bemalten Blechmasken, die den dritten bemerkenswerten Bestand innerhalb der Sammlung Pessanha bilden. Das wenig plastische Material ergibt ein verschwommenes Gesicht, in dessen Mitte sich die grotesk geformte, gewaltige Nase befindet. Diese Metallmasken werden ausschließlich in den Umzügen der „festa dos rapazes“, des Burschenfestes am 26. Dezember (Stephanstag) verwendet.

Die Funktion der Masken wird vom Verfasser in einem besonderen Kapitel über die nordostportugiesischen Maskenbräuche dargelegt. Drei Brauchkomplexe sind zu unterscheiden. Erstens die winterlichen Umzüge der „Caretos“- , „Chocalheiros“- , „Zangarrões“- und „Mascarões“- sowie anderer Gestalten. Hinter den verschiedenen Bezeichnungen, die sich zum Teil von einzelnen Maskenattributen herleiten (caretos < careta = Maske, Larve; chocalheiros < chocalho = Glocke, Schelle), verbergen sich örtliche und landschaftliche Varianten eines einheitlichen und wohlbekannten Maskentypus: Gestalten in farbigen Zotten- und Fleckengewändern mit bemalten Holzmasken (bisweilen Teufelsmasken), Glockengürteln und -gehängen, mit Stöcken und Schweinsblasen. Zwischen dem 26. Dezember und 1. Jänner treten drei oder vier Burschen

in dieser Verkleidung auf, in wildem Lauf ziehen sie von Ortschaft zu Ortschaft, ein Trommler kündigt sie an. Sie greifen alle Mädchen, die sich zu dieser Zeit auf den Weg wagen, an und fordern vor jeder Haustür ihren Teil. Das sind altartige Züge eines agrarischen Brauches, die in neuerer Zeit vielfach umgedeutet wurden. Die Masken heischen jetzt für den „Menino Jesus“, für die Muttergottes und St. Stephan (Vinhais). — Allein auf die Städte Bragança und Vinhais beschränkt ist der Aschermittwochsumgang des „Diabo“ und „Morte“. Buben aller Sozialschichten verkleiden sich als Tod und Teufel (Tod: Rock und Hose aus Zwillich, schwarz mit weiß-aufgemalten Skelettknochen, Gesichtsmaske, Sense oder Rodungshippe; Teufel: Rock und Hose aus rotem Tuch, Zipfelkappe, Stock), sie stürmen durch die Straßen und lassen den ahnungslos Vorbeikommenden auf die kalte Erde niederknien. Allein für diesen städtischen Brauch konnte der Verfasser ältere historische Belege namhaft machen, aus denen klar hervorgeht, daß diese Gestalten aus älterem religiösen Umgangsbrauchtum in die gegenwärtige Zeit übernommen worden sind. — Schließlich tritt die sogenannte „festa dos rapazes“ noch in Erscheinung. Abermals zum Termin des 26. Dezember, bzw. des Dreikönigstages organisieren sich die ledigen Burschen bis zu 16 Jahren unter zwölf Anführern (mordomos) und bilden vorübergehend eine selbständige Burschenherrschaft. Gestalten in farbigen Woll- und Haargewändern und mit Metallmasken ziehen schreiend und lärmend umher, halten Streitgespräche ab und führen Spiele auf. Das Fest endet bei einem gemeinsamen Mahl. Dieser Brauch, der eine Reihe fastnächtlicher Komponenten aufweist, wird von Jorge Dias als eindeutiger Pubertätsritus klassifiziert.

Von jedem Punkt der Darstellung des nordostportugiesischen Maskenwesens ergeben sich Vergleiche mit ähnlichen Erscheinungen in West- und Mitteleuropa. Der Verfasser hat fallweise auf Entsprechungen in den benachbarten portugiesischen und spanischen Provinzen Galicien, Léon und Asturien hingewiesen. Für die „Caretos“-Masken hat er in den holzgeschnitzten Masken des Aostatales und der österreichischen und schweizer Alpen Gegenstücke gefunden. Für die Teufelsgestalten aus älterem religiösem Umgangsbrauch lassen sich Parallelen aus Katalonien und Südfrankreich (Aix-en-Provence) geltend machen. Pessanha erwartet sich von der Forschung in Mitteleuropa, daß sie von ihrem Standort aus mithilft, die bereits skizzierten Beziehungen weiter aufzuklären. Durch systematische Vergleiche, für die hiermit eine neue Grundlage geschaffen worden ist, werden sich auch für die historische Betrachtung, die in der Untersuchung von Pessanha kaum berücksichtigt wurde, neue Einsichten ergeben.

Klaus Beitzl

Richard Jeřábek, *Karpatské vorařství v 19. století* (= Opera Universitatis Purkynianae Brunensis, Bd. 83). 180 Seiten, 32 Abb. Prag 1961, Statni pedagogické nakladelství.

Im Raum der „oberen Donau“ hat man sich in den letzten Jahrzehnten sehr ausführlich mit der Geschichte und Volkskunde der alten Schifffahrt und Flößerei beschäftigt. Besonders die Arbeiten unseres verehrten korrespondierenden Mitgliedes Ernst Neweklowsky sind hier vorbildlich geworden. Daher weisen wir auch gern auf das vorliegende Buch hin, das die karpathische Flößerei im 19. Jahrhundert, also noch in altösterreichischer Zeit, behandelt. Nicht im eigentlichen Mähren, sondern hauptsächlich in der Mährischen Walachei und im heute slowaki-

schen Oberungarn hat die Flößerei eine beträchtliche Rolle gespielt. Der Verfasser greift bis weit nach dem Osten, bis zum Dnjestr hin aus, und bis zum Einzugsgebiet von Pruth und Sereth. Die Versuche einer „ethnischen“ Zuteilung der Flößerarbeit wird man wohl etwas skeptisch beurteilen. Aber Jeřabek hat immerhin die Herkunft zahlreicher Flößerei-Ausdrücke aus dem Deutschen richtig erkannt.

Der tschedisch geschriebenen Arbeit ist ein russisches und ein deutsches Resümee beigegeben. Leopold Schmidt

Die Sandelholztruhe. Tadshikische Volksmärchen, 322 Seiten, Illustrationen von Hans Baltzer. Berlin 1960, Verlag Kultur und Fortschritt. DM 14,80.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, auf diese Bände hinzuweisen, die allmählich zu einer Reihe zusammenwachsen, ohne als solche bezeichnet zu sein. Es handelt sich um schöne großformatige Bände mit deutschen Übersetzungen von Märchen verschiedener asiatischer Völker der Sowjetunion. „Die Zauberkappe“ brachte georgische Märchen, „Der blanke Schild“ karbardinische Heldensagen, „Die Märchenkarawane“ usbekische Märchen. Hier liegt nun ein stattlicher Band mit Märchen aus Tadschikistan vor. Von Märchen dieses ostiranischen Volkes an der sowjetisch-persisch-afghanischen Grenze lag bisher in deutscher Sprache fast nichts vor. Man ist daher sehr dankbar, diese Auswahl vorgelegt zu bekommen. Es handelt sich um die Übersetzung der tadschikischen Märchensammlung von R. A m o n o v und K. U l u g s a d e, die 1957 in Stalinabad erschienen ist. Die Übersetzung besorgte wiederum Margarete S p a d y. Die Sammlung umfaßt nicht nur Märchen, sondern auch Stücke von Heldensagen, Tiermärchen und einige Schwänke. Viele davon lassen sich motivlich leicht als Wandergut erkennen, das auch sonst im indogermanischen Märchenbereich gut bekannt ist. Schade, daß der Verlag nicht wenigstens zwei Seiten dazu spendet, welche die notwendigsten Angaben über die Sammlung, einschließlich geographischer und ethnographischer Daten, enthalten würden. Die 42 Geschichten werden ohne jeglichen Kommentar vorgesetzt. Wir sind selbstverständlich auch darüber froh, weil es sich, wie gesagt, um sonst so gut wie unzugängliches Material handelt. Und wie bei jedem dieser Bände muß man eigens dazu sagen, daß es sich um bibliophil erlesene Kostbarkeiten handelt, die Illustrationen von Hans Baltzer gehören zu den schönsten, die es heute im Bereich der Märchenbücher überhaupt gibt. Leopold Schmidt

Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde. Berlin, Akademie-Verlag.

Wir haben zuletzt 1958 auf die dauernd weiterwachsende Schriftenreihe des Instituts für deutsche Volkskunde in Berlin ausführlicher hingewiesen (ÖZV XII/61, S. 176 ff.). Die Reihe, die derzeit eigentlich die umfangreichste deutschsprachige Publikationsreihe unseres Faches überhaupt ist, hat sich in der Zwischenzeit stattlich weiter entfaltet. Da wir nicht die Möglichkeit haben, die einzelnen Bände jeweils ausführlicher zu besprechen, soll hier wieder wenigstens ein Hinweis auf die Neuerscheinungen innerhalb der Serie gegeben werden.

Zuletzt war auf Bd. 15 hinzuweisen, einen Band „Mecklenburger erzählen“ aus dem Nachlaß von Richard W o s s i d l o. Dieser Nachlaß ist anscheinend unerschöpflich, den auch weitere Bände der Reihe zehren

noch von ihm. Das ist eines der Charakteristika dieser Serie, diese Beschäftigung mit Nachlässen, das Nachholen von versäumten Editionen. In den meisten Fällen wird man diese herausgeberische Tätigkeit sehr begrüßen, etwa bei dem überaus stattlichen Bd. 10, der Ausgabe der Ludolf-Parisius-Nachlasses durch Ingeborg Weber-Kellermann. Nicht minder charakteristisch ist übrigens die starke Beschäftigung mit Mecklenburg. Außer dem genannten Wossidlo-Band beschäftigen sich einige weitere Bände mit dem bisher offenbar etwas vernachlässigten Mecklenburg, das auf diese Weise viel Volkskunde nachholen kann.

Bd. 16 der Reihe ist die Ausgabe von Erich Stockmann „Des Knaben Wunderhorn in den Weisen seiner Zeit“, 1958, 166 Seiten. Karl M. Klier hat hier (ÖZV XIII/62, S. 239) die schöne Ausgabe der romantischen Liedersammlung bereits gewürdigt.

Bd. 17 muß als besonders eindrucksvolle Nachlaß-Ausgabe gewürdigt werden. Adolf Spamer hat sich jahrzehntelang mit dem „Romanusbüchlein“, jener Zauber- und Segensformelsammlung, beschäftigt. Sein „Historisch-philologischer Kommentar zu einem deutschen Zauberbuch“ hat sich in seinem Nachlaß erhalten, und wird nun hier mustergültig von Johanna Nickel herausgegeben. 1958, 446 Seiten, VII Tafeln. Sowohl die Einleitung wie die 17 Kommentarkapitel stellen einen sehr großen Gewinn der Volksglaubensforschung dar, auch wenn man eine derartige ausgesprochen philologische Behandlung der Segen, wie sie Spamer hier durchgeführt hat, vielleicht sogar als ein „Zuviel des Guten“ ansehen mag. Die Bearbeiterin des Nachlaßwerkes hat sich noch eingehend mit der „Tradition des Romanusbüchleins“ befaßt und die Kommentare offensichtlich nach allen ihr zur Verfügung stehenden Quellen — übrigens auch wieder jenen im Wossidlo-Nachlaß — ergänzt. Ein Werk der Geduld und des Fleißes, das man sehr hoch einschätzen muß.

Bd. 18: Rudolf Weinhold, Töpferwerk in der Oberlausitz. Beiträge zur Geschichte des Oberlausitzer Töpferhandwerks. 1958. 200, 106 Abb. auf Tafeln. Weinhold ist uns als Erforscher der mitteldeutschen Volkskunst wohl bekannt. Er hat beispielsweise zusammen mit A. Fiedler „Das schöne Fachwerkhaus Südhüdingens“ Leipzig 1956 herausgegeben. Hier legt er nun ein ausgesprochen wichtiges Buch zur sächsischen Hafnerkeramik vor; weitgehend handwerksgeschichtlich orientiert, mit einem umfangreichen Urkundenanhang von Zuforderungen usw. Für uns nicht zuletzt wegen der Zusammenhänge von Sachsen und Nordböhmen wichtig.

Bd. 21 — denn Bände mit den Nummern 19 und 20 sind mir bisher nicht zu Gesicht gekommen — Bd. 21 also: Friedrich Sieber, Volk und volkstümliche Motive im Festwerk des Barocks, dargestellt an Dresdner Bildquellen. 1960. 202 Seiten, 29 Abb. im Text und 112 Tafeln. Ein großformatiges Werk, das seinem bedeutenden Gegenstand im Text wie in den Bildern gerecht wird. Sieber hat die historische Volkskunde damit entscheidend bereichert. Der Tendenz der ganzen Reihe entsprechend sind die Gruppen des „Volkes“, also Bauern, Schäfer, Gärtner, Winzer, aber auch Bergleute, Handwerker und Fahrende, besonders herausgearbeitet. Aber ihr Auftreten wird in dem Abschnitt „Volkstümliche Motive im Festwerk“, also die Bindung der Motive an Jahreskreis und Lebenskreis, funktionell verstanden. Die ganze Welt dieser fürstlichen Aufzüge, der Schlittenfahrten und „Wirt-

schaften“, die im Frühbarock eine so beträchtliche Rolle an allen Höfen spielten, ist hier für das darin durchaus tonangebende Kursachsen vorzüglich herausgearbeitet. Ein Quellenwerk wie selten eines in unserem Fach, und erfreulicherweise auch in der erforderlichen Ausstattung mit Bildbeigaben.

Bd. 22: Gisela Schneidewind, Herr und Knecht. Anti-feudale Sagen aus Mecklenburg. Aus der Sammlung Richard Wossidlo herausgegeben. 1960. 210 Seiten. Wieder also eine Sagensammlung aus dem unerschöpflichen Wossidlo-Nachlaß gezogen; aber der Sammler wollte diese Geschichten, die man nur zum Teil als Sagen bezeichnen kann, gar nicht veröffentlichen. Sie geben nun ein gewollt einseitiges Bild vom alten Landleben in Mecklenburg, ein Bild, das die feudale Herrenklasse noch im nachhinein schlechtmachen soll. Nun war zweifellos dort im Nordosten in vieler Hinsicht, vor allem in sozialen Angelegenheiten, manches geradezu mittelalterlich verblieben. Aber derartige Kritiken im nachhinein werden doch offenbar der sicherlich auch vorhandenen Leistungen der Herrenschicht nicht gerecht. Man mag sich, des Ausgleiches halber, ein entsprechendes Buch darüber, etwa Walter Görlitz, Die Junker, Adel und Bauer im deutschen Osten. Geschichtliche Bilanz von sieben Jahrhunderten (2. Aufl. Glücksburg/Ostsee 1957) lesen. Die Arbeit von Gisela Schneidewind liegt auf der gleichen Linie wie Wolfgang Steinitz' „Demokratische Volkslieder“. Nur finde ich das Werk von Steinitz auch volksliedkundlich hervorragend gearbeitet, wogegen bei Schneidewind die sagenkundliche Aufarbeitung alles zu wünschen übrig läßt. Die genaue lokalgeschichtliche Kommentierung ist meiner Ansicht nach nicht so erheblich, und das Anführen kleinster und unwesentlichster Varianten auch nicht. Das Herausarbeiten der Sagentypen an sich, die ja sehr häufig gar keinen sozialkritischen Charakter tragen, die Angabe der Verbreitung im deutschen, aber vielleicht auch im außerdeutschen Bereich wäre wohl wichtiger gewesen.

Bd. 24: Viktor Schirmunski, Vergleichende Epenforschung I. 1961, 119 Seiten. Der russische Volksliedforscher, der sich einstmals um die Lieder der Deutschen in Rußland verdient gemacht hat, legt hier eine Untersuchung der russischen Heldenepik vor. Im Grunde geht es darum, die Ursprungsfrage der russischen Heldenlieder wieder anzuschneiden. War es eine zeitlang Mode, sie von germanischen Vorbildern herzuleiten, so versucht nun Schirmunski das Gegenteil. Die Typologie der Heldensage und des Heldenliedes gestattet offenbar die verschiedensten Interpretationen.

Bd. 26: Karl Baumgarten, Zimmermannswerk in Mecklenburg. Die Scheune. 1961, 198 Seiten, 32 Tafeln. Die Bauernhausforschung in Mecklenburg, vor allem von J. U. Folkers betreut, wird hier für die Ständerwerkscheune verdienstvoll weitergeführt. Baumgarten schließt sich verständlich an die in Westdeutschland heute so intensiv betriebene „Gefügeforschung“ an und vermag daher seine schönen Bestandaufnahmen trefflich zu verwerten. Mehr als anderwärts wird hier die Verbindung zu den wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen dargetan: Was durchaus zu begrüßen ist.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1959—1961 / Volkstümliche Keramik

- Curt Brauns, Vom Bartmannskrug zur Steinzeugindustrie. Frechen-Köln 1958, Bartmann-Verlag. 72 Seiten, Abb. 15.847
- (Fritz Brunner und Fritz Goffitzer), Erste internationale Keramikausstellung Gmunden am Traunsee, Salzkammergut. 8. Juli bis 16. August 1959. (Katalog.) Unpag., 21 Bildtafeln. Dazu unpaginiertes Nummern- und Namensverzeichnis. 15.431
- Robert Friedmann, More about Habaner Pottery (Mennonite Life, Bd. XIV, Nr. 3, July 1959, S. 129—130, 3 Abb. im Text). 15.330
- (Marijana Gušić), Tekstil i keramika Jugoslavije. Zagreb, Etnografski Muzej u Zagrebu (1959). 46 Seiten, 12 Bildtafeln. 15.209
- Heřman Landsfeld, Lidové hrnčírství a džbankářství. Besedy v řemesle džbankářském, hrnčírském a kanmařském (Die volkstümliche Töpferei und Krügelmacherei, Plaudereien über das Krügelmacher-, Töpfer- und Hafnerhandwerk). Prag 1950. Verlag Artia, 341 Seiten, 72 Tafeln, Abb. und Noten im Text. 15.839
- Adolf Rieth, 5000 Jahre Töpferscheibe. Konstanz (1960), Jan Thorbecke Verlag. 95 Seiten, 140 Abb. 15.460
- Karl Rumpf, Gefäßformen der volkstümlichen hessischen Töpferei (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 51/52, Textteil, 1960, S. 235—276, 13 Bildtafeln im Text). 15.984
- Aleksander Borisovic Saltikov, Russkaja narodnaja keramika (Russische volkstümliche Keramik). Moskau 1960. 166 Seiten, 166 Abb., 1 Titelbild. 15.950
- Vladimir Scheufler, Dejiny chodske keramiky (Geschichte der chodischen Keramik). Plzen (Pilsen) 1959, Krajske nakladestvi. 193 Seiten, 27 Abb. auf Tafeln, Abb. im Text. 15.054
- Barbu Slatineanu, Paul H. Stahl und Paul Petrescu, Arta populara in Republica populara romina, Ceramica (Volkskunst in der rumänischen Volksrepublik. Keramik). (Bukarest) 1958. Editura de stat pentru literatura so arta. 277 Seiten, 295 Abb., XLVII Farbtafeln. Ergänzungsheft mit russischer, englischer und französischer Zusammenfassung, 64 Seiten. 15.488
- Ulrich Steinmann, Ein viereckiger buntbemalter Kachelofen von Hans Heinrich Graf (1635—1696). (Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. XIX, 1959, S. 81—93, Taf. 25—28 mit 9 Abb.) 15.312
- Jozsef Szabafalvi, Die schwarze Keramik in Ungarn und ihre osteuropäischen Beziehungen (= Közleenyek a Debreceni Kossuth Lajos Tudományegyetem Néprajzi Intézetéből, Nr. 13). Debrecen 1959, Institut für Volkskunde. 42 Seiten, 21 Abb. im Text. 13.863/13
- Jozsef Szabafalvi, Die Ornamentik der ungarischen Schwarzeramik (Acta Ethnographica, Bd. IX, Budapest 1960, S. 251—327, 35 Abb. im Text). 15.998

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1961

Patrozinien und Volkskunde

Von Karl L u g m a y e r

Im „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ (1955) lesen wir: „Eine vordringliche, wenngleich schwierige Forschungsaufgabe stellt die Frage dar, wie weit die Heiligen der mittelalterlichen Kirche an die Stelle von Gestalten und Vorstellungen älteren Volksglaubens und germanischer Religion getreten sind...“¹⁾.

Hier soll ein kleiner Vorversuch zur Lösung dieser Aufgabe gebracht werden. Das Material stammt zunächst aus dem *Dehio* für Niederösterreich (1953)²⁾, umfaßt also die Diözesen St. Pölten und Wien, aber ohne das Stadtgebiet Wien. Diese Patrozinien-Statistik unterscheidet auch nicht zwischen Kirchentitel, Hauptpatron und Nebenpatron. Sie versucht lediglich festzustellen, welche Heilige als Kirchenpatrone aufscheinen. Es schließen sich gleich zwei Fragen an: scheinen diese Heiligen auf, weil sie bereits volkstümlich geworden sind oder wurden sie volkstümlich, weil sie aufscheinen. Es dürfte bald das eine, bald das andere der Fall sein. Es ist bekannt, daß besonders im niederösterreichischen Weinland das Fest des Kirchenpatrons, die Kirchweihe, noch Erinnerungen an ein altes Sippenfest zeigt, indem sich hier die Verwandten, auch aus Wien, einmal im Jahr treffen.

Die Gründe, warum in einer bestimmten Kirche ein bestimmter Heiliger zum Patron wurde, sind sehr mannigfach. Man bekommt davon eine Ahnung, wenn man die Ausführungen E. K. Winters in seinen „Severin-Studien“ über Translationen, Festzyklen, Kalendermystik, Monatszyklus, Heiligenfeste zur Jahreswende liest³⁾. Das alles bleibt ohne alle Berührung mit etwa noch vorhandenen Resten germanischer Religion. Es verraten sich hier kirchliche Gepflogenheiten der Mönche, Severins, Benedikts, der irischen Mission. Eine Art Heiligenverehrung zeigt sich bereits im

¹⁾ Oswald A. Erich und Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl. besorgt von Richard Beitzl. Stuttgart 1955. S. 311.

²⁾ *Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs*. Bd. Niederösterreich, neubearbeitet von Richard Kurt Donin, 3. Aufl. Wien 1953.

³⁾ Ernst Karl Winter, Studien zum Severinsproblem (= *Kleemens Kramert und E. K. Winter, St. Severin. Der Heilige zwischen Ost und West*, Bd. 2, Klosterneuburg 1959.

bairischen Namen für Dienstag, nämlich Eritag, nach K r a n z m a y e r Tag des Arius, offenbar gebildet unter dem Einfluß der arianischen Gotenmission des 4. und 5. Jahrhunderts ⁴⁾).

Einen Hinweis auf die Verbreitung der Heiligenverehrung von den Klöstern aus erhalten wir weiters in den Sequenzen, z. B. in jenen des Adam v. St. Victor (12. Jahrh.). Da finden wir neben den Hochfesten des Jahres, den Marienfesten und der Kirchweihe Sequenzen auf Stephanus, Agnes, Vincentius, Johannes der Täufer, Apostel, Laurentius, Michael, Dionysius, Martin, Andreas. Der Bestand ist übernational und international: Französische Nationalheilige wie St. Denis neben dem russischen Nationalheiligen Andreas.

Eine sehr sorgfältige Patrozinienstatistik finden wir bei R i e s e n h u b e r in einer topographischen Arbeit über die kirchlichen Kunstdenkmäler der Diözese St. Pölten (1923) ⁵⁾. In der Einleitung bemerkt er, daß er „seit 1905 den Stoff zu einem Patrozinienbuch über alle einstigen und gegenwärtigen Kirchen der Wiener Kirchenprovinz sammle, die geplante Schrift soll die Geschichte der Heiligenverehrung in den Bistümern Linz und St. Pölten und in der Erzdiözese Wien ... betreffen“. Er ist aber zu früh gestorben. Das Wörterbuch der deutschen Volkskunde verzeichnet nur K e r l e r, Die Patronate der Heiligen (1905) ⁶⁾, und S a m s o n, Die Heiligen als Kirchenpatrone (1892) ⁷⁾.

Die Angaben im Dehio-Handbuch sind nicht immer ganz klar. Sie genügen aber infolge der verhältnismäßigen Zahlenfülle für unseren Zweck. — Nun die A u f g l i e d e r u n g nach J a h r h u n d e r t e n.

Aus dem 11. J a h r h u n d e r t oder früher haben wir 21 Titel in 45 Kirchen. Von diesen Titeln finden sich 8 auch in den Sentenzen des Adam von St. Victor. Bemerkenswert sind die 7 Marientitel: Himmelfahrt, Empfängnis, Namen, Schnee. F i n k e erklärt in seiner „Frau im Mittelalter“ (1912) ⁸⁾, daß der Minnesang teilweise Schöpfer einer mächtig emporblühenden Marien-

⁴⁾ Eberhard K r a n z m a y e r, Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Österreich (= Arbeiten zur Bayerisch-Österreichischen Dialektgeographie, H. 1) Wien 1929.

⁵⁾ Martin R i e s e n h u b e r, Die kirchlichen Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten. Ein Heimatbuch. St. Pölten 1923.

⁶⁾ Dietrich K e r l e r, Die Patronate der Heiligen. Ein alphabetisches Nachschlagebuch. Ulm 1905.

⁷⁾ Heinrich S a m s o n, Die Heiligen als Kirchenpatrone für die Erzdiözese Köln und für die Bistümer Münster, Paderborn, Trier, Hildesheim und Osnabrück, Paderborn 1892.

⁸⁾ Heinrich F i n k e, Die Frau im Mittelalter. München 1913.

dichtung wurde. Vielleicht der Dichtung, nicht aber der Verehrung. Die Verehrung ist lang vor dem Minnesang im Volk. Das 11. Jahrhundert gehört noch zum Althochdeutschen, der Minnesang ist mittelhochdeutsch.

Im 12. Jahrhundert verzeichnen wir 26 Patrozinien mit 45 Namen, darunter 27 neue: 16 Marienfeste, darunter Elend, Geburt, Verkündigung. Sonst am häufigsten: Jakobus der Ältere 6 mal, Johannes der Täufer 4 mal, Laurentius 4 mal, Michael 5 mal, Martin 11 mal, Stephanus 12 mal, Ulrich 4 mal, Veit 6 mal. Dagegen erscheint der Landschaftsheilige Koloman nur einmal, ebenso Severin. Eine gewisse Nationalisierung (mit Einschluß von Bayern und der Schweiz) können wir verzeichnen bei den Namen Afra, Gertrud, Koloman, Lambert, Mauritius, Oswald, Othmar, Rupert, Severin, Ulrich, Valentin.

Die „drei heiligen Madl“ Barbara, Katharina, Margarete, geben eine Abrundung des Brauchtums. Das Brauchtum hat sich aber erst an ihnen entwickelt, sie stammen nicht aus dem Brauchtum. Von den 14 Nothelfern, wie wir sie in ihrer Vielzahl und Überzahl Ende des 15. Jahrhunderts kennen, erscheinen bereits 9: Ägidius, Barbara, Christoph, Georg, Katharina, Margarete, (Nikolaus), Oswald, Veit, gegenüber 5 im 11. Jahrhundert.

Das 13. Jahrhundert gibt uns 44 Namen in 181 Patrozinien, darunter 13 neue. Von den 13 neuen haben 6 volkskundliche Beziehung: Achatius, Agnes, Anna, Matthias, Pankraz, Thomas. Die Zahl der Nothelfer ist auf 11 gestiegen: Achatius, Pankraz. Zum ersten Mal erscheint ein Eisheiliger: Pankratius.

Keinerlei volkskundliche Beziehung haben 8: Augustin, Hl. Geist, Gotthard, Hippolyt, Kunigunde, Schmerzhafte, Verklärung, Zeno.

Eine gewisse Nationalisierung finden wir bei 2: Gotthard, Kunigunde. Aus der Märtyrerzeit stammen 5: Achatius, Agnes, Hippolyt, Pankratius, Zeno. Aus dem Christuskreis 3: Anna, Matthias, Thomas.

Das 14. Jahrhundert liefert 56 in 186, darunter 19 neue. Von diesen 19 Namen haben volkskundlichen Zusammenhang: Allerheiligen, Blasius, Cäcilia, Dionysius, Donatus, Erhard, Helena, Judas Thaddäus, Leonhard, Pantaleon, Quirinus, Wolfgang. Dabei ist Judas Thaddäus eine volkskundliche Neuerscheinung. Ausgebreitet hat sich sein Kult erst seit dem 18. Jahrhundert. Der österreichische Landesheilige Leopold hat kein allgemeines Brauchtum entwickelt. Der böhmische Wenzel dürfte zur Zeit Ottokars zwischen den Babenbergern und Habsburgern eingedrungen sein.

Die Marienverehrung hat sich neuerdings entfaltet. Es erscheinen zwei weitere Beinamen: Trost und Heimsuchung. Die Zahl der Nothelfer ist von 11 auf 16 gestiegen: Blasius, Leonhard, Pantaleon, Quirin, Wolfgang. Der Märtyrerzeit gehören an: Agapit, Blasius, Cäcilie, Dionysius, Donatus, Dorothea, Pantaleon, Quirin, Xystus.

Das 15. Jahrhundert bringt 30 Namen in 68 Patrozinien. Darunter nur 4 neue. Die Besiedlung und die kirchliche Einrichtung haben offenbar eine Sättigung erreicht. In anderen Ländern scheint diese Sättigung früher eingetreten zu sein, z. B. in Frankreich im 14. Jahrhundert mit nachfolgendem Sinken der Bevölkerung nach S o m b a r t, Der moderne Kapitalismus ⁹⁾.

Alle 4 neuen Namen haben volkscundlichen Bezug: Erasmus, Lichtmess, Ursula, Sebastian. Mit der ziemlich dichten Bevölkerung hängt wohl auch zusammen die zunehmende Seuchengefahr, von der uns die späteren Dreifaltigkeitssäulen mit den Pestssäulen zeugen: Aegidius, Christophorus, Rochus, Sebastian, später Karl Borromäus, Alban, Rosalia, überhaupt die 14 Nothelfer.

Gesamteindruck: Die Patrozinien weisen eine starke Eigenständigkeit und Beharrlichkeit auf. Nationale Einschläge sind nur wenig zu bemerken. Durch den Heiligenkalender hat sich das Brauchtum an bestimmte Heilige und Heiligenfeste angerankt, wurde dadurch lebendig erhalten und hat sich oft auch weiter entwickelt. Vorchristliche religiöse Vorstellungswelt ist aus den Titelheiligen, den Patrozinien, nicht wahrscheinlich zu machen.

E. A. T o m e k hat eine unveröffentlichte Zusammenstellung „Titel und Patrone der Pfarrkirchen der Wiener Erzdiözese in Wien und Niederösterreich“ verfaßt, leider noch ohne zeitliche Gliederung. Dieser Querschnitt Wien — östliches Niederösterreich stimmt so ziemlich überein mit unserem Querschnitt Niederösterreich ohne Wien: 80 marianische Titel, 18 Dreifaltigkeit, 25 Christus, 29 Jakobus der Ältere, 24 Martin, 19 Petrus und Paulus, 18 Nikolaus, 17 Ägidius, 16 Georg, 16 Laurentius, 15 St. Veit, 13 Margareta, 12 Stefan, 12 Ulrich, 10 Andreas, 10 Josef, 10 Leopold. Die übrigen 45 Namen bleiben unter 10. Es erscheint kaum ein neuer Name gegenüber unserer Zusammenstellung, die nur bis zum 15. Jahrhundert reicht.

⁹⁾ Werner S o m b a r t, Der moderne Kapitalismus. Leipzig 1902. Bd. I/1, S. 214.

Barock-Frömmigkeit im Banat

Von Koloman J u h á s z

Das Gebiet zwischen der Marosch, Theiss, Unteren Donau und den Siebenbürger Alpen, ferner ein Teil nördlich der Marosch gehörte zum Bistum Tschanad und war vor dem Vertrag von Trianon (1920) die zweitgrößte Diözese Ungarns. Während der Türkenherrschaft ging das Bistum zugrunde²⁾ und mußte durch die Propaganda-Kongregation von Rom aus administriert werden³⁾. Nach Vertreibung der Türken und Zurückeroberung der Stadt Temesvar (1716), beziehungsweise nach dem Frieden von Passarowitz (1718) kam das Diözesangebiet südlich der Marosch unter dem Namen „Temesvarer Banat“⁴⁾ unmittelbar unter österreichische Herrschaft (Wiener Kriegsrat und Hofkammer). Der neue Bischofsitz wurde unter Beibehaltung des alten Namens in der Metropole des Banats, in Temesvar errichtet, das während der Türkenzeit entvölkerte Diözesangebiet konnte, zumeist durch Katholiken aus dem Reiche, neu besiedelt werden⁵⁾. Im Jahre 1779 wurde das Banat wieder Ungarn einverleibt. Der Friede von Trianon verteilte den größten Teil des Diözesangebietes an Rumänien und Jugoslawien, und nur ein kleiner Teil verblieb in

¹⁾ Veit-Lenhardt, Kirche und Volksfrömmigkeit des Barock. Freiburg, 1953 (=VL). — H. Hagel, Banater Volkskunde. (Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Bd. I, 242—247.) (=H). Vonások a délmagyarországi sváb szokások köréből. (Südungarisch-schwäbische Volksgebräuche). In: Történelmi Adattár Csanádegyházmegye hajdanához és jelenéhez. (Historische Datensammlung zur Vergangenheit und Gegenwart der Diözese Tschanad) Bd. IV. Budapest 1874 (=HDS). — Banater Deutsche Kulturhefte, Temesvar (=BDK). Ortsmonographien, besonders Pink, Die Heidengemeinde Ostern. Timsiara, 1934. — Anna Coreth, Pietas Austriaca, Ursprung und Entwicklung Barocker Frömmigkeit in Österreich, Wien 1959.

²⁾ Kreuz und Halbmond im Banat. (Theologie und Glaube. Paderborn, 1933, 605—618.)

³⁾ Die Beziehungen der Propaganda-Kongregation zur Tschanader Diözese. (Römische Quartalschrift, 1926, 59, 74.)

⁴⁾ Schrifttum über das Banat: J u h á s z, Das Tschanad-Temesvarer Bistum während der Türkenherrschaft. Dülmen i. W. 1938, S. 14, Anm. 24.

⁵⁾ Priesterzuwachs im Banat zur Zeit Maria Theresias. (Burgenländische Heimatblätter. Eisenstadt 1958, 173—182.)

Ungarn. Im Jahre 1930 wurde für das rumänisch gewordene Gebiet das Bistum Temesvar (Timisoara) errichtet; die in Ungarn verbleibende Diözese Tschanad erhielt Szeged als Bischofssitz; an der Spitze des jugoslawischen Teiles steht als Apostolischer Administrator der Erzbischof von Belgrad.

Das Temesvarer Banat wurde eine selbständige Provinz unter militärischer Verwaltung, an deren Spitze der General, später Feldmarschall, Graf Claudius Florimund Mercy als Statthalter gestellt wurde. Dieser war ein ausgezeichnete Soldat, genialer Administrator und großes Wirtschaftstalent. Da das Banat unmittelbar unter österreichische Leitung geriet, wurde hier die den ungarischen Diözesen gemeinsame kirchliche Verwaltung nicht eingeführt. Es offenbarte sich aus Wien sogar das Bestreben, das Banat vom Gebiete der alten Diözese loszutrennen und die abgesonderte Provinz auch kirchlich selbständig einzurichten⁶⁾. Die oberhirtliche Gewalt der Bischöfe sollte sich auf das Banat beschränken. Unter der deutschen Bevölkerung verbreitete sich die Barock-Frömmigkeit. Die hier angeführten Volksbräuche stammen einerseits noch aus der Ansiedlungszeit, andererseits lebten diese größtenteils bis zur jüngsten Vergangenheit fort.

*

Wie im Mittelalter⁷⁾ läuft das Jahr des Barock ab. Da stellt der volksfromme Wille wieder Bildstöcke und Kreuze als Zeichen frommen Sinnes in die Fluren. Von Denkmälern dieser Art sind aus dem Mittelalter im Banat nicht einmal Reste vorhanden. So gründlich hatte die Türkenherrschaft unter ihnen aufgeräumt. Von neuem ist aber die Landschaft des Barock von ihnen angefüllt. Wenn der Bauer in der Kreuzwoche seine Felder besieht, geschieht dies häufig in den Bittprozessionen, die ihn mit wehenden Fahnen und dem Segen der Kirche durch die grünenden Fluren führen. Ein Kirchenfest reicht dem anderen die Hand bis zum Herbst, in dessen Verlauf wegen der Ernte selbst die Gottesdienste verkürzt wurden und wo „in der guten alten Zeit“ die Pfarrer auch ihre Predigtferien hatten. An die Kirchenfeste reihten sich die herkömmlichen Wallfahrten, die Gemeinde-, Standes- und Familienfeste voll Frohsinn und Poesie, aber auch voll religiöser Weihe. Die Bruderschaften feierten ihre Patronstage, die Bauern den Tag des heiligen Wendelin, die Winzer den heiligen

⁶⁾ Bestrebungen zur Errichtung eines deutschsprachigen Bistums im Banat im 18. Jh. (Römische Quartalschrift, 1929.)

⁷⁾ Glaubensleben und Seelsorge im Banat im Mittelalter. (Theologie und Glaube. Paderborn, 1957, 436—445.)

Urban, am Abend vor St. Nikolaus poltert der Knecht des Heiligen, über die Straßen und durch die Gassen. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß die religiöse Volkskunde die frühere Betrachtung von unten, vom Volke her, ergänzt hat. An der Tiefe und an dem Umkreis der Heiligenverehrung und des Volksfrommen des Barock einfachhin wurde uns erst recht die Kraft der erlebten Religion im Alltag klar⁸⁾.

Das Volksfromme des Barock zeigt sich in der religiösen Durchpulsung des Tageslaufes, im Gebetsleben des Alltags mit all seinen zeitentsprechenden Überschwänglichkeiten und mit einem manchmal gehäuften Gebrauch der Sakramentalien, des Weihwassers und seiner barocken Abarten, des Kreuzes und der Medaillen. Die sonntägliche Wasserweihe war allgemein Brauch, der zur Zeit des Barock sich wieder einbürgerte und der versammelten Gemeinde allsonntäglich das Weihwasser zum Gebrauche einer Woche zur Verfügung stellte. Wie sehr gerade zu dieser Zeit alle natürlichen Lebensgebiete religiös durchleuchtet waren, zeigt sich aus den Segnungen von Salz, Brot, Wein, Öl, Feld- und Gartenfrüchten. Neben den liturgischen Segnungen und Weihungen entsprach die damals allgemein beliebte Weihe der Häuser, der Brunnen, selbst von gewerblichen Dingen dem religiösen Zuge der Zeit. Auch die damals allgemein und häufig angewandten Wettergebete und verschiedenartigen Wettersegen, wie der Segenschutz für die Tiere und in großen Gefahren, zeugen von religiöser Erfüllung aller Lebensgebiete. Auch der Besuch der Werktagmesse an bestimmten Tagen gehörte vielfach zum religiösen Brauchtum des Tageslaufs. Die Kleinkunst des Barock läßt auch auf die religiöse Weihe des Heimes⁹⁾ durch Kreuz¹⁰⁾ und Bild schließen. Wenn man die Volksandachten des Barock, seine gesteigerte Heiligenverehrung, in das Volksfromme des Alltags stellt, wird man gewisse manche Abwegigkeiten entdecken. Der Kern war jedenfalls gesund und barg lebensformende und beseelende Religiosität. Das für den Tagesablauf charakteristische öftere Läuten mit einer Glocke, dem ein religiöser oder ein praktisch-sozialer Sinn zugrunde liegt, hat sich im Zeitalter des Barock weit ausgebreitet. Es scheint die Sitte verbreitet gewesen zu sein, auch bei nächtlichen Versehngängen ein Glockenzeichen zu geben.

Das Volksfromme des Wochenlaufes hat stets am Sonntag seinen selbstverständlichen Höhepunkt. Die Feier des Gottes-

⁸⁾ VL 130—131.

⁹⁾ Die innere Einrichtung eines Ansiedlerhauses mit ihren Kruzifixen, Heiligenbilder gleich einer kleinen Kirche.

¹⁰⁾ H. Schauerte, Die Kreuzfeste im religiösen Brauchtum. (Theologie und Glaube, 1959, 365—368.)

dienstes war an Sonn- und Feiertagen in allen Orten würdig. Die Zeit der Blüte der Volksandachten, die aus dem Volksfrommen herausgewachsen sind, sah das Volk am Sonntag auch nachmittags zahlreich zum Gottesdienst versammelt. Auch die religiöse Weihe der Wochentage entbehrt nicht eigentümlichen Reizes. Der Montag ist uns im Zeitalter des Barock bald als Aposteltag, bald als Armenseelentag bezeugt. Die Bekämpfung des „blauen Montags“ durch die Kirche hatte erst recht einen religiösen Grund, weil man auch im Zeitalter des Barock viel Aberglauben mit dem Montag verbunden hat. Eine eindeutige religiöse Note gab das Volksfromme des Barock dem Dienstag als dem Antoniustag, da die Übertragung der Reliquen des heiligen Antonius zu seiner Ruhestätte in Padua am 17. Juni gerade auf einen Dienstag fiel. Der Mittwoch als Josephstag konnte sich im Zeitalter des Barock um so leichter einbürgern, da gerade in dieser Zeit die Verehrung des heiligen Joseph einen vorher kaum erreichten Aufschwung gefunden hat. Bisweilen teilt sich an diesem Tage auch weiteren Kreisen „die sakrale Hausmacht der Gesellschaft Jesu“ (G. Schreiber¹¹⁾) in der Ignatius- und Xaveriusverehrung mit, besonders deshalb, weil in der Metropole des Banats und teilweise in der „Provinz“ Jesuiten die Seelsorge ausübten¹²⁾. Ähnlich wirkte sich die eucharistische Andacht im Volksfrommen des Barock aus, den Donnerstag als Tag des allerheiligsten Altarsakramentes zu charakterisieren. Das sogenannte Todesangst-Christi-Läuten gab am Abend als Anruf zur Erinnerung an das Erlöserleiden dem Donnerstag eine besondere religiöse Weihe. Daß der Freitag als Gedächtnistag des Leiden Christi stärker in den Mittelpunkt des Volksfrommen des Barock hineingerückt wurde, ist aus der stark aufblühenden Herz-Jesu-Verehrung und dem damals aufkommenden Herz-Jesu-Freitag wie auch aus dem Scheiden-Christi-Läuten an jedem Freitag um 11 oder 15 Uhr wohl zu verstehen. Samstag wurde bereits seit dem 12. Jahrhundert durch die Samstagmesse „in honorem beatae Mariae Virginis“ ausgezeichnet. Zweifellos hängt die Einführung dieser Messe mit dem Werden der gotischen Frömmigkeit zusammen, die mit dem leidenden Heiland auch den Anteil der Gottesmutter an der Heilstat in das Schauen des gläubigen Volkes gestellt hat. Sowohl die aufblühende Mariologie wie auch die immer weitergehende Entfal-

¹¹⁾ Georg Schreiber war der Herausgeber der Banater Bistumsgeschichte: Das Tschanad-Temesvarer Bistum 1030—1307. Münster 1930. Das Tschanad-Temesvarer Bistum 1552-1699 (1938). Die Stifte der Tschanader Diözese im MA (1927).

¹²⁾ Jesuiten im Banat, 1718-1773. (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs. Wien, 1958, 153—220.)

tung und Ausgestaltung des Marienkultes im Zeitalter des Barock hat auch den Samstag als Mutter-Gottes-Tag immer mehr in Erscheinung treten lassen. Man betrachtete den Samstag als Glückstag, der den Vorgeschmack des Sonntags an sich trägt. — Wenn wir schließlich das mit den einzelnen Monaten verbundene Brauchtum des Volksfrommen betrachten, werden wir wiederum Verbindungslinien zum Frommen des Barock finden. Der März als Josefsmonat, der Mai mit seiner Maiandacht und dem Maialtar in Kirche und Haus¹³⁾, Juni als Herz-Jesu-Monat und die in ihm beginnenden Aloysiussonntage, der Juli als Heilig-Blut-Monat mit seinen Heilig-Blut-Wallfahrten, der Oktober als der Rosenkranzmonat¹⁴⁾, all diese mit dem Monatsablauf verbundenen

¹³⁾ Im Monat Mai wurden unter andächtigen Seufzern Palmenzweige in die Ackerfelder gesteckt gegen Hagelschauer und ebenfalls zur Verhinderung von Hagelschaden wurde von Christi Himmelfahrt oder vom 1. Mai bis zur Ernte wöchentlich je ein Tag in der Kirche mit Hochamt, ferner mit Arbeitsruhe gefeiert („Gmaan-Feiertag, d. h. Gemeinde-Feiertag.“) (HDS IV, 117.) Ein altes Gebet zur Mutter Gottes: „Maria rosenrot, Dir klag ich meine Not. Meine Not klag ich Dir, Mein Leib und Seel empfahl ich dir. Wenn mein Mund nicht mehr spricht, Meine Ohren hören nicht, So rufe ich: Jesus, Maria, Josef, Steht mir in meiner letzten Stunde bei! Amen.“ Aufgezeichnet von Hans Hagedl. (Banater Deutsche Kulturhefte. Vierteljahrsschrift für geistiges und kulturelles Leben der Banater Deutschen. Temesvar 1929. II. Jg., Heft 4, S. 28.)

¹⁴⁾ Die Marienverehrung und namentlich die Rosenkranzandacht förderte auch das „Türkenmotiv“. Wie bekannt, wurde Wien am Feste Mariae Namen, 12. September 1683, von den Türken befreit. Diesem Siege folgte die Zurückeroberingung Ofens (2. September 1686). Den ersten Anstoß zum Falle Temesvars gab der Sieg bei Peterwardein am Feste Mariae-Schnee (Maria ad Nives, 5. August 1716). In den Tagen der Belagerung der Festung Temesvar, als anderswo Unwetter tobte, war der Himmel in Temesvar durch heiteres Wetter dem belagerten Heere günstig. Dieses Wetter war für die Christen so entscheidend, daß die Belagerung mit dem Siege endete und die Türken die Festung aufgaben. Die Kirche in Temesvar wurde deshalb „Ad Mariam Serenam“, zur heiteren Maria benannt, Papst Klemens XI. verordnete zur Erinnerung dieser Türkensiege die Feier des Rosenkranzfestes: Clemens XI., animo reputans insignem victoriam, anno 1716 in Hungariae regno a Carolo VI. in imperatorem Romanorum electo de innumeris Turcarum copiis relatum, eo die contigisse, que festum Dedicacionis ad Nives celebraretur, atque eodem ferme tempore quo sacratissimi Rosarii confratres publicam sollemnemque supplicationem in alma Urbe, ingenti populi concursu magnaue religione, peragentes, fervidas am Deum preces pro Turcarum depressione funderent ac potentem opem Deiparae Virginis in auxilium Christianorum humiliter implorarent; eam ob rem, victoriam illam, . . . eiusdem beatae Virginis patrocinio censuit adscribendam. Quam ob rem ut hujus quoque tam insignis beneficii perennis semper et memoria exstaret et gratia, sacratissimi Rosarii festum eodem ritu celebrandum ad Ecclesiam universam extendit“.

religiösen Übungen und Bräuche tragen deutlich den Charakter der Volksandachten des Barock. Damit wird zugleich offenbar, wie die Kirche in alle Schichten des Volkes und in alle Verhältnisse des Lebens im Tages-, Wochen- und Monatslauf einen Strahl des Göttlichen und Heiligen hineingesandt hat, wie sie sich wirklich als Volkskirche offenbart hat und schließlich in einer Zeit, die der Trennung von Natur und Übernatur Vorschub geleistet hat, immer wieder das ganze Leben in eine übernatürliche Gottbezogenheit hineingestellt hat.

Im Ablauf des Kirchenjahres erhielt und vertieft sich das volksfromme Brauchtum im Zeitalter des Barock um so mehr, als die Vorliebe für szenische Darstellung und weitgehendste Anschaulichkeit die Menschen dieser Zeit beherrschte. Im Advent hat sich die sogenannte „Herbergsuche“ weiterentwickelt. Beim Überschreiten der Schwelle wurden nach eigenem Ritus „die heiligen Leut“ als Hausgäste begrüßt und beim Aveläuten des anderen Tages in ähnlicher Weise verabschiedet. Dem volksfrommen Brauch lag als Sinn zugrunde die „Verehrung der mitleidswürdigen Abweisung von der Herberge, welche Maria und Joseph zu Betlehem widerfahren ist“, wie auch „der erbarmungswürdigen Ausschließung des Kindes Jesu zu Betlehem“ (Luk. 2, 7). Nach Besuch der Rorate-Messe wurde „Roradi-Würscht“, „gefrühstükt“. Der 6. Dezember, das Fest des heiligen Nikolaus ist zu einem „kleinen Weihnachten“ geworden. An diesem Tag, dem „kleinen Weihnachten“, ist es Brauch, kleinere Geschenke zu geben als eine Vorbereitung auf die „großen Weihnachten“¹⁵⁾. Am Weihnachtsabend ging das Christkindlein herum. Kinder waren als Christkindlein, als Josef und Englein verkleidet. Sie sagten dabei Weihnachtsgedichte auf und sangen Weihnachtslieder. In der hl. Weihnachtsnacht brachte das Christkindlein den kleinen Kindlein Geschenke, für die Knaben Pferde, für die Mädchen Puppen und Herzeln aus Lebkuchen. In den meisten Häusern wurde am hl. Abend Wurst gekocht, die dann nach der Mette mit Kren gegessen wurde. Alles Vieh bekam Futter, als Freude, daß der Heiland geboren wurde. In manchen Familien war es Sitte, daß ein Familienmitglied in die Mette, in der Hirtenmesse und ins Hochamt des ersten Weihnachtstages ein Stückchen Brot mitnahm¹⁶⁾. An manchen Orten werden noch heutzutage das Adam- und Eva- und das Betlehem-Spiel von umziehenden Kindern aufgeführt. In Werschetz wird zu Weihnachten Klötzenbrot gegessen und in Karlsdorf mischt man am ersten Weihnachts-

¹⁵⁾ VL 137—148

¹⁶⁾ P 43

tage den Pferden Brot ins Futter. Allgemeiner Volksglaube war, daß in der heiligen Nacht während der Mette die Pferde sprechen und daß in die Kirche mitgenommene Nüsse Geschwüre verursachen, ferner, daß Unverheiratete ihre Zukünftigen erkennen, wenn sie bei der Wandlung während der Mette einen Apfel in der Tasche umdrehen und ihn dann nach dem Gottesdienst essen: die erste Person, der sie am Morgen begegnen, wird dann ihre Ehehälfte. Ebenso glaubte man, daß zwischen Weihnachten und Neujahr ausgehängte Wäsche Unglück bringt, gleich dieser werden nämlich im nächsten Jahre die Häute verendeter Haustiere am Boden hängen. Am J o h a n n i s t a g (27. Dezember) wechselten Knechte und Mägde (stellenweise schon am zweiten Weihnachtstag) ihren Dienst. Fiel der Tag auf einen Mittwoch, so fand die Übersiedlung am vorherigen oder nachfolgenden Tag, denn Mittwoch galt als Unglückstag. Am Johannistag ließ man in der Kirche eine Flasche Wein weihen, der dann zu Hause getrunken wurde¹⁷⁾. „Sankt Johannes Segen: muß gtrunkn sin“. Die Sitte der Weihe des Johannesweines und des Trinkens der Johannesminne konnte durch ihre im kirchlichen Rituale vollzogene Verankerung sich leicht im Volksbrauchtum erhalten und weiterpflanzen, in Nachwirkung der Legende vom Giftbecher, der dem Apostel nichts anhaben konnte¹⁸⁾. — Am Tage der U n s c h u l d i g e n K i n d e r (28. Dezember) war in vielen Gemeinden der Schlag mit der Rute die Sitte; überall enthielt man sich auch des Nähens, damit das Eierlegen der Hühner dadurch nicht verhindert wird. Zu N e u j a h r bildet Schweinefleisch, womöglich ein Spanferkel den Festtagsschmaus, niemals Hühner, damit sie das Glück des Hauses nicht auseinanderscharren, denn der Neujahrstag war zukunftsverkündend¹⁹⁾. Altehrwürdig ist die Wunschformel: „Vatr, (Motr, Kot, Phatt, Vedr, Sepp, Wess Kati usw.) ich wansch Eich s Neijohr an, lang sollt tr lew, glickselig sterwe, Frieden, Einichkeit und kude Ksuntheit!“¹⁹⁾. — Am V o r t a g e z u m D r e i k ö n i g s f e s t ließ eine jede Familie, anlässlich der Wasserweihe, in der Kirche Brot, Salz und Kreide weihen. Das mit dem geweihten Salz bestreute, geweihte Brot wurde durch die Familienmitglieder verzehrt. Es sollte, wie auch das Weihnachtsbrot und der Johanneswein vor Krankheiten schützen. Mit der Kreide wurden auf jeden Türstock die Anfangsbuchstaben der Namen der drei Weisen aus dem Morgenlande „K + M + B“ aufgeschrieben, um von dem Hause alles Übel abzuwenden. Die

17) H 244

18) VL 143

19) H 244; Matz H o f f m a n n, Gertianosch, Timisioara 1935, S. 106.

hl. Dreikönige gingen von Haus zu Haus, Sprüche aufsagend und dem Sinn des Tages angemessene Lieder singend. An diesem Tag hat die Mutter die Dreikönigskrapfen, „Kichel“, gebacken und in ein oder zwei solche eine Geldmünze getan. Sie wußte genau, in welchem Krapfen das Geld war und stellte die Schüssel so auf den Tisch, daß die Krapfen mit dem Geldstück vor die Kleinen kamen. Diese griffen dann auch meist richtig darnach und wurden „die König“²⁰⁾. Das Weihwasser wurde oft erneuert und fehlte im Laufe des ganzen Jahres niemals in keinem Hause. Die Häuserweihe fand im Laufe der Festoktav in einzelnen Ortschaften statt.

Nach Dreikönig, da die kirchliche Verbotzeit vorbei war, begann die Tanzmusik, und an Sonn- und Feiertagen wurden Krapfen („Küchel“) gegessen. Zwei bedeutungsvolle Tage fielen in die Faschingszeit: Lichtmeß (2. Februar) und Blasius (3. Februar). Am Feste Mariae Lichtmess hat man im Zeitalter des Barock den Abschluß der Weihnachtszeit mit der Kerzenweihe und Lichterprozession begangen, in deren Mittelpunkt wieder der Gedanke des in Christus aufgegangenen Lichtes der Welt steht. Die geweihte Kerze wurde aufbewahrt, bei Donnerwetter angezündet und dabei gebetet. Ein alter Spruch lautete: „Lichtmess, Spinnen vergess. An Tach zunacht kesz. Mit te Hingle schlofe kehn, Mit te Hahne ufstehn“. Das unmittelbar anschließende Fest des heiligen Blasius, der als Schützer bei Halsweh angerufen wurde, hat im Barock eine grössere Volkstümlichkeit erlangt. Der Blasiussegens, der mit zwei geweihten Kerzen und mit einer Benediktionsformel erteilt wird, wurde überaus volkstümlich. Die Faschingslustbarkeit erreichte ihren Höhepunkt am Faschingdienstag. In Sackelhausen und in einigen anderen Ortschaften war noch eine Art Frühlingsanalogiezauber Brauch: „Haensel und Gretel“ aus Stroh ausgestopft, auf dem Umfange eines Rades, das durch eine Stange mit einem Wagen verbunden war, einander gegenübergestellt, kamen beim Fahren in drehende Bewegung, als würden sie tanzen, während die auf dem Wagen sitzenden Jungen unter dem Spiele einer Ziehharmonika jubelten. Am schönsten wurde „Letzfasching“ in Weisskirchen gefeiert, wo der Einzug des Frühlings als Blumenkönig aufgeführt wurde. In Werschetz bestand die Sitte des Winteraustreibens, indem auf der Gasse eine mit Stroh ausgestopfte Puppe aufgestellt wurde, auf die die Vorbeigehenden mit einem Stock schlugen. Das zur Fastenzeit überleitende Fastnachtstreiben des Mittelalters hat also auch die Zeit des Barock beherrscht.

²⁰⁾ P 44

Burschen, als Mädchen verkleidet, sämtliche maskiert, zogen paarweise die Straßen entlang, besuchten näher befreundete Häuser und erhielten Speck und Eier, die nach dem Aufzug im Wirtshause, wohin sie sich begeben, verzehrt wurden. Auch die runde Gestalt, der während der ganzen Faschingszeit gebräuchlichen Krapfen („Kichel“) — welche angeblich auf einen Opferkuchen zurückgehen — hatte dieselbe Bedeutung wie das Wagenrad, wie denn auch das Essen und Trinken, das auf den Umzug folgte, eigentlich eine Segenshandlung dargestellt hat. Vermummung und Maskierung wollte es auch sein, wenn am Faschingsdienstag Kinder sich gegenseitig schwarze Schuhwische ins Gesicht schmierten. Bei Morgenanbruch des Aschermittwochs wurde unter den Klängen eines Trauermarsches ein Musikinstrument in den Fußboden des Tanzsaales versenkt. Nirgends wurde die Fastnacht mit solch großem Enthusiasmus kultiviert wie in Weisskirchen. Von dem oben angedeuteten Fastnachtzug wich der Weisskirchener insofern ab, als hier der Einzug des Frühlings gefeiert wurde. Der Analogiezauber richtete sich auf den Frühling als Blumen- und Wachstumskraft. Hier fanden auch Frühjahrsumritte statt, wenngleich nicht wie in den reichsdeutschen Landen, am Georgitag, sondern auf die Fastnacht herausgeschoben²¹⁾. Während der drei letzten Faschingstage wurde fleißig dem Tanz gehuldigt. In der Nacht auf Aschermittwoch wurde um Mitternacht in der Kirche geläutet, worauf alle Unterhaltungen abgebrochen wurden. Ein Mitglied der Gemeindevorstellung sorgte dafür, daß beim Faschingsläuten das Wirtshaus geräumt wurde.

Um Aschermittwoch rückt die Wetteraussicht immer mehr in den Vordergrund des Interesses der Bauern: Lichtmess mit dem aus den Höhlen kriechenden Bären zeigte schon an, was zu erwarten ist; unruhiger macht sie der Matthiastag (24. Februar) und Vierzig Märtyrer (10. März), denn zu Josefi (19. März) soll der Mais in den Boden geschafft werden und am Georgitag (23. April) bzw. zu Markustag (25. April, Fruchtweibe) der Weizen so groß sein, daß sich ein Rabe darin verstecken kann. Sobald *G e r t r u d* (17. März), die erste Gärtnerin, günstig ist, setzt die Arbeit in Feld und Garten ein und wird zu Karfreitag und Ostern unterbrochen.

S t. G e o r g, der seit Richard Löwenherz als Patron der Kreuzritter erscheint, gilt seit dem Mittelalter auch ganz allgemein als Schutzherr der Ritter und Reiter, der Schützen und Waffenschmiede, der Soldaten und Wandersleute, besonders aber

²¹⁾ P H 244; BDK 1929, Heft 3, S. 19—20.

der Bauern (Georgos = Landmann) und ihres Besitzes, namentlich der Pferde, die ja bei dem Georgritt, auf den Namen dieses Heiligen gesegnet werden. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges fand der sogenannte Georgstaler weite Verbreitung. Die Vorderseite zeigt das Bild des Ritters Georg, der auch als Jörg oder Jürgen bezeichnet wird, wie er den Drachen tötet. Auf der Rückseite erkennt man die Darstellung des Apostels Petrus im Sturm mit der Unterschrift: „In tempestate securitas — sichere Fahrt trotz Sturm und Wetter“²¹⁾. Der Kult dieses Heiligen führt zurück zu den Spuren des ersten Bischofs von Tschanad, des heiligen Gerhard. Der heilige Märtyrer-Bischof war vorher Abt des St. Giorgio-Stiftes in Venedig (Isola S. Giorgio). Von dort brachte er den St. Giorgio-Kult mit. Die erste Kirche, die er hierzulande, nachdem er die Grenze seiner Diözese an der Theiss überschritten hatte, weihte, war die Abteikirche zu Sankt-Georg in Oroszlanosch (heute: Banatski- Arandjelovo, Jugoslawien). Die erste Domkirche in der Bischofsstadt Tschanad weihte er ebenfalls dem hl. Georg. Diese fromme Tradition überlebte die Türkenzeit. Als der Bischof von Tschanad, Adalbert Freiherr von Falkenstein am 6. August 1736 in Temesvar den Grundstein zur neuen Domkirche legte, wurde in demselben eine Urkunde eingeschlossen, nach welcher die neue Kathedrale den hl. Georg als Schutzpatron verehren werde²²⁾. Bei der am Markustage („Marxtag“) stattfindenden Fruchtweihe nahmen die Prozessionsteilnehmer einige Halme des geweihten Weizens mit für das Vieh, das dadurch vor Krankheiten behütet werden sollte. Kleine Kränzlein wurden gewunden und über den Weihwasserkessel gehängt. Fahnen, Kreuze und Statuen wurden ebenfalls geschmückt. Dem Volk der Weinbauern blieb als volkstümlicher Schutzpatron der heilige Urban, dessen Fest am 25. Mai begangen wird. Der heilige Papst, der meistens mit einer Taube in der Hand in Weinbergen oder auf Fässer geschnitzt dargestellt wird, gilt als Patron des Weines, der Winzer und Küfer und stand bereits im Mittelalter in hoher Verehrung. Wie er der „Winzer-Schutzherr“ geworden ist, sucht man in dieser Weise zu erklären: „Da der 25. Mai im Leben des Weinbauern insofern von Bedeutung ist, als um diese Zeit seine Arbeit im Weinberg abgeschlossen ist und nun die Natur ihr Werk tun muß, empfahl man aus gläubiger Haltung Arbeit und Erntehoffnung dem Heiligen, der am 25. Mai seinen Festtag hat“. So wurde St. Urban der Schutzheilige des Weines und des Bauern, der jenen mit Hilfe Gottes und der heiligen Kräfte der Natur dem Boden abgewinnt. Wie

²²⁾ VL 156—157.

sehr im Volksbewußtsein die Verbindung von St. Urban mit Wein und Weinbau sich durchgesetzt hat, kommt in dem bis zur Stunde üblichen Sprichwort zum Ausdruck: „Hat Urbans Tag Sonnenschein, gibt es viel und guten Wein“. Oder: „St. Urban hell und rein, segnet die Fässer ein“. Oder: „Pankraz und Urban ohne Regen, folget ein großer Weinsegen“. Diese hier berührte Verbindung des bekannten Eisheiligen mit dem heiligen Urban ist wohl aus der Naturbeobachtung zu verstehen, nach der das Fest des sogenannten Eisheiligen den Zeitpunkt wahrscheinlichen Rückfalls winterlicher Kälte, der Tag des heiligen Urban aber den Zeitpunkt letzten möglichen Kälterückfalls bedeutet, der ja den Weinreben so gefahrvoll werden kann²³⁾. Auch der von Bräuchen so reich umrankte **Johannistag** hat über den Barock hinaus seine Eigenart bewahrt. In dem aus der Sommersonnenwende übernommenen Johannisfeuer wird schon im ausgehenden 12. Jahrhundert ein Hinweis erblickt auf „den Vorläufer des Herrn, der eine brennende Leuchte war“²⁴⁾.

Die Fastenzeit, die mit dem Empfang der geweihten Asche nach alter Sitte eingeleitet wird, bekam im Barock durch die Ausbreitung und Pflege der Kreuzwegandacht ein besonderes Gepräge. Man genoß kein Fleisch, selbst keine Eier. Das Fasten wurde damals strenger gehalten. Der alte Spruch am Ende der Fastenzeit: „Alleluja, mit Butter und Käse ist huja“ (d. h. aus), deutete darauf hin, daß das Fleischverbot ernst genommen wurde. Die Einleitung der Leidenswoche am **Palmsonntag** mit der althergebrachten Palmweihe und Palmprozession, bei der der Palmesel mitgeführt wurde, hat im Zeitalter des Barock manche Ausschmückung und Abwandlung aus dem Verlangen der Zeit nach szenischer Darstellung und Anschaulichkeit gezeitigt.

Von den am Palmsonntag geweihten Palmenzweigen wurden außer in die Ackerfelder, einer über das Heiligenbild des Hausaltars, einer in den Pferdestall, der Rest auf den Dachboden gesteckt. — Von **Gründonnerstag**-Mittag angefangen — da die Glocken zur Beichte geflogen sind, und zwar nach einem Kinderglauben nach Mariaradna, — sind die Schulkinder bis zum Karsamstag ratschen gegangen. Sie gingen mit der „Ratsch“, die

²³⁾ Gerhard der Heilige. (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, München, 1930, 1—35).

²⁴⁾ VL 158. Schon die Schriftsteller des christlichen Altertums bemerkten, daß die Geburt des Herrn auf die Winter-Sonnenwende, die des Vorläufers auf die Sommer-Sonnenwende fällt: „Ut humiliaretur homo, hodie natus est Joannes, quo incipiunt descrescere dies; ut exaltetur Deus, eo die natus est Christus, quo incipiunt crescere dies“. (Aug.).

Gassen untereinander aufgeteilt, von Haus zu Haus, um die Leute zum Beten aufzufordern oder sie zu kirchlichen Handlungen und Andachten einzuladen. Mittags um zwölf Uhr rufen sie in jedem Haus: „Mer ratsch, mer ratsche den englischen Gruss. Das jeder katholische Christ beten muss“. An Stelle der Abendglocke: „Leit, Leit, ist Petglockzeit / Gebetglockzeit /. Daß er Eich zum Himmel beret/et/. Fallt auf die Knie und bet/et/ auf zu Maria!“ Am Karfreitag und am Karsamstag kündeten sie jede kirchliche Handlung: „Das ist das erstemal“ / das zweitemal / für die Predigt / Aussetzung, Feuerweihe, Wasserweihe, Einsetzung und die Passion! / Am Karfreitag um elf Uhr: „Das ist das bittere Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi...!“ Die Sprüche wurden laut in den Hof gerufen. Darauf folgte ein kräftiges Ratschen²⁵⁾. Am Gründonnerstag wurde grüner Salat oder Spinat gegessen, und da es kein gebotener Feiertag war, floß die Arbeit, wie an den übrigen Wochentagen weiter. Dagegen wurde der **K a r f r e i t a g** ganz ernst gefeiert. Kirchenbesuch und Teilnahme an der Kreuzwegandacht versammelten alle Dorfbewohner, die dann auch das Fastengebot — wie erwähnt — streng einhielten. Am Karfreitag hat man in jedem Hause ein kleines Weißbrot gebacken („Mitschel“) und dieses schenkte man dem ersten Bettler am Karfreitag. Ein volkstümliches Gebet am Karfreitag: „Die Mutter Gottes stand unterm Kreuze, Sah ihrem Sohne sein bitteres Leiden an. Johannes, liebster Diener mein! Nimm meine Mutter an ihrer rechten Hand, Und führe sie weit vom Kreuze hintan. Damit sie nicht sieht mein Leiden und Sterben an. Oh Herr! Ich wills gerne tun. Und will sie trösten, wie ich kann, Wie ein Kind seine Mutter tröstet. — Am Karfreitag ward Jesus ins Grab gelegt. Er schreit: oh weh! oh weh! Wie tun meine Wunden weh! Die kleinen und die großen. Die geschlagen und gestoßen. Ist's Weib oder Mann, der dieses Gebet hört. Und nicht weiter lehrt, Wird am jüngsten Tag verwiesen werden. Amen“²⁶⁾. — Am **K a r s a m s t a g**, wenn die Glocken zurückgekommen waren, zogen die Ratscher zusammen von einem Haus zum anderen, ein Osterlied singend und Geschenke sammelnd. Sie bekamen meist befärbte Ostereier. Am Karsamstag vormittags ward während der kirchlichen Zeremonie, im Kirchhof neben der Kirche ein Feuer angezündet. Von den zurückgebliebenen Kohlen dieses Feuers wurde ein Stückchen mit nach Hause genommen und damit auf jede Türe ein kleines Kreuz gemacht. Den Rest wickelte man in ein Tuch und legte dieses in einen Schrank, oder hängte es auf dem Dachboden

²⁵⁾ Hofmann, 105, H 244, HDS IV, 94.

²⁶⁾ Aufgezeichnet von Hans H a g e l. (BDK, 1929, Heft 3, A 28).

auf. Dieser Brauch sollte das Haus vor Blitzschlag bewahren²⁷⁾. Am Karsamstag abends machten sich die Kinder mit Spreu und Stroh in der Scheune ein Nest, in das ihnen dann der Osterhase in der Nacht gefärbte Eier gelegt und Lebkuchen, Äpfel und Nüsse getan hat. Bis zur Vollendung des schulpflichtigen Alters gingen die Kinder zu Weihnachten und zu Ostern zu Pate und Godl, Weihnachts- und Ostergeschenke abholen. Mit dem Karsamstag sind Frühlingsbräuche verbunden: das Sammellied der Ratscher war eine Abwandlung der pfälzischen Darstellung des Kampfes zwischen Sommer und Winter. — Die Auferstehungsprozession versammelte in der Dämmerung Groß und Klein, die bei beleuchteten Fenstern unter feierlichem Allelujagesang das hochwürdigste Gut durch die Gasse begleiteten²⁸⁾. Am O s t e r s o n n t a g standen die Bewohner des Hauses früh auf, redeten nichts miteinander, sondern gingen in den Hof unter freiem Himmel, erhoben ihre Arme gegen den Himmel und seufzten also: „Hoch gelobter heiliger Ostertag, behüte mich vor dem sieben und siebzigerlei Fieber; helf mir Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist“. Das Frühstück bestand aus einer Eierspeise mit drei Stück Speck. Nach dem Frühstück hat jeder drei Palmkätzchen hinuntergeschluckt von dem am Palmsonntag geweihten Palmzweige „in den drei höchsten Namen“, das heißt in Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Am O s t e r m o n t a g fuhr man gern in die Nachbardörfer, zu den Verwandten, oder man ging auf den Hotter, die Saat anschauen. Man nannte dies „auf Emmaus gehen“²⁹⁾.

Mit dem Frühling stellte sich aber auch die Sorge für die Feldfrüchte ein. Um die größte Gefahr, den Hagelschlag, von den Saaten abzuwenden, wurden am Ostermontag bei der Emmausfahrt, die am Palmsonntag geweihten Palmen unter Abbeten eines Vaterunsers in die Ackerfelder gesteckt und vielerort mit dieser Widmung Hagelämter gelesen; Kinder unterhalten sich im Frühling mit Bohnen, Knöpfen oder Springspielen (Klasse-Hupse = Hinkspiel). Dem O s t e r w a s s e r schrieb der Volksglauben vielerorts heilende, verjüngende Kraft zu. Gerade bei den O s t e r b r ä u c h e n mit ihren verschiedenen Benediktionen des Wassers, der Eier, des Fleisches erscheinen schon immer Religion und Natur als ganz untrennbare Einheit. Geweihte Weidenkätzchen, Buchszweige, geweihtes Feuer, geweihte Holzäsche, geweihtes Wasser leiten das Fest ein. Mit dem geweihten Wasser zog die Gemeinde über den Friedhof, selbst die Tiere im Stall ließ sie am Oster-

²⁷⁾ P 44.

²⁸⁾ H 244—245.

²⁹⁾ P. a. a. O.

segen teilhaben; ein Weidenkätzchen und der Weihkessel prangen an der Stalltüre, von Haus zu Haus wandern die Ostereier³⁰⁾. Für den 1. Mai, wurden Fenster und Türen, vor allem auch das Gasentor, mit Holunderästen geschmückt. Die älteren Burschen des Dorfes stellten am Vorabend des 1. Mai vor der Kirche einen großen Maibaum (der auch als Kirchenweihbaum diente) auf, dessen Spitze mit einer Baumkrone verziert war. Nachher steckten sie der Intelligenz, den Mitgliedern der Gemeindevorsteherung und den Kaufleuten Maibäume, die ebenfalls mit einer Blumenkrone geschmückt wurden. Nach beiläufig drei Wochen wurden die Maibäume, bis auf den einen vor der Kirche, unter Musikbegleitung herausgerissen, wobei einer der Burschen im Namen seiner Kameraden, die mit dem Maibaum Beehrten hochleben ließ. Diese erwiesene Ehre wurde mit einem Geldgeschenk belohnt. Der Maibaum vor der Kirche wurde erst am 31. Mai wieder entfernt. Andere Burschen gruben in der Nacht auf den 1. Mai vor den Häusern der Mädchen Löcher, wobei sie die Erde recht weit davon wegwarfen, oder sie streuten ihnen Spreu, Stroh, oder Kukuruzlaub auf die Gasse. Ja, sogar die Köpfe von Pferdeskeletten wurden ihnen vor das Fenster auf einen Baum gebunden oder auf die Giebelspitze des Hauses gesteckt. Da mußten die Mädchen am 1. Mai sehr zeitig aufstehen, um die Löcher zuzuscharren und die Gassen zu kehren³¹⁾. Es können auch in diesem Volksglauben heidnische Vorstellungen gesucht werden: In jedes Schlüsselloch steckten die Kinder Holunderzweige, zeichneten Trudenfüße auf die Türen und legten einen Besen vor die Stalltür, damit die „Trude“ nicht in das Haus eindringen könne. Sollte sie dennoch das Euter der Kühe aussaugen oder die Pferde plagen, so wird eine Sichel in den Deckenbalken gehackt, damit sie sich aufreite. Die Trude reitet auf einem Besen und erscheint auch in Gestalt eines Strohhalmes, aus dem beim Durchschneiden Blut fließt. Während der 1. Mai später in den Städten als Arbeitsfeiertag galt, wurde auf dem Lande die Arbeit fortgesetzt. Die Sitte, am 1. Mai Häuser und Plätze mit Blumen und Bäumen als dem Symbol der Kraft und Fruchtbarkeit zu schmücken, wurde oft auf Pfingsten übertragen. Da man dazu meist Birken auswählte, wurden diese vielerorts einfach M a i e n genannt. Die im Barock vollzogene Erhebung des Mai zum Maimonat hat die Eingangsfeier dieses Monats religiös, und zwar im besonderen Sinne marianisch geformt. Inzwischen, 10 Tage vor Pfingsten fiel Christi Himmelfahrt. An den vorausgehenden Bittagen fanden Prozessionsgänge zu den

³⁰⁾ VL 155.

³¹⁾ P 45.

Wegkreuzen statt, bei welchen die Allerheiligen-Litanei wie am Markustage mit der Bitte um Gedeihen der Feldfrüchte gebetet wurde. Zu P f i n g s t e n bestand die Gepflogenheit des Pflingstlummels, („Phinkschtelimmel“), indem man die Langschläfer an das Bettzeug annähte, oder den Haustieren an Hörner und Schweif einen alten Besen, Korb oder andere Gegenstände band und sie durch das Dorf trieb. Das beliebteste Fest des Vorsommers war F r o n l e i c h n a m. Da wurden nach dem feierlichen Umgang die zum Aufbau und zur Ausschmückung der Laubhütten verwendeten Lindenzweige und Blumenzweige gleich den Palmenzweigen über die Heiligenbilder gesteckt³²⁾.

Reich an alten Sitten war auch die E r n t e. Die Weizenernte begann zu P e t e r u n d P a u l (29. Juni), in anderen Dörfern zu K i l i a n (8. Juli). Mit Sensen, Sicheln, Rechen und Gabeln, Sensenwurf und Sensenbogen, Dengelstock und Hammer, Schotterfaß-Kumpf und Wetzstein ausgerüstet, traten die Schnitter zur Arbeit an. In der ersten Reihe standen die Mäher, hinter ihnen sammelten die „Klecker“ (von Gelege) mit Sicheln die Schwaden in die aus Roggenstroh gebundenen Seile, worauf die „Binner“ die Garben banden und zu je vierzehn in ein „Kreuz“ oder einen „Haufen“ zusammenstellten. Bis zur „Abmachung“ sämtlicher Weizenfelder blieb das Getreide auf dem Felde, damit es sich gut „ausmautscht“. Nachher wird es in den Hof oder auf den Druschplatz geführt. Auf dem leer gewordenen Felde durften die Armen noch liegengeliebenen Ähren „stoppeln“. Die Ernte wurde mit einem Erntefest abgeschlossen, wobei einer der Schnitter unter Hersagen eines Spruches dem Arbeitgeber einen Ährenkranz („Schnitterkranz“) überreichte, worauf sie das Danklied „Großer Gott, wir loben Dich“ sangen und bewirtet wurden. Ernte und Drusch, sowie das Stürzen der Stoppelfelder zog sich gewöhnlich bis Mitte August hin. Zu M a r i ä H i m m e l f a h r t (15. August), volkstümlich Maria Würzweisch, und Maria Wertsweich genannt, wurde ein mit Blumen geschmückter Strauß aus Weizenähren geweiht und auf ein Heiligenbild gesteckt oder hinter einem Sparren des Dachbodens aufbewahrt. Der Festtag ist ganz in der kirchlichen Vorstellung von der Himmelfahrt der hl. Jungfrau aufgegangen. Ein aus Blumen und bis dahin geernteten Getreidesorten gebildeter Strauß wurde kirchlich geweiht, zur Erinnerung daran, daß die Jünger Christi, als sie das Grab Mariä besuchten, an Stelle des Leichnam's Blumen fanden. Die Vorstellung, daß es sich auch um ein altes Erntedankfest handelt, geriet später in Vergessenheit,

³²⁾ H 245.

wiewohl die Getreideähren dies noch festhalten³³⁾. Weizen wurde durch Pferde ausgetreten. Waren der Weizen, die Gerste und der Hafer eingebracht, so konnte bis zur Maisreife ein etwa geleistetes Gelübde durch eine Wallfahrt nach Radna, Tschiklowa, Werschetz oder Peterwardein eingelöst werden. Viel Idyllisches hatte das abendliche „Abliessen“ der Maiskolben gehabt, wobei sich die Knaben mit ausgehöhlten Kürbissen unterhielten, in welche sie die Linien eines Gesichtes einschnitten und nachher beleuchteten³⁴⁾. Mit Mariä Geburt (8. September) begann der Herbst, denn „da fliegen die Schwalben furt“; die wichtigste Beschäftigung war, alle Früchte einzuheimsen und den Weizen in den Boden zu schaffen. — Am 20. Oktober, dem Tage des als Patron der Haustiere verehrten hl. Wendelin, fand an manchen Orten die Viehweihe statt. Gegen Ende des Kirchenjahres tritt der heilige Martinus als wirklich volkstümliche Gestalt in Erscheinung. Mit dem Martinstag (11. November) beginnt die Schweineschlacht. Auch insoferne ist Martini ein Stichtag. Wirkliche oder legendäre Züge in seinem Leben haben ihm zum vielseitigen Schutzpatron gemacht, so daß die Soldaten und Reiter, die Jäger und Reisenden, die Gastwirte und Winzer, die Bettler und die christliche Caritas, die Gefangenen und Geächteten und schließlich auch noch die Schneider wegen der Mantelteilung ihn als Schutzherrn verehren. Dabei gilt er noch als Wetterheiliger und allgemeiner Helfer in der Not. Daraus erwuchs im Mittelalter das vielseitige Martinsbrauchtum, das sich vielfach über die Zeit des Barock bis in unsere Tage erhalten hat. Das Trinken der Martinusminne („Heierige“, d. h. neuer Wein) und das Essen der Martinusgans versetzen allerdings in eine heitere Feststimmung, die auch aus den alten Martinsliedern klingt. Im Mittelalter bestand in Arad ein Kapitel zu Sankt-Martin³⁵⁾. Auch hießen mehrere Ortschaften: Sankt-Martin. Nach der Legende haben die schnatternden Gänse den heiligen Martinus einmal bei einer frommen Predigt gestört. Nach einer anderen Überlieferung wollte sich Martinus, als er zum Bischof gewählt worden war diesem schweren Amte entziehen, weshalb er sich in einem Gänsestall verborgen haben soll. Da aber die schnatternden Gänse ihn verrieten, müssen viele von ihnen am Martinstage ihr Leben lassen. Und so schmeckt der Gänsebraten nie besser als um Martini. Auch des Volkes Wetterregeln knüpfen an den Martinstag an: „Ist an Martini Sonnenschein — dann tritt

³³⁾ BDK 1929, Heft 3, 20.

³⁴⁾ H 245.

³⁵⁾ Vgl. Das Arader Kapitel als glaubwürdiger Ort.. (MIÖG 1954, 406—424).

ein kalter Winter ein; kommt mit Regen ins Land herein, — wirds Wetter nicht beständig sein ³⁶⁾. Eine altertümliche Beziehung liegt in dem Ausdruck: „Der Martini kommt am Schimmel gritt (geritten)“, wann es um Martini schneit ³⁷⁾. Weil mit Martin sich auch die kalte Jahreszeit durchsetzt, sagt der Volksmund: „St. Martin setzt sich mit Dankschön auf die warme Ofenbank“. Oder wie man sich auch kurz und bündig faßt: „St. Martin — Feuer im Kamin“ ³⁸⁾. Wie sehr Martini in der Vergangenheit den Alltag bestimmte, kann man auch daraus erkennen, daß um diesen Tag die Spinnräder vom Speicher geholt wurden, die jetzt an jedem Abend mit Ausnahme der Sperrnächte, bis Lichtmeß schnurrten. Die Übertragung jener Beziehungen, die nach dem Glauben und Gemüt des Volkes zwischen Lebenden und Toten gelten, auf den Allerheiligen- und Allerseelentag hat sich eindeutig durchgesetzt. Ein Banater Volksglaube: Man darf am Allerseelentage nicht Brot kneten, denn, wenn man an diesem Tage die Mulde zudeckt, wird man im Hause im Laufe des Jahres einen Toten zudecken. Der Brauch, auf den Gräbern der Verstorbenen, bei der Leiche oder an einem Heiligenbild für die Seelenruhe des Abgeschiedenen Kerzen zu brennen, war allgemein verbreitet. Man kann diese Seelenlichtlein damit erklären, daß das Licht immer als Erscheinungsform des Lebens in Religion, Philosophie, Kunst und Medizin, in Sage, Märchen, Sitte und Brauch angesehen wurde, weshalb man das Sterben auch mit dem „Licht ausblasen“ umschrieb. Nach christlicher Deutung versinnbildet die brennende Kerze das ewige Licht. Die reiche Verwendung der Seelenlichtlein im Barock zeugt von der lebendigen Verbindung zwischen Lebenden und Abgestorbenen ³⁹⁾.

³⁶⁾ VL 156.

³⁷⁾ H. H a g e l, Überreste des germanischen Heidentums in unserem Volksleben. (BDK 1929, Heft 3, S. 21). (Veraltet).

³⁸⁾ Ein Anklang an den Herd als Opferstätte des Hauses findet sich in den Pfänderspielen, da für die Auslösung des Pfandes Mädchen sich vor den Ofen knien, wobei sie folgenden Spruch sagen: „Ofen, Ofen ich bet dich an, Du brauchst Holz und ich einen Mann“. Oder wenn man um verlorene Dinge wieder zu finden, die Bezeichnung des Dinges dreimal in den Schornstein ruft, weil der Schornstein zum Herde gehört und als solcher zauberkräftig ist. A. a. O.

³⁹⁾ VL 156. HDS IV, 94.

Marienberg — eine erloschene Wallfahrt der Zisterzienser von Raitenhaslach

Eine Nachlese

Von Edgar Krausen

Das Fehlen von Motivbildern in unseren heimatlichen Wallfahrtskirchen muß nicht in jedem Fall einem Substanzverlust gleichkommen. Als Rudolf Kriß in den zwanziger Jahren das altbayerische Land nach wallfahrtskultischen Erscheinungen durchforschte, mußte er an verschiedenen Orten feststellen, daß von den im älteren Schrifttum erwähnten Weihegaben und Motivbildern nichts mehr vorhanden war, daß sie bei Gelegenheit einer Kirchenrestaurierung beseitigt wurden, vielleicht gar, weil sie einem „neuzeitlich eingestellten“ Pfarrherrn als Zeugnisse einfacher Volksreligiosität mißfielen. Gottlob hat man sie nicht in allen solchen Fällen verbrannt oder einem geschäftstüchtigen Händler überlassen, sondern sie „nur“ auf irgendeinem Dach -oder Kirchboden verstauben lassen. So konnten wir innerhalb des heutigen Regierungsbezirks Oberbayern in jüngster Zeit bei zwei einstmals häufig aufgesuchten Wallfahrtskirchen die erfreuliche Feststellung machen, daß dort Motivtafeln aus dem 17. — 19. Jahrhundert, die lange Zeit unbeachtet auf dem Kirchboden gelegen waren und deshalb von Kriß in seinem Sammelband über die altbayerischen Gnadenstätten ¹⁾ auch nicht erwähnt werden konnten, nunmehr wieder an den Kirchenwänden aufgehängt sind, in Sigmertshausen, einer alten Marienwallfahrt im Hinterland von Dachau ²⁾, und in Thal, einer einstmals von den Zisterziensern von Fürstenfeld betreuten Dreifaltigkeitswallfahrt im heutigen Landkreis Bad Aibling ³⁾. In einem dritten Fall sollen die kürzlich wie-

¹⁾ Rudolf Kriß, Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten, 2. Aufl., München-Pasing 1953—1956.

²⁾ Persönliche Feststellungen des Verfassers. Unter den Motivbildern ist besonders reizvoll eines aus dem Jahre 1731, das einen erkrankten Wittelbacher Prinzen in seinem Prunkbett aufrecht sitzend, die Hände zum Gebet gefaltet, zeigt. Auf dem Kopf trägt der Patient eine weiße Zipfelmütze.

³⁾ E. Krausen, Thal bei Höhenrain, Zisterze — Wallfahrt — Klosterhofmark (Der Mangfallgau, Heimatkundliches Jahrbuch für den Landkreis Bad Aibling 3, 1958/59, S. 42—50.)

der aufgefundenen Votivbilder im Zusammenhang mit einer geplanten Kirchenrestaurierung wieder an ihren Ursprungsort zurückkehren (vgl. Anm. 12!). Es handelt sich um insgesamt 43 Votivbilder aus der Kirche von Marienberg unweit Burghausen (Landkreis Altötting, Oberbayern), einer heute fast ganz erloschenen Marienwallfahrt, deren einstige Bedeutung wir in Band 1957 der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“⁴⁾ aufzuzeigen versuchten.

Die Marienberger Bilder, größtenteils Holztäfelchen, einige aus Blech, das älteste von 1763 eine Malerei auf Leinwand, stellen eine wertvolle Ergänzung zu unseren damaligen Ausführungen dar, die auf der Durchsicht eines im Jahre 1764 gedruckten Mirakelbüchleins⁵⁾ beruhten. Die Votivbilder stammen nämlich in ihrer überwiegenden Mehrheit aus den Jahren 1818—1856. Dem 18. Jahrhundert gehören nur drei Bilder (1763, 1785, 1797) an; jüngeren Datums sind insgesamt neun Bilder (1870, 1873 (2), 1875 (2), 1882, 1896 (2) und 1902). Nachdem Aufzeichnungen über Verlöbnisse nach Marienberg aus der Zeit nach dem Erscheinen des bereits genannten Mirakelbüchleins von 1765 sich bisher nicht ermitteln ließen, verdienen die 43 Marienberger Votivbilder erhöhte Beachtung. Sie zeigen zunächst, daß die Verlöbnisse nach Marienberg und die Anrufung der dortigen Muttergottes durch die Aufhebung des Klosters Raitenhaslach, das jahrhundertlang die seelsorgerliche Betreuung an der Kirche von Marienberg ausübte, nicht zum Erliegen kam⁶⁾. Die Jahreszahl 1818/1819 tragen allein 6 Votivbilder, weitere 6 die von 1836, 1838/1839 und dann nochmals 6 die von 1852, 1854, 1856. Die älteren Votivbilder zeigen alle noch das Gnadenbild, die Muttergottes mit dem Kind auf dem linken Arm, in bekleidetem Zustand, wie es 1764 J. E. Nilson auf einem kleinen Andachtsbild⁷⁾ aus Anlaß der Einweihung der neuen Marienberger Kirche dargestellt hat. Bemerkenswert erscheint des weiteren die Beobachtung, daß von den mit ihrem Herkunftsort genannten Votanten — insgesamt sieben — fünf aus Oberösterreich⁸⁾ stammen, daß also die Grenzziehung von 1779 für die Marienberger Wallfahrt keine Einbuße bedeutete. Es handelt sich um Votanten aus den Pfarreien Geretsberg, Gilgenberg (zweimal),

4) S. 129—138.

5) Vgl. Österr. Zeitschrift f. Volkskunde Bd. 1957, S. 131.

6) Zum folgenden vgl. den Beitrag des Verfassers in Bd. 1957 dieser Zeitschrift.

7) Abbildung nach Vorlage im Heimatmuseum Altötting in dem von J. Oswald herausgegebenen Sammelwerk „Alte Klöster in Passau und Umgebung“, Passau 1954, S. 244.

8) d. h. dem vormals zu Kurbayern gehörigen Innviertel.

Tarsdorf und Ueberackern⁹⁾. Kult- und rechtsgeschichtlich interessant ist das älteste dieser fünf Verlöbnisse: ein gewisser Karolus Angermayr auf dem Wilhelmgut zu Gilgenberg verlobte sich zur Königin des hl. Rosenkranzes¹⁰⁾ in Marienberg mit einem Amt und dem besten Rind im Stall¹¹⁾, als bei seinem Nachbarn eine wilde Feuersbrunst ausbrach, die vom Wind über sein Haus hinübergetragen wurde. Tatsächlich konnte die Brandgefahr abgewendet werden und blieb der Hof des Angermayr, wie auf dem Bild zu lesen steht, „unversehrt“.

Noch ein weiteres Votivbild berichtet von einem Brandunglück: Am 25. Juli 1852 brach beim Schwemmerbauern von Julbach (Landkreis Pfarrkirchen, Niederbayern), Michael Eichinger, unversehens Feuer aus. In seiner Not verlobte sich der Bauer nach Marienberg. Das von ihm späterhin dorthin gestiftete Exvoto zeigt den Bauern, wie er auf dem brennenden Hausdach steht. Einen zündenden Blitz, der gerade in den Rauchfang eines Bauerngehöftes einschlägt, sieht man auf einer Tafel aus dem Jahre 1797.

Die Marienberger Votivbilder sind im allgemeinen nicht sehr mitteilbar; mehr als die Hälfte der Bilder enthält keinerlei erklärenden Text, sondern nur die Worte Ex voto und dazu das Jahr des Verlöbnisses. Die bildliche Darstellung beschränkt sich dabei auf den oder die — zumeist auf einem Betschemmel — knieenden Votanten, den Rosenkranz in den Händen, in der bäuerlichen Tracht jener Jahre. Ein Exvoto von 1896 zeigt einen Soldaten in der alten Uniform der bayerischen Chevauxlegers. Unglücksfälle sind neben den eben geschilderten noch drei weitere dargestellt: ein Unglück beim Holzhacken mit einem blutenden Fuß (1819), ein Unfall in einem Waldstück, wo eine gewisse Theresia Alramsederin durch einen umfallenden Baum schwer verletzt wurde (1847), und ein Unfall in einem Brunnenschacht, in den ein ge-

⁹⁾ Ein Votivbild stammt freilich bereits aus dem Jahre 1763. Für die trotz zeitweiser behördlicher Verbote anhaltende Fortdauer der wechselseitigen bayerisch-österreichischen Wallfahrerzüge zeugen die verschiedenen aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Votivbilder einzelner Pfarrgemeinden aus der Gegend um Mühldorf, Altötting, Burghausen und dem niederbayerischen Rottal in der Wallfahrtskirche St. Wolfgang am Abersee. Noch heute ziehen im Monat Mai aus den genannten Gegenden Wallfahrer in geschlossenen Gruppen nach St. Wolfgang; vgl. Altöttinger Liebfrauenbote Nr. 19 v. S. 5, 1960.

¹⁰⁾ Über die im Jahre 1627 in Marienberg eingeführte Rosenkranzbruderschaft vgl. Burghauser Anzeiger, Jahrg. 1927, Nr. 139, 141, 151.

¹¹⁾ Zur Opferung von lebenden Tieren an Wallfahrtsstätten vgl. neuerdings Irmgard Gierl, Bauernleben und Bauernwallfahrt in Altbayern. Eine kulturkundliche Studie auf Grund der Tuntenhausener Mirakelbücher (= Deutinger's Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte Bd. 21/2). München 1960, S. 132 f.

wisser Matthias Drechsler, Knecht beim Simon Lechner, 26 Klafter tief fiel (1848).

Neben diesen sechs Unglücksfällen stehen fünf Verlöbnisse bei Erkrankungen; namentlich aufgeführt wird nur ein einziger Votant, ein gewisser Johann Dolhofer aus der Pfarrei Gilgenberg (GB Braunau), der drei Wochen lang an Fieber gefährlich erkrankt war (1818). Sehr drastisch ist eine Darstellung aus dem Jahre 1838: der Votant neigt sich bluthrechend aus dem Bett¹²⁾. Zwei Votivtafeln ohne jeglichen Text, eine auch ohne Jahresangabe, dürfen als Danksagungen bei irgendwelchen Gefährdungen des bäuerlichen Viehbestandes (Seuchen?) angesprochen werden. Ganz allgemein von einem Verlöbnis „in einem schweren Anliegen“ sprechen vier Tafeln (1824, 1836, 1896, 1902). Auf zwei Tafeln, beide im Jahre 1896 gestiftet, hat sich der Maler mit seinem Namen verewigt: X. Zattler von Wurmannsquick bzw. ein gewisser Hämel aus Neuötting¹³⁾.

Neben diesen Tafeln, deren baldige Rückkehr nach Marienberg wir erhoffen¹⁴⁾, berichten dort heute nur noch einige Votivkerzen und Weihegaben von der Fortdauer der Wallfahrt über die Zeit ihrer Hochblüte im Zeitalter des kirchlichen Barock¹⁵⁾. Es sind drei mit Blumenranken verzierte große Kerzen aus dem 18. Jahrhundert, darunter eine aus dem Jahre 1772 von der Pfarrgemeinde Ostermieting (GB Wildshut), ferner sechs Kerzen zur Erinnerung an das Kirchenjubiläum im Jahre 1864¹⁶⁾, gestiftet von der Bürgerschaft der Stadt Burghausen sowie von den Pfarreien Burgkirchen a. d. Alz, Halsbach — Wald a. d. Alz, Haiming, Kay, Tyrlaching — Hl. Kreuz, letztlich eine Kerze mit dem Bild der Muttergottes von Altötting aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Die Weihegaben sind in vier Glaskästen zur Schau gestellt. Neben den üblichen Silbervotiven (Herzen, menschlichen Gliedmassen, Augen) sieht man vornehmlich Filigranrosenkränze, Amulette, Silbertaler, Medaillen und Eheringe.

¹²⁾ Ähnlich ist eine gleichzeitige Darstellung von 1833 auf einem Votivbild in der Kloster- und Wallfahrtskirche von Andechs; Abbildung bei T. Gebhard, Votivbilder (Bavaria, Münchner Hefte für Kultur und Heimat, 1. Jahrg., Heft 2, 1949, S. 18).

¹³⁾ Über das Verhältnis von Votivtafelmalern und Votanten vgl. E. Richter, Kasimir Brunner, ein Tiroler als Kistlermeister und Votivtafelmalern in Bayern (Kultur und Volk, Festschr. f. Gustav Gugitz, Wien 1954, S. 361 ff.).

¹⁴⁾ Ihre Wiederentdeckung ist Pfarrer M. Jordan von Raitenhaslach zu verdanken. Pfarrer Jordan gestattete uns freundlicherweise auch die Bestandsaufnahme.

¹⁵⁾ Persönl. Feststellungen des Verfassers (Mai 1960).

¹⁶⁾ Die heutige Marienberger Kirche wurde in den Jahren 1760—1764 von dem Trosiberger Maurermeister Franz Alois Mayr erbaut.

Auf eigenartige Weise kamen vor kurzem auch noch einige Aufnahmeformulare bzw. Betstundenzettel der „gnadenreichen Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes unserer lieben Frau zu St. Marienberg“ aus den Jahren 1800—1815 zum Vorschein. Sie waren in verschiedenen Maßgewändern als Futter eingenäht. Bei dem Aufnahmeformular handelt es sich um gedruckte Bogen (32 : 20,5 cm) mit einem von dem Münchner Kupferstecher Jungwirth gezeichneten Bild, wie die auf Wolken thronende Himmelskönigin, die mit ihrer Rechten das göttliche Kind umfängt, mit ihrer linken Hand dem hl. Dominikus den Rosenkranz übergibt. Der in Burghausen in der kurfürstlichen Regierungsdruckerei Lutzenbergers sel. Erben¹⁷⁾ gedruckte Text beginnt mit den Worten „Im Nahmen der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit GOTTes, Amen. Wir der Gnadenreichen Ertz-Bruderschaft des Hl. Rosenkranzes unser lieben Frauen zu St. Maria-Berg bey Raittenhaßlach Protector, Praefectus, Brudermeister und Raeth, etc. Bekennen und geben hiemit zu vernehmen, daß anheut End gesetzten Dato“; dann folgt handschriftlich der Name des neu aufgenommenen Bruderschaftsmitglieds. Der Text des Aufnahmeformulars erläutert dann den Zweck der Bruderschaft und führt die einzelnen Verpflichtungen, vor allem die Gebetsverpflichtungen auf, die von den Bruderschaftsmitgliedern beachtet werden sollen. Im besonderen wird dabei die Fürbitte für die „verstorbenen Brüder und Schwestern“ empfohlen. „Gott gefällt sonderbar das Gebeth für sie: du wirst selbst die nämliche Hilfe wünschen und erfahren, wenn du einst verstorben bist. Unterdessen lebe recht lange, aber lebe so, daß du Trost nach dem Tode hast“. Mit diesen Worten schließt das Bruderschaftsformular.

Der auf die gleiche Weise ans Tageslicht gekommene Bruderschaftszettel für die Gebetstundeneinteilung der Bruderschaftsmitglieder zum Besten der armen Seelen hat als Kupferstich (gezeichnet I. M.) eine Sterbeszene. Vor dem Bett des Sterbenden stehen zwei Dominikaner; einer von ihnen hebt ein Kruzifix. In der linken Ecke steht der Tod, seinen Pfeil abschußbereit auf den in das Kissen zurückgesunkenen Sterbenden gerichtet, während ein rauhschnabeliges Untier (Teufel?) unter dem Tisch neben dem Bett hervorkriecht. Die Seele des Sterbenden aber wird von einem Engel zu der auf Wolken schwebenden Königin des Rosenkranzes geleitet. Der beigegefügte Text enthält die genauen Anweisungen für die Gebetsstunde.

¹⁷⁾ Vgl. O. Deuerlein, Beiträge zum Burghauser Buchverlagswesen bis zum Jahre 1815 (Der Inn-Salzachgau Bd. 13, Hirschenhausen 1935, S. 21 ff.).

„Sage“ im 18. Jahrhundert

Zu den „Unterredungen“ des v. Graben zum Stein

Von Bernward D e n e k e

Der folgende Beitrag resümiert die Eindrücke einer ersten Begegnung mit der Edition der Erzählungen der „Unterredungen Von dem Reiche der Geister, . . . Zwischen Andrenio und Pnevmatophilo“ (Corpus Fabularum I, herausgegeben von Will-Erich Peuckert, Berlin 1961). Er möchte einige vom Herausgeber nicht berücksichtigte Materialien vorlegen und so zur Präzisierung der Stellung der „Unterredungen“ in der Vermittlung von sagenhaftem Erzählgut beitragen.

Die Daten, die Peuckert für das Erscheinen der „Unterredungen“ nennt, Bde. 1—2 Leipzig 1731, Bd. 3 Berlin 1741, sind insofern zu modifizieren, als Bd. 1, 1731 als zweite Auflage gekennzeichnet ist. Die erste Ausgabe wurde seit 1729 veröffentlicht¹⁾. Band 1 war 1730 abgeschlossen (Exemplar der Universitätsbibliothek Erlangen, Sign. Thl. XV, 333). Die einzelnen Stücke von Bd. 3 erschienen in größerem zeitlichen Abstand ab 1731, zunächst noch in Leipzig (St. 13, 14, 1731), später in Berlin (ab St. 15, 1733). Von einer zehnjährigen Unterbrechung in der Publizierung der „Unterredungen“ (Vorw. S. 5) kann also keine Rede sein. Der vom Herausgeber für seine Edition gewählte Titel dürfte daher rühren, daß die einzelnen Stücke der „Unterredungen“ (insges. 18. St.) als „Monathliche Unterredung“ mit separatem Titel versehen sind.

Als Autor der anonym erschienenen „Unterredungen“ nennt bereits Joh. Christoph. Mylius, Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum . . . , Hamburgi 1740, T. 1, S. 301 (Nr. 2354) einen Otto v. Graben zum Stein. Biographische Nachrichten über den Autor der „Unterredungen“ sind im Vorwort der Edition nur spärlich angegeben. Die von Peuckert (Vorw. S. 5) zitierten Angaben bei Jöcher-Adelung dürften zurückgehen auf eine Rezension der „Unterredungen“ in: Fortgesetzte Sammlung Von Alten und Neuen Theologischen Sachen . . . , Jg. 1731 (Leipzig), S. 280 bis

¹⁾ Vgl. etwa Michael Holzmann und Hanns Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon. Bd. 4, 1907, Nr. 8182 bzw. 8193., die zweite Aufl. ebendort Bd. 6, 1911, Nr. 7977.

283. Der Rezensent gibt einige Mitteilungen zur Person des aus Innsbruck stammenden v. Graben zum Stein, über seine Familie²⁾, Schriften und gegenwärtigen Lebensumstände. Er charakterisiert die „Unterredungen“ als „sehr anstößige Schrift, darinne nichts mit argumentis weder philosophicis noch biblicis erwiesen wird, sondern alles auf blossen Erzählungen, abergläubigen Dingen, und meistens einfältigen, auch läppischen Mährgen, das gantze Gebäude aber, daß ich also rede, auf die Paracelsische Meynung, der Mensch bestehe aus Leib, Seele und dem Astral-Geiste, beruhet . . .“. Von Interesse ist die Mitteilung, daß die „Continuation“ der „Unterredungen“ „nachdrücklich und bey 100 Thlr. Straffe untersaget worden“ sei. Wahrscheinlich ist damit der Grund genannt, weshalb die Publikation später zu Berlin im Selbstverlag des Verfassers erschienen ist. v. Graben zum Stein hat, was aus dem von Peuckert zitierten Artikel bei Jöcher-Adelung nicht ersichtlich ist, in Berlin alsbald Karriere gemacht; er avancierte zum Vicepräsidenten der K. Preussischen Societät der Wissenschaften (seit 1732)³⁾. Ein wohl auf die „Unterredungen“ gemünzter, wenig schmeichelhafter Passus aus dem Bestallungsschreiben Friedrich Wilhelms I. sei als zeitgenössisches Urteil zitiert:

„Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dennoch dem Vice Praes. Graffen v. Stein, aus dem Praetorio und anderen bewährten Auctoribus der Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachen-Kindern, Irrwischen, Kiel-Kröpffen, Windmenschen, Nixen, Wehr-Wölfen, verwünschten Leuten und andern dergl. Satans-Geschöpfen nicht ermangeln, sondern deren eine große Anzahl in den Seen, Pfühlen, Morasten, Hecken, Gräben, und Höhlen auch hohlen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird also Er, der Graff v. Stein, nicht ermangeln, sein Äußerstes zu thun, um dieselbe so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit 6 Thlr. bezahlet werden.

Alldieweil auch eine beständige Tradition ist, daß allhier in der Chur- und Mark Brandenburg, sonderlich in der Gegend von

²⁾ Vgl. auch Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon, ed. Ernst Heinrich Kneschke, Bd. 3, Neudruck 1929, S. 610.

³⁾ Vgl. etwa Adolf Harnack, Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Band 1, 1, 1900, S. 224 f. u. ö.

⁴⁾ Harnack, ebendort, Bd. 2, 1900, Nr. 132.

Lehmin, Chorin, Wilsnack und Lebus considerable Schätze vergraben sein, zu deren Besichtigung, um zu wissen, ob sie noch vorhanden, alle zehn Jahre einmal gewisse Ordensleute, Jesuiten, und andere dergl. Geschmeis und Ungeziefer von Rom anhero kommen, so muß der Vice Praes. Graff v. Stein nicht allein diesem Pfaffen-Pack fleißig auf den Dienst passen, um sie, wo immer möglich, fest zu machen, und zu gefänglicher Haft zu bringen, sondern auch keinen Fleiß sparen, daß er mittelst der Wünschelruthe, durch Segen-Sprechen, Alrünicken oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben und verborgen, ausfindig machen möge . . .“.

Peuckert handelt (Vorwort S. 6) von den Sagensammlungen, die bisher aus den „Unterredungen“ geschöpft haben. Richtigzustellen ist, daß J. G. Th. Gräße⁵⁾ die „Unterredungen“ nicht erst relativ spät, nach der 1. Aufl. des Sagenschatzes, 1855 kennenlernt hat. Der Dresdener Hofrat zitiert die „Unterredungen“ schon in seiner Bibliotheca magica et pneumatica von 1843 (vgl. dort S. 83). Übersehen wurde, daß auch Gustav Gugitz⁶⁾ sich auf die „Unterredungen“ bezieht, allerdings den Titel nicht korrekt gibt (vgl. zu Nr. 16 bei Gugitz).

Der Benutzer der Edition der Erzählungen der „Unterredungen“ ist des weiteren darauf hinzuweisen, daß der durch das Verzeichnis der nicht edierten Erzählungen (Vorw. S. 8f.) vermittelte Eindruck der Vollständigkeit in der Darbietung der Materialien trügt; es wurden nicht berücksichtigt z. B. die Sage vom Oldenburger Horn (Bd. 1, S. 458 ff.), vom Rattenfänger zu Hameln (Bd. 1, S. 471 ff.), vom Hildesheimer Hedekin (Bd. 1, S. 504 ff.), von der Begegnung mit einer Leichenprozession als Todesankündigung (Bd. 3, S. 286) usw. Auf diese mangelnde Vollständigkeit ist insofern aufmerksam zu machen, als im folgenden in einigen Fällen auf nicht edierte Erzählungen zurückzugreifen ist.

Vielfach sind die Erzählungen der „Unterredungen“ in der Literatur des 18. Jahrhunderts zitiert worden. Eines Anonymus Wahrhaftige Nachrichten Von einigen Geistern Und Gespenstern, Franckfurt und Leipzig 1737 haben, wie ein Vergleich der Texte ergab, ihr Repertoire völlig und größtenteils wortwörtlich aus den „Unterredungen“ bestritten (es sind zu vergleichen „Nach-

⁵⁾ Grässe, Sagenbuch des Preußischen Staats, Bd. 1, o. J., Bd. 2, 1871; derselbe, Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen, 2. Aufl. 1874.

⁶⁾ Gugitz, Die Sagen und Legenden der Stadt Wien. Wien 1952. Nr. 16.

richten“ 1 mit Ed. „Unterredungen“ Nr. 112; 2 mit 138; 3 mit 67; 4 mit 147; 5 mit 68; 6 mit 70; 7 mit 99; 8 mit 113; 9 mit 95; 10 mit 142; 11 mit 144; 12 mit 92; Anh. S. 85 f. mit 105; S. 87 f. mit 106). Leider ist dem Herausgeber der Erzählungen der „Unterredungen“, der die „Nachrichten“ als gleichzeitige, von den Brüdern Grimm und anderen benutzte Quelle nennt (Vorw. S. 7, zu Nr. 144), diese Beziehung, auf die bereits bei Eberhard David Hauber, hingewiesen ist⁷⁾, entgangen. Aber nicht nur unter dem Aspekt dieser Abhängigkeit ist es fraglich, ob von der Erzählung her auf die „Glaubenslage“ (Vorw. S. 7) einer Zeit geschlossen werden kann, ohne daß deren Plazierung im Dialog bzw. der Kommentar der einzelnen Veröffentlichung zur Erzählung untersucht ist. Was Hauber aus den „Unterredungen“ zitiert, sei nicht im einzelnen nachgewiesen, auf einiges wird zurückzukommen sein. Erwähnt seien noch eines C. E. F. Neue Sammlung merkwürdiger Geschichte von unterirdischen Schätzen . . ., Breslau und Leipzig 1756 („Sammlung“ 6 = Ed. „Unterredungen“ Nr. 15; 43 fehlt Ed. [Bd. 1, S. 398 f.]; 45 = 180; 46 = 181; 49 fehlt Ed. [Bd. 1, S. 569 f.]) und Justus Christian Hennings Traktat Von Geistern und Geistersehern, Leipzig 1780, der ausführlich auf einiges aus den „Unterredungen“ eingeht, allerdings auf anderen Quellen basiert (z. B. Ed. „Unterredungen“ Nr. 70: S. 657 ff.; 99: S. 774 ff.; 112: S. 564 ff.).

Es ergibt sich aus diesen Beispielen, die für andere stehen, eine über Jahrzehnte sich erstreckende Verwendung derselben Erzählstoffe, die vielfach ohne daß die Publizierung eine Unterbrechung erfährt, im 19. Jh. in die ältere Nachrichten darbietenden Sagensammlungen einfließen. Jedoch kommt dem Sachverhalt kontinuierlicher Wiederholung einmal fixierter Überlieferungen, auf den Wolfgang Brückner⁸⁾ nachdrücklich hingewiesen hat, im Zusammenhange dieses Beitrags nur insofern Gewicht zu, als die Frage nach dem Einwirken der mit okkulten Gegenständen sich beschäftigenden Literatur des 18. Jahrhunderts auf die mündliche Tradition zu stellen ist. Aber nicht nur in den Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts begegnen wir Erzählungen aus den „Unterredungen“, auch des Georg Conrad Horst Zauber-Bibliothek hat einiges von ihnen übernommen und kommentiert (Teil 5, 1825, S. 267 ff.: Ed. „Unterredungen“ Nr. 70; S. 293 ff.; 144; S. 299 ff.: 142, alles wohl nach den „Nachrichten“

⁷⁾ Hauber, Bibliotheca, acta et scripta magica, Bd. 2, Lemgo 1739 ff., S. 729 bzw. 826.

⁸⁾ Brückner, Sagenbildung und Tradition. Ein methodisches Beispiel (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 57, Stuttgart 1961, S. 26 ff.).

zitiert). Der Liebhaber von Opern ist darauf hinzuweisen, daß Nr. 41 via der Modifizierung in dem von A. Apel und F. Laun herausgegebenen Gespensterbuch (Bd. 1, Leipzig 1810, S. 1 ff.) Anregung für Carl Maria von Webers „Freischütz“ geworden ist⁹⁾.

Der Herausgeber der „Unterredungen“ hat sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht dazu entschließen können, ältere Quellen, soweit diese nicht durch die Sagensammlungen dieses und des vorigen Jahrhunderts erschlossen worden sind, in seine Nachweise zu den einzelnen Erzählungen einzubeziehen; so mag der Benutzer der Edition z. B. zu den Überlieferungen um den Papst Sylvester II. (Nr. 57, 160) einen Hinweis auf die Bearbeitung des Gegenstandes durch Joh. Jos. Ign. v. Döllinger¹⁰⁾ vermissen. Von dieser, die älteren Nachrichten vernachlässigenden Behandlung aus könnte, da Peuckert, (Vorwort S. 8) Sagen aus „Büchern“ und „vom Autor nicht besuchten Ländern“ ausgeschieden wissen will, der Eindruck entstehen, v. Graben zum Stein besäße ein ursprünglicheres Verhältnis zu seinen Erzählungen als dies der Fall ist.

Vorwort S. 9 f. ist eine Erzählung von einem nach seiner Befreiung vom Kirchenbanne verwesenden Leichnam angeführt („Unterredungen“ Bd. 3, S. 59 ff.) und dazu herausgestellt worden, daß die Anmerkung des Autors („Diese Geschichte... kanst du um so viel sichrer glauben, weil ich derselben vom Anfang biß zu Ende mit beygewohnt...“) von dessen Bemühen um die einzelne Überlieferung zeuge. Dabei ist zunächst nicht berücksichtigt, daß dadurch, daß die Gegenstände der „Unterredungen“ in einem fingierten Gespräch ausgebreitet werden, einiges an Unmittelbarkeit der Beweiskraft verloren gegangen ist, selbst wenn sich v. Graben zum Stein mit dem Pnevmatophilus seines Dialogs identifizieren sollte (der Vorbericht ist Pnevmatophilus gezeichnet). Des weiteren wäre es nicht unwichtig gewesen, anzumerken, daß die Erzählung die Abwandlung einer weitverbreiteten Mirakelgeschichte darstellt (die Legende vom absolvierten Leichnam in einem in der Literatur der Neuzeit vielzitiertem Beispiel,

⁹⁾ Vgl. Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 9, 1910, S. 268 bzw. 272;

Otto Daube, Die Freischützsage und ihre Wandlungen. Vom Gespensterbuch zur Oper. Detmold o. J. (1941).

¹⁰⁾ Döllinger, Die Papst-Fabeln des Mittelalters. 1. Aufl. 1863, S. 155 ff.

z. B. bei Heinrich Kornmann¹¹⁾, so daß herauszustellen ist, daß individuelles Erleben — falls von einem solchen gesprochen werden darf — in von älterer Mirakelliteratur vorgeprägten Schemen sich bewegte (vgl. auch die unedierte Erzählung „Unterredungen“ Bd. 3, S. 58 f.).

Es muß späterer Forschung überlassen bleiben, im einzelnen aufzuzeigen, wieweit in den „Unterredungen“ fiktive Elemente enthalten sind. So wäre zu klären, ob die Märe von einem durch eine Ratte belebten Totenkopf (Nr. 15), die der Andrenio des Dialogs als eigenes Erlebnis ausgibt, gegenüber anderer Nachricht, die das Ereignis in Paris lokalisiert und 1726 datiert (vgl. Zweyte Unterredung Oder Gespräche Im Reiche derer Todten, Zwischen... Balthasar Beckern, ... Und... Christian Scrivern, o. O. 1732, S. 82 f.) das Recht der Originalität beanspruchen darf. Auch zu Nr. 12, der Erzählung von dem nach der Lektüre von Johannes Weier, *De praestigiis daemonum* beim Schlummer vermeintlich vexierten Dialogpartner, bringt die „Zweyte Unterredung...“ eine Version, zu der auf des Claudianus „*Omnia quae studio volvuntur vota diurno, Tempore nocturno reddit amica quies*“ verwiesen wird (S. 67). Daß solche Erzählungen von der Beeinflussung durch die Lektüre gewissermaßen in der Luft lagen, erhellt aus dem Titel eines Traktates, der bei Gräße¹²⁾ angeführt ist: *L'histoire des imaginations extravagantes de Monsieur Oufle, causées par la lecture des livres qui traitent de la magie ...* T. 1 u. 2, Paris et Amsterd. 1710 usw. Im Hinblick auf den zweiten Teil von Nr. 18 (Priester nutzt Geisterglauben von Frauen aus; die Erzählung gehört zu Nr. 17 der Edition, als Fortsetzung von Nr. 18 wirkt sie völlig deplaziert) dürfte eine von Johannes Weier, *De praestigiis daemonum* (deutsche Übers. Frankfurt am Mayn 1586, S. 371 nach Erasmus v. Rotterdam) abhängige Invention vorliegen.

Auf eine mögliche Affinität der „Unterredungen“ zum Bereich des Fiktiven ist insofern hinzuweisen, als sie in der Diskussion der Zeit ihrer Publizierung eine Rolle spielt. Hauber¹³⁾ zeigt, daß

¹¹⁾ Kornmann, *De miraculis mortuorum*, Ausg. in Kornmanns *Opera curiosa, Francofurti ad Moenum 1694. Pars IV, c. 17.*

Zu vergleichen auch Martin v. Cochem, *Außerlesenes History-Buch*, I, Dillingen 1687. S. 283 ff: Das abgeschlagene Haupt einer Jungfrauen konte nit sterben / biß es gebeicht hatte.

¹²⁾ Gräße, *Bibliotheca magica et pneumatica* oder wissenschaftlich geordnete Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zaubers-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens vorzüglich älterer Zeit einschlagenden Werke. Neudruck Hildesheim 1960. S. 92.

¹³⁾ Hauber, *Bibliotheca, acta et scripta magica*, Bd. 3, Lemgo 1741 ff., S. 423 ff.

die in Quedlinburg lokalisierte Nr. 99 einer Überlieferung korrespondiert, die nach anderen Quellen¹⁴⁾ aus Stockholm berichtet wird. Es ist schwierig, zu beurteilen, ob die Erzählung bereits vor v. Graben zum Stein eine Transponierung erfahren hat, doch dürfte das Argument, er habe auf sekundäre Quellen zurückgegriffen, bei seiner Belesenheit wenig verfangen. Überhaupt entsteht mitunter der Eindruck, v. Graben zum Stein habe, um seine Erzählungen als Neuheit anbieten zu können, kleinere Veränderungen vorgenommen, so erscheint in der Geschichte vom Besuch der Grotte zu Mergulino (Nr. 129) statt des schottischen Adligen¹⁵⁾ ein „teutscher Cavallier“, um sich die Unterwelt zeigen zu lassen. Eine Übertragung braucht bei einfacheren Sagen nicht ausgeschlossen zu sein, etwa bei Nr. 124, der Erzählung von der Kinderhand, die aus dem Grabe hervorragt, zu der sich bei Kornmann¹⁶⁾ ein in Ingolstadt lokalisiertes Gegenstück findet¹⁷⁾.

¹⁴⁾ Man vergleiche Georg Philipp Harsdörffer, *Der Große Schau-Platz Jämerlicher Mordgeschichte*, Hamburgk 1649. T. 3 u. 4. Nr. 75, S. 140 ff., oder bei Erasmus Francisci, *Die lustige Schaubühne...* Nürnberg 1690. S. 916 ff.

¹⁵⁾ Aus einer Reihe von Belegen vgl. z. B. E. G. Hap-pelius, *Gröste Denckwürdigkeiten der Welt...* Teil 1, Hamburg 1683. S. 210 f.

¹⁶⁾ Kornmann, *De miraculis mortuorum*, wie oben, Pars III, c. 47.

¹⁷⁾ Weiteres Material bei Johann Christian Crell, *Kurtzgefastes Sächsisches Kern-Chronicon...* Freyburg 1720 ff., Paquet V, S. 477 f. Zu vergleichen ist die mancher Ergänzung bedürftige Zusammenstellung des Materials in der soeben erschienenen Lieferung 1 des Handwörterbuchs der Sage (Namens des Verbandes der Vereine für Volkskunde herausgegeben von Will-Erich Peuckert, 1961). In den unsignierten Artikel (Sp. 55 f.) ist älteres Material trotz der Vorarbeit von Johannes Bolte und Georg Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. 2, 1915, S. 550 ff. nur spärlich einbezogen, bzw. dort, wo es durch neuere Sagensammlungen vermittelt wird, ohne Angabe der Provenienz zitiert. Unter diesem Aspekt fehlender Bezugnahme auf ältere Quellen (ähnlich z. B. der in seiner Undifferenziertheit unzulängliche Artikel „Ahnfrau“ Sp. 176 ff.) verliert der Beitrag ein Beträchtliches an Informationswert. Aber allenthalben entsteht der Eindruck unglücklicher Disposition des Handwörterbuchs der Sage, z. B. wenn zum Artikel „acht“ (Sp. 81 ff.) weder die neuere Literatur zum Komplex der Zahlensymbolik verarbeitet ist, noch älteres (z. B. Petri Bungi Bergomatis *Numerorum mysteria, Lutetiae Parisiorum* 1618, S. 322 ff.) Berücksichtigung findet oder wenn der Artikel „Affe“ (Sp. 158 ff.) keine Notiz von der grundlegenden Untersuchung H. W. Janson, *Apes and Ape Lore in the Middle Ages and Renaissance*, London 1952 (Studies of the Warburg Institute, Vol. 20) nimmt. Ein Beispiel für redaktionelle Unzulänglichkeit etwa die Nachweise zu Artikel „Adfer“ (Sp. 112), wo, wenn Sagenforschung schon für wichtige Quellen des 16. Jahrhunderts auf sekundäre Vermittlung angewiesen ist, man bei Robert Petsch (Hrsg.), *Das Volksbuch vom Doctor Faust*, 2. Aufl. 1911 (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts) S. 161 Hondorff, S. 239 dessen Quelle Manlius, angeführt findet.

Nachzuprüfen ist auch, wieweit eine Einsichtnahme in ungedrucktes Material, auf das v. Graben zum Stein sich in einigen Fällen bezieht, fingiert wurde.

Zur Erzählung Nr. 70 schreibt der Autor der „Unterredungen“, er gebe gründliche Nachricht „inmassen mir nach langer Bemühung nebst andern Zeugnissen glaubwürdiger Personen das Diarium in die Hände gerathen, welches der Pfarrer zu Gehofen und der Adelichen Patientin Beicht-Vater zusammen getragen, mir aber mit Verwilligung des Gräflichen Mansfeldischen Consistorii zu Eisleben von dem Herrn Bernhard Thalemann überliefert worden“. Man würde dem eher Glauben schenken, wenn nicht seit 1685 besagtes Diarium, dessen Verfasser ein Leonhard Thalemann ist, unter dem Titel Eigentliche Beschreibung Des Gehofischen Nonnen-Gespensts . . . , o. O., gedruckt vorliegen würde¹⁸⁾.

Eberhard David Hauber verdanken wir neben kritischer Sichtung einzelner Erzählungen der „Unterredungen“ auch eine Hervorhebung der Kennerschaft ihres Autors: „Der Autor der Monathlichen Unterredung von dem Reich der Geister hat gewiß, vor andern, einen grossen Vorrath von Geister- und Teufels-Geschichten gehabt. Er ist in Ansehen dieses Stücks der Delrio unserer Zeit, oder würde es worden seyn, wann seine Unterredung fortgesetzt worden wäre“¹⁹⁾. Hauber kommt zu diesem Urteil, nachdem er ausgeführt hat, daß die Erzählung Nr. 167, die um Katharina von Medici sich rankt, dem „Europäischen Niemand“²⁰⁾ entnommen sein muß, einer Quelle, deren Wichtigkeit für das Thema der „Unterredungen“ in Abrede gestellt wird, wie denn in seiner „Bibliothek“ die Tendenz besteht, nach der Originalität der einzelnen Zeugnisse zu fragen. Es wird zu berücksichtigen sein, daß die Dialogform wenig geeignet ist, fortlaufend Quellen mit möglichen Verweisen zu zitieren; zu fragen ist jedoch, ob v. Graben zum Stein nicht auch daran gelegen war, den Eindruck einer unmittelbaren Kenntnissnahme einschlägiger Vorgänge entstehen zu lassen; so etwa, wenn er die aus des Erasmus Francisci Traktat „Der Höllische Proteus“²¹⁾ entnommene Erzählung Nr. 58 eine seiner Schöpfungen mit den Worten einführen läßt, sie habe „die gewisse Nachricht“ von dem Ereignis. Es darf als gesichert gelten, daß v. Graben zum Stein sich mannigfach an einem Fundus von Erzählungen orientiert hat, der in der

¹⁸⁾ Vgl. Paul Hohenemser, Flugschriftensammlung Gustav Freytag. 1925. Nr. 533.

¹⁹⁾ Hauber, wie Anmerkung 13, Bd. 3, S. 88.

²⁰⁾ Holzmann-Bohata, Deutsches Anonymen-Lexikon, Bd. 3, 1905, Nr. 6860; mir zur Zeit nicht zugänglich.

Literatur der vorausgehenden Jahrzehnte zitiert worden ist. Dabei brauchen diese Quellen nicht direkt ausgeschrieben worden zu sein (vgl. jedoch unten zu Nr. 75), sie mögen den Weg zu anderem gewiesen oder angeregt haben, welche Gegenstände zu traktieren seien. Zu den Erzählungen, die in früheren, teilweise der Art der „Unterredungen“ nicht allzu fern stehenden Veröffentlichungen sich finden, beziehungsweise zu denen dort Varianten dargeboten werden, gehören die folgenden (wobei, um nicht allzu weit ausgreifen zu müssen, intensive Verwendung nur vereinzelt, und ohne Anspruch auf Vollständigkeit nachgewiesen sei):

Nr. 3 (Hecla): Kornmann, op. cit., II, 43 u. 45; Johann Joseph Pock, *Alvearium curiosarum scientiarum...*, Augspurg 1710, Nr. 206; weitere Nachw.: Joh. Christoph Männlingen, *Denkwürdige Curiositäten...*, Franckfurth und Leipzig 1713, S. 127, Anm. 31.

Nr. 6 (Bertha v. Rosenberg): Die angegebene Quelle, Bohuslav Balbinus, *Miscellanea historica regni Bohemiae, Pragae 1679 ff.* (Lib. III, S. 184 ff.) bereits von Francisci, Proteus, S. 61 ff. benutzt. Bekker, *Die Bezauberte Welt* (deutsche Übers. Amsterdam 1693), folgt Francisci (Buch IV, S. 140 ff.).

Nr. 20 (Rickmodis von der Aducht): Kornmann, II, 16; Happelius, op. cit., Teil 3, 1687, S. 790 f.; Kristian Frantz Paullini, *Zeitkürzende Erbauliche Lust...*, Franckfurt am Mayn 1692, S. 564; Pock, Nr. 129.

Nr. 46: Der Passus über den Bremer Bischof auch bei Pock, Nr. 206.

Nr. 57 (Sylvester II.): Kornmann, IV, 26; in neuerem unterhaltenden Schrifttum auch Anonym, *Hundtägige Erquickstund...*, Teil I, Franckfurt 1651, S. 561; Wilhelm Ernst Tentzel, *Monatliche Unterredungen Einiger Guten Freunde Von Allerhand Büchern...*, Leipzig 1690, S. 719.

Nr. 75 (Neuhauser Brei): Die angegebene Quelle (Balbinus, III, S. 189 f.) bereits bei Francisci, Proteus, S. 84 ff. benutzt. Wahrscheinlich folgt v. Graben zum Stein z. T. der Wiedergabe bei Francisci, zu vergleichen etwa, wie die Hauptquelle, Balbinus, eingeführt wird. Bekker, Buch IV, S. 141 f.

Nr. 92 (Bernsteinsche Jungfrau): Balbinus III, S. 192, bereits bei Francisci, Proteus, S. 92 ff., benutzt.

Nr. 94 (Bernsteinsche Jungfrau): Nach Balbinus, III, S. 192, bereits bei Francisci, Proteus, S. 462 f.

Nr. 149 (Vereinbarte Nachricht aus dem Jenseits): Francisci, Proteus, S. 14 ff.; Peter Goldschmid, *Höllischer*

Morpheus..., Ausg. Hamburg 1704, S. 152 f.; Joh. Christoph Männlingen, Außerlesenster Curiositäten Merck-würdiger Traum-Tempel..., Frankfurth und Leipzig 1714, S. 366 f. Das Motiv in mittelalterlicher Erzählung z. B. Joseph Klapper, Erzählungen des Mittelalters (Wort und Brauch H. 12), 1914, Nr. 8 u. 53.

Nr. 157 (Lübecker Rose): Francisci, Proteus, S. 1057 ff.; Bekker, Buch IV, S. 145 (lediglich Passus über das Getöse); Joh. Michael Sonntag, Sicilientorum academicorum fasciculus de spectris..., Altdorfi Noricorum 1703, S. 51; weiteres Material am Beispiel der Corveyer Lilie als Todesvorzeichen: Männlingen, Curiositäten, S. 339, Anm. 16.

Nr. 159 (Glocke als Todesvorzeichen): Kornmann IV, 154 (Variante); Francisci, Proteus, S. 1029 ff. (weiteres Material).

Nr. 160 (Sylvester II): Magica, seu mirabilium historiarum de spectris..., Islebiae 1597, S. 259 f.

Als weitere Quellengruppe, die von v. Graben zum Stein benutzt worden sein dürfte, sind kleinere Traktate zu nennen, deren einer, Thalemanns Diarium schon erwähnt wurde. Außer diesem Tagebuch finden sich in der Flugschriftensammlung Gustav Freytag in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main zwei weitere Schriften, die sich mit dem Vorfall beschäftigen²²⁾. Behandlung der Überlieferung in größerem Zusammenhange z. B. Andreas Becker, Disputatio iuridica inauguralis, de iure spectrorum, Halae o. J. (1700), S. 17. Auch zu Nr. 174, der Erzählung von der Jenaer Christnachtbeschwörung lassen sich kleiner Schriften beibringen²³⁾, ähnliches Material im Besitz der Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt, darunter eine an den Vorfall anknüpfende prinzipielle Erörterung: Joannes Andreas Rinneberg, Exercitatio theologica de pactis hominum cum diabolo..., Jenae o. J. (1716), die das Für und Wider miraculöser Deutung der Begebenheit ausführlich erörtern. Wieweit der Autor der „Unterredungen“ Topographien, Chroniken usw. konsultiert hat, wird im einzelnen noch zu untersuchen sein. Zr Nr. 33 (Nix) ist vergleichbar Johann Christian Crell, op. cit., Paquet III, S. 39 ff. Des weiteren ließ sich ermitteln, daß v. Graben zum Stein Erzählungen aus der von Erasmus Francisci betreuten Ausg. von Johann Weichard Valvasor, Die Ehre Deß Hertzogthums Crain..., Laybach 1689 entnommen hat; zu vergleichen sind Nr. 89 mit Buch IV, S. 574 f.; 133 mit XI, S. 543 f.;

²¹⁾ Francisci, Höllischer Proteus. Ausg. Nürnberg 1690. S. 126 f.

²²⁾ Hohenemser, wie Anmerkung 18, Nr. 530, 532.

²³⁾ Hohenemser, ebendort, Nr. 560—563, 566, 567.

134 mit XI, S. 548; 135 mit XI, S. 572; 136 mit XI, S. 562, 137 mit XI, S. 248; 138 mit XI, S. 250 ff. Zu Nr. 165 (Teufel als Baumeister in Nürnberg) ist auf die Publikation Herrn Maximilian M i s s o n s Reisen Aus Holland durch Deutschland In Italien, Leipzig 1701, Teil 1, S. 79 zu verweisen. Daß v. Graben zum Stein diese Reisebeschreibung²⁴⁾ gekannt hat, erhellt daraus, daß er sich für seine Reisebeschreibung „Merckwürdige und recht seltsame Begebenheiten des auf wundersamen Wegen gereiseten Pilgrims . . .“ (Verf. Pseudonym Critile), Leipzig 1728 an ihr orientierte²⁵⁾.

Mit diesen Nachweisen, die sich vermehren lassen, dürfte der weithin kompilatorische Charakter der „Unterredungen“ dargetan sein. Ob ein bemerkenswerter Fundus an v. Graben zum Stein z u e r s t veröffentlichten Überlieferungen bleibt, dürfte nach einer Durchsicht der älteren topographischen und historiographischen Literatur der Landschaften Österreichs zu entscheiden sein. Das im Vorausgehenden ausgebreitete Material wurde unter einem anderen Aspekt zusammengestellt: Es konnte gezeigt werden, daß v. Graben zum Stein auf Erzählungen zurückgegriffen hat, die längst schon in der für ein an kuriosen Gegenständen interessiertes Publikum bestimmten Unterhaltungsliteratur verwendet worden sind. Er zitiert Sagen, die in den dem Erscheinen der „Unterredungen“ vorausgehenden Jahrzehnten kritische Behandlung erfahren haben (über die Sagen vom Oldenburger Horn und vom Rattenfänger zu Hameln z. B. Bekker²⁶⁾), ohne sich mit dieser Kritik ausführlich auseinanderzusetzen. Seinen Quellen fühlt sich v. Graben zum Stein nur spärlich verpflichtet, vielleicht hat er sie verschwiegen, um den Eindruck größerer Unmittelbarkeit der Kenntnisnahme zu fingieren und seine Geschichten als Novität publizieren zu können. „Sage“ ist für ihn modifizierbar und kann willkürlich transponiert werden. Gewiß trifft solche Feststellung nur auf einen Teil der Erzählungen der „Unterredungen“ zu, aber man kann solches nicht eliminieren. — Andererseits galten die „Unterredungen“ der Zeitgenossen als gefährlich („sonsten aber die Einfältigen verwirret, auch schon viel Ärgerniß verursacht hat“, heißt es in der eingangs zitierten Rezension), eine Auseinandersetzung schien notwendig (Beispiel Hauber) und noch in späteren Jahrzehnten ist über einiges aus den „Unterredungen“ kritisch gehandelt worden (Beispiel Hennings). Es könnte somit scheinen, als bedürfe sagenhafte Überlieferung in den Quellen des

²⁴⁾ Vgl. Bibliographie zu Ludwig Schudt, Italienreisen im 17. und 18. Jahrhundert. 1959. S. 412.

²⁵⁾ Vgl. Fortgesetzte Sammlung . . . Jg. 1729, S. 859, und Mylius, wie oben, T. 2, S. 12 f., Nr. 95.

²⁶⁾ Bekker, Die Bezauberte Welt, Buch IV, S. 145 ff., bzw. 157 ff.

18. Jahrhunderts einer in stärkerem Maße unterscheidenden Sichtung, als sie seitens der Sagenforschung bis jetzt vorgenommen ist. Bevor eine solche exakte Beschreibung der vielfältigen und differenzierten Verwendung der „Sage“ in der Literatur des 18. Jahrhunderts und deren Einwirkung auf ihre Konsumenten erarbeitet ist, sollte es jedenfalls nicht möglich sein, mit dem Herausgeber der Erzählungen der „Unterredungen“ am „mythischen Erlebnis“ (Vorw. S. 13) der Zeit um 1730—1740 zu partizipieren.

Eisenopfer in Würflach, Niederösterreich

Von P. Hermann Watzl

In der Pfarrchronik von Würflach, Gerichtsbezirk Neunkirchen, Niederösterreich, Pfarre inkorporiert dem Zisterziensterstift Neukloster in Wiener Neustadt, schreibt Pfarrer P. Benedikt Kluge († 1892) über frühere Tieropfer. Er schöpfte seine Kenntnis zweifellos aus vorhandenen Kirchenrechnungen. „1776 kommt ein Ablösegeld in Festo S. Patritii (hl. Patrik, 17. März) vor. An diesem Festtage haben die Verehrer dieses Heiligen ihm auch ein Opfer dargebracht, welches jenes Tier vorstellte, für dessen Wohlergehen sie den Heiligen um seine Fürbitte ansprachen. Diese Opfer waren alle von Eisen und stellten die gewöhnlichen Haustiere, als Ochs, Kühe, Schweine, Schafe und Ziegen vor. Diese Opfer wurden in der Sakristei gelöst und auf den Altar gebracht und der eingegangene Betrag aber der Kirche verrechnet (4 fl. 17 kr. 1776). Doch sind selbe schon lange außer Gebrauch.“ Soweit dieser Bericht. Vermutlich wurde dieser Opfergang im Zeitalter der Aufklärung, im Zuge des Josefinismus abgeschafft. Bis in die jüngste Gegenwart befand sich in einer Altarnische an der Nordseite der Kirche in Würflach ein Patritius-Seitenaltar. Jetzt hängt an dieser Stelle das Altarblatt desselben.

¹⁾ In dem umfassenden Eisenopfer-Ortsregister bei Rudolf K r i s s und Lenz K r i s s - R e t t e n b e c k, Eisenopfer (Beiträge zur Volkstumsforschung, Sonderband) München 1957, ist Würflach nicht enthalten.

Volkskunde und Medizin im Grenzgebiet zweier Wissenschaften

Von Karl Ilg

Nicht zuletzt reizt die Volkskunde durch die Vielfalt der ihr übertragenen Untersuchungsgebiete. Hatte sie Wilhelm Heinrich Riehl einst unter den „vier großen (Stamm, Sprache, Sitte, Siedlung) zusammenzufassen versucht, so tun wir uns heute — trotz der für die Volkskunde unterdessen notwendig gewordenen Beschränkung auf die „geistigen“ Äußerungen des Volkes und der Übertragung der Beobachtung seiner „körperlichen“ an eine eigene und selbständige Disziplin — schwer, ihrer gleichmäßig gerecht zu obliegen. Mehrere Wissenszweige scheinen vor den anderen **mehr oder minder in den Hintergrund gedrängt**. Unter ihnen befindet sich offensichtlich auch die „**Volksmedizin**“.

Volksmedizin wollen wir das Wissen von Heilmitteln, bzw. von Heilverfahren bezeichnen, das dem „Volke zu eigen“ ist.

Dieses Volk sehen wir wieder als eine ganz bestimmte Gemeinschaft von Menschen, von Menschen nämlich, welche räumlich und verwandtschaftlich miteinander verbunden sind. „Zum Volke gehört jeder Volksangehörige“. Eine Trennung nach Klassen und Ständen, nach Bildung und Berufen gibt es in dem Sinne nicht, als wäre nur in gewissen von ihnen das „Volkstümliche“ vorhanden vielmehr ist bekanntlich in jedem Menschen das Volkstümliche mehr oder minder vorhanden, wie in jedem Menschen Individuelles und Gemeinschaftliches enthalten ist. Unter Volk verstehen wir endlich eine gegenwärtige, weil lebendige Erscheinung.

Dieser volkstümlichen Gemeinschaft ist nun Angeborenes und Anerworbenes zu eigen. Indem sich die Volkskunde namentlich mit letzterem beschäftigt und dieses geistig-materielle Besitztum als eine wichtige Voraussetzung zur Erhaltung der volkstümlichen Gemeinschaft erkennt, muß sie folgerichtig auch auf den in der Medizin erworbenen Besitz stoßen.

Um diesen Besitz richtig einschätzen und umreißen zu können, erscheint es mir angemessen, die Frage der volkstümlichen Besitzwerdung hier aber kurz und allgemein noch etwas weiter aufzurollen.

Zur Erwerbung volkstümlichen Besitzes auf Grund volkscundlicher Erkenntnisse wird häufig ein weiter Weg durchschritten. Der Prozeß der Anregung ist oft langwierig! Die volkstümliche Wissenschaft prägte im Zusammenhang mit der Betrachtung dieses Prozesses die unterdessen zu Standardwerten erhobenen Begriffe vom „**Ab-sinkvorgang**“ und vom „**Abgesunkenen Kulturgut**“. Sie haben ohne Zweifel viel zur Erfassung und zum Verständnis der so schwierig aufzugliedernden Vorgänge bei der Volkstümlichwertung einer Erscheinung beigetragen. **Dennoch befriedigen beide Bezeichnungen heute in der Erklärung der eben erwähnten Vorgänge nicht mehr voll.** — Diese Begriffe entstanden in einer Zeit, in der sich die Volkskunde im Hinblick auf die Begriffsbestimmung des Volkes noch nicht zu den oben erwähnten Definitionen durchgerungen hatte und in der man viel mehr noch das „Volk“ als soziale Unterschicht in den Gegensatz zur sozialen Oberschicht stellte. Der „Ab-sinkvorgang“ charakterisierte folglich den Prozeß, in welchem ein ober-schichtliches Gut in der Unterschicht Aufnahme fand und dabei entsprechende Verwandlungen mitgemacht hatte. Heute sollten diese Standardbegriffe jedoch den unterdessen erfolgten Fortschritten in der Bestimmung des Volkes angepaßt werden. An Stelle von Absinkvorgang müßte der Vorgang der Verbreitung und Verallgemeinerung gesetzt werden, so daß also nicht das möglichst Abgesunkene und Alte als volkstümlich bezeichnet wird, sondern vielmehr das von der Gemeinschaft „Volk“ heute und jetzt am meisten Aufgenommene und Getragene.

Je älter und heute verbreiteter ein Besitz beim Volke ist, um so mehr rechtfertigt er zur Bezeichnung **volkstümlich**, nachdem in der Bezeichnung „tümlich“ die Besitzverflechtung unmittelbar ausgedrückt ist.

Umgekehrt muß aber das Alte, nur noch in wenigen Resten Vorhandene — und noch mehr das Untergegangene selbst — als „**volkstümlich gewesen**“ bezeichnet werden. Wer diese Unterscheidung nicht trifft, handelt wissenschaftlich ungenau und gibt immer wieder zur falschen Einschätzung der Volkskunde Anlaß, wenn nicht gar zu deren irriger und ungerechter Wertung.

Auch die Volksmedizin ist daher ein Wissen des Volkes in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit. Leider wird auch hierin oft keine genaue Unterscheidung getroffen und auch, was die Volksmedizin betrifft, nicht zur Kenntnis genommen, daß das Volk in den verflossenen Jahrzehnten zur „Schulmedizin“ in dem Maße Vertrauen faßte, in welchem ihre Erfolge auf den verschiedenen Sparten anwachsen und gute Ärzte und in immer größerer Zahl der Gemeinschaft in Stadt und Land zur Verfügung stehen.

Auf dem Wege der „Volksbildung“ wurden diese Kenntnisse weiter auf die verschiedenste Art und Weise an das Volk herangetragen und gleichzeitig aber auch bewirkt, daß sich die Gemeinschaft **mehr eine passive denn aktive Teilnahme an der Medizin zu eigen machte**. Das komplizierte Wissen der heutigen Medizin eignet sich in viel wenigeren Fällen als jenes von ehemals zu der vorhin erwähnten Verallgemeinerung.

Diese Feststellungen erscheinen uns im Hinblick auf eine richtige und zeitnahe Beurteilung und Bewertung der Volksmedizin wesentlich!

Auch hängen weiters die Erfolge der Schulmedizin namentlich mit ihren Fortschritten in der Anatomie, Chirurgie und in Verbindung mit der Physik und Chemie zusammen, auf Gebieten also, welche den Spezialisten zur Voraussetzung haben.

Sie führten wieder dazu, daß sich die Gemeinschaft älteren Wissens entledigte, indem sie aus eigener Veranlassung und durch den berechtigten oder unberechtigten Rat des Arztes Alters als falsch über Bord warf . . .

Gleichwohl hat sich vieles Alte noch lebendig erhalten oder nur die Form aber nicht das Wesen verwandelt — und ist selbstredend zum alten Besitz auch Neues hinzugestoßen — trotz der vorhin erwähnten Spezialisierung und Fortschrittlichkeit.

Über das volkskundliche Interesse hinaus von allgemeiner Bedeutung erscheint jedoch die Beantwortung der Frage, auf welchen Gebieten sich das volksmedizinische Wissen der Vergangenheit lebendig erhielt und auf welchen namentlich Neuerwerbungen zu verzeichnen sind. Von gleicher Bedeutung wäre aber auch die Aufdeckung und Nutzbarmachung des vergangenen volksmedizinischen Wissens und strengte ich jüngst an unserem Innsbrucker volkskundlichen Institut in diesem Zusammenhang zwei volksmedizinische Dissertationen über das abliegende tirolische Pitztal und Obere Gericht an, in der Erwartung, dort noch am ehesten altes und lebendiges Wissen der Volksmedizin zu erfahren, registrieren in beiden Fällen und durch Mediziner, was die Dissertanten bereits sind, fachmännisch überprüfen bzw. auf deren Anwendbarkeit begutachten zu lassen.

Die Arbeit schreitet infolge der beruflichen Inanspruchnahme der Dissertanten, leider, wenn auch begreiflich, nur sehr langsam voran. Umgekehrt stand für uns fest, daß die Übernahme einer solchen Arbeit nur durch einen fachmännisch ausgebildeten Mediziner geschehen könne.

Ihr Abschluß scheint bereits jetzt einige handgreifliche Früchte zu tragen und man sollte die Untersuchungen nur in **vielen** Gebieten ansetzen können.

Im volksmedizinischen Wissen werden wir am besten mit Paul Diepgen, Stuttgart 1935, drei Wesenskerne unterscheiden:

a) Heilwissen, Heilmittel, die in einer religiösen Weltanschauung ihren Ursprung haben.

Solches Wissen reicht weit zurück und wird von der Volks- und Völkerkunde in mannigfaltigster Form aufgezeigt. Beziehen wir uns auf die Gegenwart und unseren eigenen Raum, so genügt bereits der schlichte Hinweis auf die Pastoralmedizin, um darzutun, wie sehr wir uns auf völlig lebendigem Boden befinden.

Man denke weiter an Lourdes, Fatima und an die an diesen oder an anderen Orten vorgebrachten Bitten und vollzogenen Heilungen, um wieder mitten in unserer modernen Zeit zu stehen.

b) Die zweite Gruppe der Volksmedizin umfaßt Heilmittel, die aus einer natürlich magischen Weltanschauung stammen. Sie finden häufig in der Schulmedizin keine — oder noch keine — Erklärung. Hier darf ich jedoch auf Hans Jakob verweisen, der schon 1878 die Sätze prägte:

„Diese geheimnisvollen sympathischen Kuren sind ganz unterschieden Tatsachen, die sich nicht bestreiten, aber auch nicht erklären lassen. Die Einflüsse von Gebetsformeln und ganz eigenartigen Dingen sind, so sehr sie auch von Ärzten ignoriert werden, nicht zu leugnen. Auch von seiten der Geistlichkeit werden sie gewöhnlich als Aberglauben verpönt oder als diabolisch verboten. Ich möchte beides nicht annehmen. Aberglaube sind sie nicht, weil sie unbestreitbar heilsame Wirkungen hervorrufen und diabolisch können sie nicht sein, weil bei all jenen sympathischen Kuren das Gebet und die hl. Dreifaltigkeit eine Rolle spielen.“

Ich darf das Gesagte mit zwei Beispielen aus meiner eigenen Erfahrung illustrieren:

In meiner Vorarlberger Heimat lebte der vor 16 Jahren als Siebzigjähriger verstorbene Franz Kl.; er war Tischler von Beruf gewesen und übernahm Ausbesserungsarbeiten bis in seine letzten Tage. Daneben war er ein kleiner Landwirt und hatte zusammen mit seiner tüchtigen Frau und seiner Adoptivtochter genug, um zufrieden zu leben. Überall war er denn auch wegen seiner Leutseligkeit und seines heiteren Wesens beliebt. Den Bauern war er beim Vertreiben des „Grindes“, einer eiternden Hautkrankheit beim Vieh, behilflich und hatte sich darob schon weitem einen Namen gemacht. Eines Tages bat ihn auch eine bekannte Frau, Maria R., um seine Hilfe, nachdem ihren beißenden Hautausschlag kein Arzt beseitigen konnte. Auch sie wurde geheilt, nachdem sie Franz nach Handauflegung „beschworen“ hatte. Obwohl ich genau erfahren wollte, wie die Formeln und Gebete gelautet hätten,

konnte mir die Frau nur letztere mitteilen, ähnlich wie auch die Bauern, denen Franz das Vieh im Stall beschworen hatte, dasselbe aussagten. Das „andere“ hätten sie nicht verstanden und Franz erklärte mir, er dürfe dieses Wissen erst auf dem Sterbebette weitergeben, so wie er es empfangen hätte. In der Tat gab er dieses Wissen auf dem Sterbebette weiter, jedoch an einen jüngeren Mann, der bald darauf im Kriege fiel. Seine „Kunst“ fand also keinen Nachfolger mehr.

Neben der Heilung von Menschen, wobei man in der Suggestion oder Autosuggestion vielleicht eine Erklärung suchen wollte, sei ausdrücklich nochmals auf die vornehmlich an Tieren vollzogenen Heilungen verwiesen.

Weiter berichtete mir ein Mann aus meiner Heimat — ich möchte hinzufügen ein Altliberaler —, daß er in seiner Jugend völlig und durch Jahre gelähmt war, jedoch in München durch eine Frau, zu der ihn seine Mutter hingefahren hatte, und die ihn ebenfalls auf ähnliche Weise beschwor, innerhalb weniger Tage gänzlich geheilt wurde.

Wir wissen, daß das Alter der sympathischen Mittel bis zum ältesten schriftlichen Dokument unseres Volkes, zu den Merseburger Zaubersprüchen, zurückreicht.

Was hat es mit ihnen für eine Bewandtnis! Wir können über sie und ihre Träger ebenso wenig eine befriedigende Auskunft geben wie etwa über das Vorhandensein des Zweiten Gesichts und ähnlichem. Dinge leugnen, obwohl sie bestehen, hieße sich jedoch ihrer Aufdeckung und Ergründung auf alle Zeiten verschließen!

Somit bleibt nur, diesen aufreizenden und geheimnisvollen Erscheinungen auf den Grund zu gehen. Sicher wird die Volkskunde hierzu einiges beitragen können.

Der Träger dieses Wissens ist jedoch genau so wenig wie im Falle der Schulmedizin das Volk, sondern sind nur wenige und einzelne. Das Verhalten des Volkes ist hier passiv wie dort — aber auch gläubig wie dort.

Die 3. Gruppe volksmedizinischen Wissens baut endlich auf dem Empirischen, Rationalen auf. Hier ist das Volk, die Gemeinschaft nicht nur passiv beteiligt, sondern aktiv und oft mit großem Wissen. Natürlich verteilt es sich auf verschiedene Stände und Landschaften. Oft wird allerdings nur der Umstand des Heilverfahrens gekannt. Die inneren Zusammenhänge werden nicht erkannt oder falsch gedeutet.

In diesem Zusammenhang darf ich einmal über den engeren europäischen Rahmen hinausgreifen und eine Erinnerung anführen, die mir aus meinen Vorbereitungen auf eine Expedition nach

Abbessinien blieb. In diesem Lande grassierte die Syphilis schon seit Jahrhunderten stark. Die Priester gaben nun den Kranken den Rat, in die sumpfigen Niederungen des Nil abzusteiigen und dort einen Büffel zu jagen. Die Geschlechtskranken ereilte dort unfehlbar die Malaria und sie erlebten so an sich die Wagner-Jaurek-Kur. Sie verließen das Jagdgebiet geheilt, sofern sie nicht an der Malaria selbst zu Grunde gegangen waren — (oder anderen Einflüssen zum Opfer fielen). Wir sehen, die Tatsache der Heilung war erkannt, nicht aber der innere Zusammenhang der Heilung. Diese wurde dem Erlegen des Büffels zugeschrieben.

Solche und ähnliche Beispiele ließen sich viele auch aus unserer Volksmedizin erbringen.

Ich denke etwa an Anwendungen aus der sogenannten „Dreckapotheke“, wobei das Auflegen menschlichen oder tierischen Kotes auch als eine abschreckende Handlung gegenüber der personifiziert gedachten Krankheit verstanden und nicht dem Umstand zugeschrieben wurde, daß die durch den Kot angezogenen Fliegen Maden setzen, die wieder mit unwahrscheinlicher Gier Eiter und nekrotisches Gewebe aufzuzehren imstande sind.

Von den angewandten Heilmitteln aus pflanzlichen und tierischen Stoffen gilt häufig dasselbe. Eine ungeheure Summe von Beobachtung und Empirie ließ sie als richtig erkennen, auch wenn die inneren Zusammenhänge der Heilung wieder verborgen blieben.

Oft vermochte erst die Schulmedizin in den jüngsten Tagen die Erklärung für die Heilvorgänge abzugeben; ja diese ist letzten Endes und 3. Teil aus diesen Erklärungsversuchen heraus erst zu ihrer Stellung gelangt.

Es schien mir nun von Bedeutung, wie ich schon früher andeutete, die Schätze der Volksmedizin noch weiter zu heben. Dieses kann nur durch eine umfangreiche Sammlung und Sichtung geschehen.

So lange dieses wenig wie heute erfolgt, werden Volksmedizin und Schulmedizin immer noch nebeneinander hergehen und ist der sogenannten Kurpfuscherei kein Riegel gesetzt.

Dies gilt sowohl für die letzte Gruppe des Heilwissens auf rational empirischer Basis, wie namentlich auch für die zweite Gruppe der Heilmittel aus der natürlich magischen Weltanschauung heraus.

Gerade auf diesem Sektor vermochte die Schulmedizin infolge ihrer stärker materialistischen Einstellung bis heute nur selten ein volles Urteil über das „Wahr und Falsch“ zu fällen und blieb daher der aus einer alten Erfahrung heraus vermittelte Besitz

von Heilverfahren erhalten, zwar als gering geschätzt oder verachtet, aber in seinen Zusammenhängen vom Fachmann unerforscht und auf seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit nicht erwiesen. Es scheint mir nicht von Nachteil, daß dieser Besitz folglich besonders lebendig blieb. Denn nur so kann er uns heute noch voll zur Untersuchung zur Verfügung stehen und seine vom Fachmann vorgenommene Überprüfung vielleicht Erfolge bringen, die wir heute noch nicht kennen.

In der Zusammenarbeit der Wissenschaften erstrahlte einst die Universitas litterarum. Die Erfolge dieser Zusammenarbeit auf dem medizinischen Gebiete bleiben gerade im Hinblick auf die Physik und Chemie und andere Naturwissenschaften unbestritten. Vielleicht lassen sich auch von der Volkskunde her Beiträge in Zukunft vermehrt erwarten und mobilisieren.

Die sagenmäßige Grundlage von Stiflers „Katzensilber“

Von Anton Avanzin

Die Erzählung „Katzensilber“ von Adalbert Stifter ist im großen ganzen eine Bearbeitung der Volkssage von Pans Tod, wie sie schon im Altertum vorkommt. In einer kleinen Schrift von Plutarch (um 100 n. Chr.) heißt es: „Als ein Segelschiff auf der Fahrt nach Italien an der Insel Naxos vorbeikam, rief eine Stimme von der Küste her dem auf dem Schiff befindlichen Ägypter Thamus zu: ‚Wenn du nach Palodes kommst, so melde, daß der große Pan tot ist.‘ Thamus führte diesen rätselhaften Auftrag aus und darauf erscholl eine laute, vielstimmige Klage.“ Felix Liebrecht hat als erster erkannt, daß einige deutsche Sagen in ihren Motiven gleich sind dieser Sage¹⁾. Im Laufe der Zeit hat man immer mehr Varianten entdeckt und die Dänin Inger Boberg konnte in ihrer 1934 erschienenen Schrift „Sagnet om den Store Pans Dod“ schon deren 500 aufweisen²⁾. Es handelt sich meist um eine Magd, die unbekannter Herkunft bei einem Bauern als Dienstmagd eingestanden ist, jahrelang zur Zufriedenheit ihres Arbeitgebers gearbeitet hat und plötzlich aus der Luft die Botschaft vom Tode eines ihrer Verwandten vernimmt, weinend davon stürzt und nicht wieder gesehen wird. So heißt es bei Vonbun, Sagen aus Vorarlberg, 1850, Jochfahrer, sag der Stuz Mutza, d’Hoachrinda sei toad³⁾, bei Alpenburg, Deutsche Alpensagen, 1861, Jochtroga, sag da Florinde, Heringingele sei gstorba⁴⁾. Dabei meinte der Ausdruck „Jochtrager“ (an den, der gebeten wird, die Todesbotschaft auszurichten) soviel wie Bauer und wird auch sonst öfters in der Sprache, die die Waldgeister mit den Bauern auf dem Felde reden, gebraucht, wie Boberg⁵⁾ aus dem Schweizer Archiv f. V. k. d. VI, p. 138 nicht anführt. Stifter, der außer der

1) Die Otia Imperialia des Gervasius von Tilbury. Herausgegeben von Felix Liebrecht. Hannover 1856. S. 179 f.

2) Inger M. Boberg, Sagnet om den store Pans död. Kopenhagen 1934.

3) Franz Josef Vonbun, Sagen aus Vorarlberg. Innsbruck 1850. S. 2, Nr. 3. Neue Ausgabe von Richard Beitzl, Feldkirch 1950. Nr. 190, S. 146. Joh. Nep. R. von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Innsbruck 1857. S. 68, Nr. 7.

4) Alpenburg, Deutsche Alpensagen. Wien 1861. S. 164, Nr. 167.

5) Boberg, wie Anmerkung 2, S. 125.

Ausgestaltung der Sage als Hauptmotiv unter den Märchen der Großmutter auch die volkstümliche, echte Gestalt, wie er sie offenbar selbst gehört hat, bringt, erklärt den von ihm unverständenen Ausdruck damit, daß ein Bauer zwei Ochsen auf dem Viehmarkt verkauft habe und mit dem ledigen Joch auf den Schultern zurückgekehrt sei. Die Todesbotschaft lautet in dem Märchen der Großmutter: „Jochtrager, sag der Sture Mure, die Rauh — Rinde sei tot!“ Der Name Sture-Mure kommt in den Versionen der heutigen Pan-Sage nicht vor, wohl aber Stuzza-Mutza (s. o.), was ein Katzenname ist und soviel wie Stutzkatze bedeutet ⁶⁾. Auch wenn Stifters Sture-Mure echt ist, haben wir es hier mit einem Katzennamen zu tun (vgl. den Kater Murr bei E. T. A. Hoffmann). Damit kommen wir auf die Einteilung in zwei große Gruppen zu sprechen, in die Inger B o b e r g die Sage gliedert, nämlich eine anthropomorphe, die bei den Germanen verbreitet gewesen sei, und eine Katzenform, die sich bei den Kelten unter dem Einfluß von Sagen über dämonische Katzen gebildet habe. Stifters Rauh-Rinde bedeutet einen Baumgeist und ist echt. Sonst kommen in den volkstümlichen Varianten Namen vor wie „Tanne Hans“ ⁷⁾ bei den Iren „Hazel“ ⁸⁾ und andere.

Während in der Sage die wilde Magd durch Treue und Fleiß den Wohlstand des Bauern heben hilft, hat das „braune Mädchen“ Stifters zwei Verdienste um die Familie ihres Wohltäters aufzuweisen, die Hilfe bei dem Hagelwetter und die Rettung des kleinen Siegmund bei der Feuersbrunst. Angeblich stellen die Eltern vergeblich Nachforschungen an, woher das fremde Mädchen, das zum ersten Mal „mit grünem Wams und grünem Höschen“ angeht, an welchem viele bunte Bänder waren, gekommen sei. Der Einfluß von G o e t h e s Mignon aus dem „Wilhelm Meister“ liegt zu Tage ⁹⁾. „Ihre Unterhaltung ward durch das Getöse unterbrochen, mit welchem die bunte Gesellschaft aus dem Wirtshaus auszog, um die Stadt von ihrem Schauspiel zu benachrichtigen und auf ihre Künste begierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entreprenuer zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor sich hielt das mit Bändern und Flitter wohl aufgeputzt war“ . . . „Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen . . .“ 9. K.: „Sie (Mignon) brachte graues Tuch und blauen Taffet und erklärte

⁶⁾ B o b e r g, ebendort, S. 124.

⁷⁾ Karl Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Kempten 1897, Bd. I, Nr. 142, Nr. 143.

⁸⁾ B o b e r g, wie oben, S. 146.

⁹⁾ G o e t h e, Wilhelm Meisters Lehrjahre, 2. Buch, 4. Kap.

nach ihrer Art, daß sie ein neues Westchen und Schifferhosen, wie sie solche an den Knaben in der Stadt gesehen mit blauen Aufschlägen und **Bändern** haben wolle“. Die ergebnislosen Nachforschungen der Familie nach dem braunen Mädchen und auch der Umstand, daß es trotz seiner Vertrautheit mit seinen Wohltätern über seine Vergangenheit nie Auskunft gegeben hat, müssen dem Leser verdächtig vorkommen. Und wo verbrachte das Kind den Winter und die Nächte des Sommers?

Am Schluß der Erzählung heißt es: Auf dem braunen Mädchen lastete ein Kummer, seine Wangen waren, wie wenn es krank wäre, und sein Blick war traurig. Schließlich fand man es in seinen von seinem Wohltäter geschenkten schönen Kleidern auf einem Sandhaufen liegen und mit den verweinten Augen gegen die Erde schauend an. Um den Grund seines Schmerzes gefragt, antwortete das Kind: „Sture-Mure ist tot, und der hohe Felsen ist tot“. Offenbar sind damit seine Eltern gemeint. Nach einem herzerbrechenden Abschied ist das Mädchen verschollen und wieder sind alle Nachforschungen umsonst. Besonders die Angabe des hohen Felsen als ihres Vaters lassen das Mädchen als eine Wahnsinnige erscheinen. Zu dieser Änderung der alten Sage war der Dichter gezwungen durch das Bestreben, das Sagenhafte zu rationalisieren und dadurch dem Publikum näher zu bringen.

Stifter selbst hielt „Katzensilber“ neben Bergkristall für das beste Stück seiner „Bunten Steine“ und schreibt darüber: „Wäre alles so wie die ersten Bogen von Katzensilber . . . was könnte das für ein Buch sein ¹⁰⁾!“

Die Verwandtschaft von Stifters „braunem Mädchen“ mit Goethes Mignon haben bereits Nagl und Zeidler hervorgehoben ¹¹⁾. Auf die Ähnlichkeit zwischen „Katzensilber“ und Pan-Sage hat mich Frau Pollner-Aussee gebracht.

Im Zusammenhang mit den anderen bei Stifter auftretenden Sagenmotiven hat Leopold Schmidt die Geschichte von der Wildfrau Sture-Mure schon 1953 ausführlicher behandelt ¹²⁾. Über das Motiv, die „geheimnisvolle Botschaft“ selbst hat in den letzten Jahren am ausführlichsten Richard Beitzl gearbeitet, dem auch ein ganzes Register der landschaftlichen Vorkommen der einzelnen Motivabwandlungen zu danken ist ¹³⁾.

¹⁰⁾ Alois Raimund Hein, Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke. Neuausgabe Wien 1952. Bd. I, S. 454.

¹¹⁾ Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. II, S. 829.

¹²⁾ Leopold Schmidt, Volkskundliche Beobachtungen an den Werken Adalbert Stifters (Adalbert Stifter-Almanach für 1953. S. 103).

¹³⁾ Richard Beitzl in seiner Neuausgabe von Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs mit Beiträgen aus Liechtenstein. Feldkirch 1950. S. 206 ff.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

14. Die Umfrage über das „Klausenholz“

(Mit einer Karte)

Von Klaus Beitzl

Gebetszählhölzer, wie sie von den Kindern in den Tagen der vorweihnachtlichen Nikolauseinkehr gebraucht werden, gehören zum Gegenwartbestand volkstümlichen Brauchgerätes. Diese Feststellung mag zunächst überraschen, wenn man sich die jüngere volkskundliche Literatur vor Augen führt, in welcher diese immerhin eigenartige brauchmäßige Erscheinung kaum berücksichtigt wird. Außer einer unkontrollierbaren Globalangabe für die Vorarlberger Walsersiedlungen¹⁾ und einer historischen, allerdings sehr eingehenden Brauchbeschreibung aus dem Montafon²⁾ liegen keinerlei österreichische Bearbeitungen zu diesem Thema vor. Um die ausländische Forschung ist es in dieser Beziehung nicht besser bestellt. Die älteren Autoren sind dagegen beredter. In allgemein kulturgeschichtlichen Ortsmonographien und volkskundlichen Landschaftsbeschreibungen lassen sich immer wieder gute Schilderungen dieses Sachgutes und seiner brauchmäßigen Verwendung finden. Bildliche Darstellungen haben zu jeder Zeit gefehlt. Weder die ältere noch die jüngere Zeit ist in dieser Beziehung aber zu einer wirklich wissenschaftlichen Fragestellung vorgedrungen. Die Frage nach der räumlichen Ausdehnung und geschichtlichen Tiefe der Erscheinung wurde nicht gestellt³⁾, ein Deutungsversuch niemals unternommen. Das Problem wurde einfach nicht erkannt, obwohl aus der Häufung der Berichte im Gebiet des schwäbisch-alemannischen Anteiles des oberdeutschen Raumes gewisse Verbreitungsgegebenheiten ablesbar gewesen wären. Die Mundartwörterbücher zum Beispiel haben in diesem Bereich die mundartlichen Bezeichnungen für das Gebetszählholz der Kinder festgehalten. So hat in Vorarlberg, Württemberg und Baden das Wort „Klausenholz“ mit seinen mundartlichen Varianten allgemeine Geltung, für die Schweiz

¹⁾ Karl Ilg, Die Walser in Vorarlberg, 2. Teil. Ihr Wesen; Sitte und Brauch als Kräfte der Erhaltung ihrer Gemeinschaft (= Schriften zu Vorarlberger Landeskunde Bd. 6). Dornbirn, o. J., S. 220.

²⁾ Richard Beitzl, Mittwinterbrauch im Montafon, in: Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. IV). Wien 1954, S. 54—56.

³⁾ Meines Wissens liegen nur für Luzern ältere Zeugnisse über die Gebetszählhölzer vor, nämlich: E. Hoffmann-Krayer, Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberwesen, (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 3, 1899, S. 199).

hingegen ist der Ausdruck „Chlausenbein“ oder „Chlausenbeile“ kennzeichnend. Alle diese Hinweise wurden von der volkskundlichen Forschung jedoch nicht aufgegriffen, so daß wir bis heute weder über eine Sachmonographie noch über irgendwelche methodischen Vorarbeiten in Form von direkten, intensiven Erkundigungen oder indirekten, extensiven Erhebungen verfügen. Von keinem der mitteleuropäischen Volkskundeatlanten wurde etwa der Versuch unternommen, die Gebetszählhölzer flächenmäßig abzufragen und ihre Verbreitung kartographisch darzustellen. Es muß hier allerdings die Bemerkung eingeräumt werden, daß diese Erscheinung durch die bestehenden, staatlich begrenzten Atlanten gar nicht zu fassen gewesen wäre. Die Volkskundeatlanten in Österreich, Deutschland und in der Schweiz hätten in diesem Fall jeweils nur einem Sektor des vermutlichen Verbreitungsgebietes, das sich in einem weitem Kreis über den Schnittpunkt der drei Staaten am Bodensee lagert, gerecht werden können. Ohne Koordination der einzelnen Fragewerke wären hier keine endgültigen Ergebnisse zu erzielen gewesen. Vom Standpunkt des einzelnen Atlas her hätte die Frage nach einer solchen partiellen Erscheinung wahrscheinlich gar keinen Sinn gehabt. Erst die gemeinsame Verabredung würde den entsprechenden Aufwand rechtfertigen und damit auch gewisse Mängel der gegenwärtigen Verfahrensweise der Volkskundeatlanten beheben.

Diese Umstände waren für das Archiv der österreichischen Volkskunde der Anlaß, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln eine systematische Nachforschung über das „Klausenholz“ anzustellen. Leopold Schmidt gab die Anregung und den Auftrag, innerhalb der Umfragearbeit des Archivs eine schriftliche Befragung durchzuführen, um damit die wissenschaftliche Bearbeitung der brauchmäßigen Gebetszählhölzer zunächst einmal von österreichischer Seite her aufzurollen. Nach der Sternsinger-Umfrage des Jahres 1956 wurde dies außer den Umfragen zum Atlas der burgenländischen Volkskunde die zweite brauchkundliche Enquête des Archivs⁴⁾. Die Voraussetzungen für eine indirekte Befragung schienen sehr günstig, da es sich bei den „Klausenhölzern“ um eine sachlich und aller Wahrscheinlichkeit nach auch um eine verbreitungsmäßig gut umgrenzte Erscheinung handelte.

Der Fragebogen

Diese Beschränkung der Frage auf ein ganz bestimmtes Brauchgerät erlaubte die Ausarbeitung eines differenzierten und stark ins Einzelne gehenden Fragebogens. Zum leichteren Verständnis des Vorhabens schien es angebracht, in den Fragebogentitel den konkreten Ausdruck „Klausenholz“ als geläufigste Bezeichnung für das brauchmäßige Gebetszählholz aufzunehmen. Die einleitenden Sätze zu den eigentlichen Fragen hatten den Sinn, die Erscheinung deutlicher zu umschreiben und von Anfang an die Aufmerksamkeit des Aufzeichners in die richtige Bahn zu lenken. Diese Einleitung sollte zugleich die sprachliche Bindung der Titelfrage aufheben. Nach der Grundfrage, ob der Brauch des Klausenholzes überhaupt bekannt ist, ob er von den Kindern noch geübt wird oder in welcher Zeitschicht er noch gelebt hat, sind die folgenden Fragen so abgefaßt, daß sie Aufschluß über Benennung, äußere Form und brauchmäßige Verwendung des Gerätes geben. Für die Zuordnung der

⁴⁾ Leopold Schmidt, Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde. 6. Die Sternsinger-Umfrage. (ÖZV 61, 1958, S. 41—44).

Erscheinung sind die beiden Zusatzfragen von Bedeutung, durch welche die morphologische und die funktionelle Komponente des Gebetszählholzes von einander gelöst wurde. Es war zu erfragen, welche Möglichkeiten für das Gebetszählen außer den Klausenhölzern noch in Betracht kommen und in welchen Lebensbereichen ähnliche Zählstäbe verwendet werden. Im einzelnen hatte der Fragebogen folgenden Wortlaut:

Umfrage über das „Klausenholz“

Es ist weithin Sitte, daß Kinder in der Zeit um den Nikolaus-tag (6. Dezember) durch fleißiges Beten, Lernen von Versen und besondere Dienste in Haus und Küche (Wassertragen, Holzholen etc.) die Gunst des vorweihnachtlichen Gabenbringers Nikolaus (oder verwandter Gestalten) zu gewinnen trachten. Gelegentlich verwenden die Kinder hierbei Holzstäbe, meistens „Klausenhölzer“ genannt, um mit Hilfe von Einkerbungen die Zahl der gesprochenen Gebete und der anderen Leistungen festzuhalten und sie in dieser Gestalt dem Nikolaus bei seinem abendlichen Besuch vorzuweisen.

1. Sind in ihrem Ort solche Kerbhölzer der Kinder gebräuchlich, oder waren sie es früher? Seit wann nicht mehr?
 Wie werden diese Zählhölzer mundartlich benannt?
 Aus welcher Holzart werden sie angefertigt?
 Welche Form haben die Kerbhölzer? (Maßangaben, vier- oder mehrkantig, Verzierungen, Beschriftungen. Nach Möglichkeit, bitte eine Zeichnung oder Photographie beifügen).
 Wer fertigt die Klausenhölzer an? Im Hause die Kinder selbst oder die Eltern, außerhalb des Hauses ein Handwerker oder jemand mit besonderer Handfertigkeit?
2. In welcher Zeit, an welchen Tagen werden die Klausenhölzer von den Kindern benutzt?
 Welche Gebete, Sprüche, Lieder oder besondere Leistungen werden auf ihnen angemerkt und gezählt?
 In welcher Weise werden die einzelnen Eintragungen gemacht? Kerben, Rillen, Striche? Wird eine bestimmte Anzahl von Einkerbungen (5, 6, 10 oder 12) durch ein besonderes Zeichen zusammengefaßt?
3. Werden die vollgeschriebenen Kerbhölzer dem Nikolaus oder seinen Begleitern am Abend ihrer Einkehr von den Kindern zur Prüfung vorgezeigt? Wie heißt die Gestalt, welche die Hölzer prüft? Wenn der Nikolaus selbst nicht in Erscheinung tritt, wohin legen dann die Kinder ihre Hölzer, um sie dem nächtlichen Vorbeiziehenden zu zeigen? (Vors Fenster, vor die Tür, in die Schuhe, auf den Teller . . . ?)
 Wenn die Prüfung des Nikolaus ergibt, daß ein Teil der Einkerbungen auf dem Klausenholz falsch ist, weil mehr Gebete oder Hilfeleistungen eingetragen sind, als in Wirklichkeit getan wurden, was geschieht dann mit dem Holz? Wird es zerbrochen, verbrannt über einem Kerzenlicht angerußt, stellenweise ausgehobelt?
4. Ist bei Kindern eine andere Art der Zählung üblich? Aufschreiben in Heften, in kleinen Büchern . . . ? Hat diese Art der Zählung vielleicht die frühere Verwendung von Kerbhölzern abgelöst?

5. Ist es oder war es in Ihrem Ort üblich, auch sonst im wirtschaftlichen oder geselligen Leben ähnliche Zählstäbe, die mit Kerben versehen wurden, zu verwenden? Etwa in der Alpwirtschaft zur Milchabrechnung, bei Käufen (z. B. Brot) oder bei bestimmten Spielen?

Die Umfrage

Unter der Voraussetzung, daß sich die brauchmäßigen Gebetszählhölzer in Österreich nur über einen verhältnismäßigen kleinen Raum erstrecken, konnte für die flächenmäßige Befragung ein engmaschiges Ortsnetz gewählt werden. Es waren also auch in dieser Hinsicht die Möglichkeiten für eine intensive Gestaltung der Indirektbefragung sehr günstig. Es lag in der Natur der Sache, alle Schulen im westlichsten Österreich, d. h. in Vorarlberg und in Westtirol, anzuschreiben, denn deren Schüler und ihre Lehrer konnten selbstverständlich die besten Aussagen über die gegenwärtigen Formen dieses Kinderbrauches machen. Die enge und gleichmäßige Streuung der Schulorte mußte überdies eine sehr günstige Belegortsdichte ergeben. Von einer gewissen praktischen Bedeutung für den Erfolg der Fragebogenenquete war schließlich auch die Tatsache, daß die Leiter und Lehrer der Volks- und Hauptschulen von früheren Umfragen des Archivs mit diesem wissenschaftlichen Verfahren bereits vertraut waren.

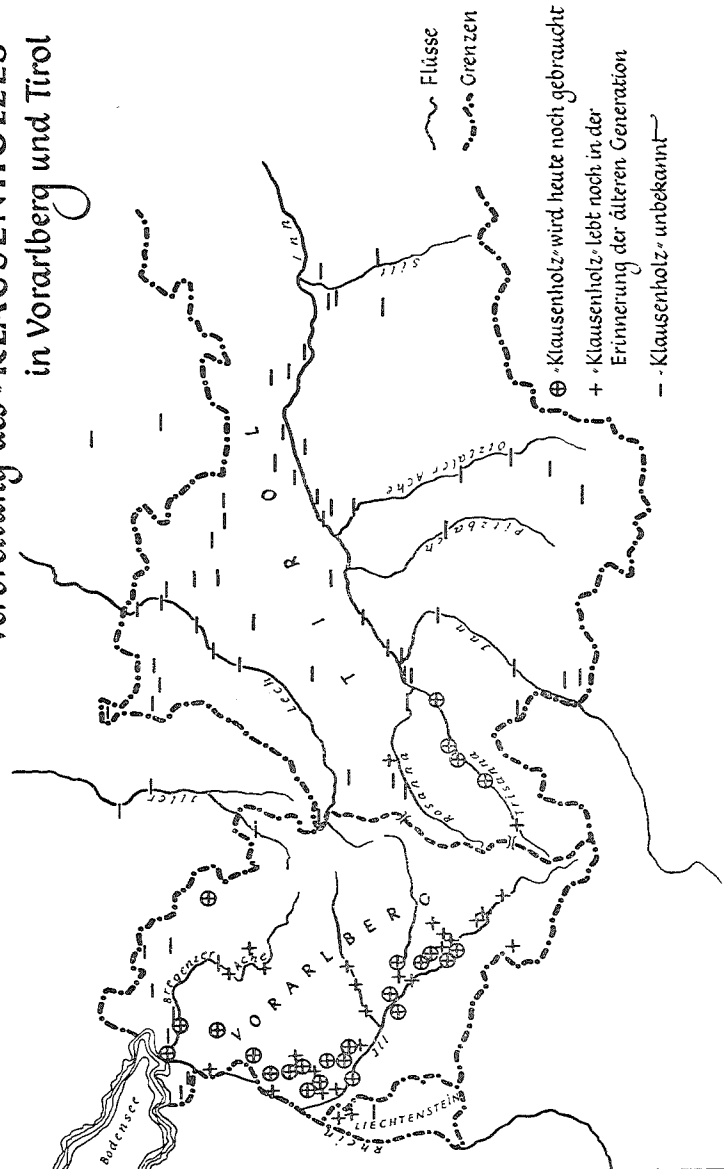
Als Termin für die Aussendung der Fragebogen wurde ein Zeitpunkt gewählt, der unmittelbar vor dem Brauchdatum lag. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß sich brauchkundliche Themen, darunter besonders Brauchlieder und -sprüche dann am leichtesten abfragen lassen, wenn der Anlaß zur Brauchausübung zeitlich nahe bevorsteht und die einzelnen Überlieferungstatsachen sich neuerlich in das unmittelbare Bewußtsein des Brauchträgers schieben. Der Fragebogen wurde deshalb mit dem 15. November 1960 datiert und unverzüglich ausgesandt, damit die Lehrer ihren Schülern die Fragen in der Woche um den Nikolaustag (6. Dezember) vorlegen konnten.

Es wurden insgesamt 492 Fragebögen verschickt. Davon gingen 425 an alle öffentlichen Volks- und Hauptschulen, die vom „Österreichischen Amtskalender für das Jahr 1960“ für Vorarlberg und Westtirol ausgewiesen wurden. Im einzelnen wurden in den Vorarlberger Bezirken Bregenz 76, Feldkirch 63, Bludenz 69 und in den westlichen Tiroler Bezirken Landeck 63, Imst 56, Reutte 52 und Innsbruck-Land (hier nur die Gerichtsbezirke Innsbruck und Telfs) 46 Schulen angeschrieben. Gleichfalls systematisch wurden die 14 Schulen des Fürstentums Liechtensteins befragt. Darüber hinaus konnten nur noch einzelne Sondierungen vorgenommen werden. So wurden 53 mit dem Archiv der Österreichischen Volkskunde korrespondierende Gewährsleute, wissenschaftliche Institute und volkskundliche Museen in Südtirol, in der Schweiz, im Elsaß, in Württemberg-Baden und Oberbayern um Auskunft gebeten.

Das Ergebnis

Die schriftliche Umfrage über das Klausenholz erbrachte dem Archiv 138 Antworten, 112 kamen davon aus Tirol und Vorarlberg. Insgesamt wurden also 28%, in Vorarlberg und Tirol 26,5% der ausgesandten Fragebögen beantwortet. Das sind Durchschnittswerte, die an sich schon eine Bestätigung für den Erfolg der Enquete sind. Will man dieses Gesamtergebnis noch weiter aufschlüsseln, so ergibt sich ein recht in-

Verbreitung des "KLAUSENHOLZES" in Vorarlberg und Tirol



Flüsse
Grenzen

- ⊕ · Klausenholz wird heute noch gebraucht
- + · Klausenholz lebt noch in der Erinnerung der älteren Generation
- - Klausenholz unbekannt

Entwurf: Klaus Beitz / 1961 · Ausführung: Friedl Zimmermann Archiv der Österr. Volkskunde / Befragungsergebnis 1. Nov. 1961

teressantes Bild. Aus Gegenden, in denen das Klausenholz gebräuchlich ist oder es in der unmittelbaren Vergangenheit wenigstens noch war, hat ungefähr jeder dritte der Befragten geantwortet: im Bezirk Feldkirch waren es 38%, im Bezirk Bludenz 33,5% und im Bezirk Landeck 31,5%. Der Bezirk Brenz, der an seinem Nordrand eine Reihe von negativen Belegen aufweist, wo sich also das geschlossene Vorarlberger Verbreitungsgebiet schon aufzulösen beginnt, sandte nur noch 27,5% der Fragebögen an das Archiv zurück. Die Antworten aus den durchwegs negativen Tiroler Bezirken Imst und Innsbruck-Land machten nur noch 23%, bzw. 24% aus. Eine Ausnahme ist hier der Bezirk Reutte, wo wieder 38,5% der Befragten geantwortet haben.

Auch der zeitliche Ablauf der schriftlichen Umfrage scheint einer bestimmten Regel unterworfen zu sein. Die ersten Antworten trafen schon nach vier und fünf Tagen ein. Der allergrößte Teil der Antworten kam innerhalb von vier Wochen an das Archiv zurück. Einzelne Fragebögen gelangten erst nach abermals vier Wochen in den Besitz des Archivs. Die Erfahrungen früherer Archiv-Umfragen werden durch diese Beobachtungen bestätigt. Von den früheren Umfragen her weiß man auch, daß die allerersten und die sehr späten Antworten meist nur spärliche Auskünfte enthalten, während die gründlichen und wohlbedachten Darstellungen in der zweiten und dritten Woche der Enquête zu erwarten sind.

Die Qualität der Antworten war allgemein gut, in einzelnen Fällen zeitigte die Umfrage sehr eingehende Brauchbeschreibungen. Eine Reihe von Spontanangaben lassen auch die heutige Intensität des Klausenholzbrauches erkennen. Mehrfach weisen die Aufzeichner darauf hin, wieviel Kinder einer bestimmten Schulklasse derartige Klausenhölzer noch benutzen. Solche Feststellungen sind für die Frage der sogenannten „Brauchbiologie“ wichtig. Die Altersstellung des Brauches, wie sie sich im Bewußtsein der gegenwärtigen Generationen widerspiegelt, wurde dagegen bereits im Frageplan berücksichtigt und auch in der kartographischen Zusammenfassung des Befragungsergebnisses festgehalten (vgl. Verbreitungskarte). Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang die spontane Leistung des Oberlehrers von Brederis bei Rankweil, der seiner detaillierten Brauchaufzeichnung kurzerhand ein derartiges „Beatholz“, wie es in Brederis genannt wird, beifügte und damit der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde das erste Objekt dieser Gattung zuführte (Inv. Nr. 54.376). Wie schon bei früheren Umfragen des Archivs wurden auch diesmal die besten Beiträge mit einer volkswundlichen Schrift, die eine Anzahl von Hinweisen für die Sammelarbeit enthält, belohnt.

Das Auftragen der Befragungsergebnisse auf die Landkarte macht deutlich, daß die Umfrage ihrer ersten Anforderung durchaus gerecht geworden ist. Die Antworten, die von jeder dritten, bzw. jeder vierten Schule eingesandt wurden, ergeben ein tragfähiges Belegnetz. Die Streuung der Belege ist ziemlich regelmäßig. In Vorarlberg fehlen lediglich aus dem Klostertal und dem Laternsertal die entsprechenden Angaben. Die Auslassungen im Tiroler Verbreitungsbild sind von geringer Bedeutung, da die verfügbaren Zeugnisse dieses Bundesland eindeutig als negative Zone ausweisen. Es wird keine Schwierigkeit sein, durch persönliche Nachbefragungen aus den Tälern, die sich der schriftlichen Befragung gegenüber verschlossen haben, zusätzliche Auskünfte zu holen. Solche direkte Aufnahmen werden auch noch den einen oder anderen Beleg aus Gebieten bringen, die nicht wie andere in gleicher Weise gut

belegt sind. In Vorarlberg wäre hierbei an den hintersten Bregenzerwald und an das Tannberggebiet zu denken, ebenso aber auch an die Dörfer des Kleinwalsertals, des inneren Großwalsertals und des unteren Walgau.

Das sind einige Ungenauigkeiten, die jedoch keine große Bedeutung haben und den Gesamteindruck des Kartenbildes, welches das vorläufig wichtigste Ergebnis der Klausenholz-Umfrage darstellt, nicht beeinträchtigen können. Die Abgrenzung einer negativen von einer positiven Zone im westlichen Gebiet von Österreich tritt klar zutage. Der nördliche Verlauf der Landesgrenze zwischen Vorarlberg und Tirol mit dem Markierungspunkt des Arlbergs ist eine absolute Scheidelinie. Vorarlberg weist im ganzen gesehen positive Brauchbelege auf, Tirol hingegen negative. Diese grundsätzliche Erkenntnis erfährt allerdings zwei Einschränkungen. Auf der Tiroler Seite ist nämlich in dem von der Trisanna durchflossenen Paznauntal das Klausenholz allgemein bekannt und wird sogar in den meisten Fällen noch heute gebraucht. Dieses Verbreitungsgebiet, das sich stark in den westtiroler Raum vorschiebt, ist jedenfalls vom vorarlberger Montafonertal her zu verstehen, mit welchem das Paznaun über das Zeinisjoch seit alter Zeit in kultureller Verbindung steht. Hier tritt die verbindende Funktion eines Alpenpasses hervor im Gegensatz zu der scharfen Trennungslinie des Arlbergpasses. Unklar bleibt vorläufig die Bedeutung der negativen Brauchbelege, die den Nordrand von Vorarlberg säumen. Sind diese Zeugnisse in Verbindung zu einer einheitlichen Zone im schwäbischen Allgäu zu verstehen, oder handelt es sich einfach um Auflösungserscheinungen, die von der verhältnismäßig offenen Nordgrenze des Landes her auftreten? Hiermit ist bereits die Frage angeschnitten, wie sich das österreichische Verbreitungsgebiet des Klausenholzes überhaupt in den größeren oberdeutschen Verband einfügt.

Das Antwortmaterial, das die Klausenholz-Umfrage eingebracht hat, ist weiterhin so beschaffen, daß neben der Möglichkeit der großräumigen Fixierung der Erscheinung auch diejenige der inneren Raumgliederung besteht. Das heißt, daß innerhalb des positiven Verbreitungsgebietes des Klausenholzes zwischen Gegenden, in denen heute noch die Klausenhölzer verwendet werden und solchen, wo sie nur mehr in der Erinnerung der älteren Generation leben, unterschieden werden kann. Diese Differenzierung der positiven Brauchzeugnisse ist aufschlußreich. Die Kartographierung läßt klar erkennen, daß neben den Kernlandschaften lebendiger Brauchausübung — in Vorarlberg sind es die Dörfer entlang der alten Walgaustraße und im oberen Walgau, das äußere Montafon, in Tirol das ganze Paznaun — Gebiete zu beobachten sind, in denen der Brauch heute abgestorben ist und wo das Klausenholz bereits als historisch anzusehen ist (Bregenzerwald, Großwalsertal, inneres Montafon).

Wenn man die vorläufigen Ergebnisse der Klausenholz-Umfrage des Archivs für Österreichische Volkskunde noch einmal zusammenfassen will, so ist zuerst darauf hinzuweisen, daß die indirekte Befragung die Übersicht über den Gegenwartsbestand der Klausenhölzer in Westösterreich ermöglicht hat. Die räumlichen (positive und negative Verbreitungsgebiete, östliche Verbreitungsgrenze) und zeitlichen Dimensionen (Altersschichtung, Intensität) der Erscheinung sind hierbei deutlich geworden. Für eine spätere monographische Bearbeitung dieses brauchmäßig gebundenen Sachgutes steht außerdem eine ganze Anzahl guter Brauchbeschreibungen zur Verfügung.

Die Frage nach den brauchmäßigen Gebetszählhölzern wurde damit in ihrem ganzen Umfang aufgeworfen. Durch die Enquête des Archivs für österreichische Volkskunde wurden schon weitgehend die Grundlagen für die systematische Erforschung dieser Sachgruppe geschaffen. Die nächsten methodischen Schritte, die nunmehr in dieser Richtung notwendig sind, lassen sich bereits erkennen. In allernächster Zeit, das heißt abermals zum Brauchtermin des 6. Dezembers, wird versucht, von den Gewährsleuten, die von einer lebendigen Brauchüberlieferung berichten konnten, einzelne Klausenhölzer selbst zu bekommen. Die Untersuchungen, die das Archiv der österreichischen Volkskunde durchführt, sollen nach Möglichkeit auch einen Gewinn für die Objektsammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde bringen. So lange es sich um Sachgüter der Volkskultur handelt, können die systematischen Befragungen des Archivs gleichzeitig auch eine methodische Ausweitung der Musealbestände bringen. An zweiter Stelle wird in bestimmten Kleinlandschaften und einzelnen Orten an eine Nachsammlung zu denken sein. Darauf wurde schon hingewiesen. Das direkte Verfahren der persönlichen Erkundigung wird in diesem Fall vorzuziehen sein. Schließlich wird man sich über die Möglichkeiten einer räumlichen Ausdehnung und zeitlichen Vertiefung der Untersuchung über die Gebetszählhölzer der Kinder klar werden müssen, um alle methodischen Voraussetzungen für eine umfassende Sachmonographie dieser brauchmäßigen Erscheinung zu erlangen.

Chronik der Volkskunde

Dritte Arbeitstagung für Ostalpen-Volkskunde, Disentis (Graubünden) 2.—9. September 1961

Nach zwei wohl gelungenen Versuchen, bei denen sich ein freundschaftlich verbundener Kreis von Volkskundlern aus Jugoslawien, Italien, der Schweiz und Österreich das Tagungsziel gestellt hatte, in Referaten, Diskussionen und vor allem auf gemeinsamen Wanderungen die Probleme der übernationalen Volkskultur im mehrsprachigen Ostalpenraum zu erarbeiten, (1. Begegnung: Laibach-Ljubljana 1956; s. Bericht ÖZV X, 1956, S. 66 und 149 f.; 2. Zusammenkunft: Graz-St. Martin 1959, s. Bericht ÖZV XII, 1959, S. 143 f.) hatten diesmal die Schweizer Freunde (Organisation: Prof. R. Wildhaber-Basel) nach der Kontaktlandschaft des romanisch sprechenden Kantons Graubünden am Rande der deutschsprachigen Schweiz eingeladen. Das altehrwürdige Benediktinerkloster Disentis am Vorderrhein bot einem Teil der Kollegen liebenswürdige Gastfreundschaft; eine kleinere Gruppe quartierte sich in Pajsel bei Segnes, eine gute halbe Gehstunde oberhalb Disentis in zwei Bauernhäusern ein. Die Vorträge, die Prof. Wildhaber in einem eigenen Sonderband III der nunmehr glücklich angelaufenen Reihe „Alpes Orientales“ (I, Laibach 1959, s. Rez. ÖZV XIII, 1959, S. 231; AO II, „Volkskultur im Ostalpenraum“, Graz 1961, s. Rez. ÖZV XV, 1961, S. 288) herausgeben will, wurden im engeren Rahmen der etwa 18 Teilnehmer mit jeweils deutscher und italienischer Diskussion unter breiter Heranziehung der südslawischen Parallelen und Gegebenheiten im Kloster Disentis gehalten. Prof. Ivan Grafenauer, der nunmehr achtzigjährige lebhafteste Geist und Initiator dieses Freundeskreises der Ostalpenvolkskundler, sprach über eine besondere Interpretation mittelalterlicher und rezenter Zaubersprüche und Segen des Ostalpenraumes; sein Mitarbeiter, Dr. Niko Kuret über die unerwartet reichhaltigen Ergebnisse von Glaube und Brauch um den „Julklotz“ (badnjak, božič, ceppo) nach einer neueren Umfrage im slowenischen Raume, insbesondere in den slowenischen Kontaktzonen Istriens gegenüber den kroatischen und italienischen Brauchparallelen von Valvasor bis heute. Dr. Elfriede Grabner vom Steirischen Volkskundemuseum in Graz berichtete über Stand und Aufgaben volksmedizinischer Forschung in den Ostalpenländern. Das Schwergewicht der landeskundlichen Vorträge über das Gastland lag bei den Schweizer Freunden, als P. Iso Müller OSB über Geschichte und Kultur der Desertina, der Cadí (Casa Dei), des frühen und des gegenwärtigen Lebens- und Wirkraumes um das Kloster Disentis berichtete und P. Flurin Maissen OSB unermüdet durch das Volkskundemuseum des Stiftes (Volkskundliche und kulturgeschichtliche Sammlung des verstorbenen P. Notker Curti), durch seine eigenen Mineraliensammlungen im Zusammenhang mit seinen Sonderforschungen über die Graubündner Berufsgruppe der „Strahler“, der gesteinskundigen Mineral-, insbesondere der Kristallsucher führte. P. Flurin führte die Teilnehmer zu solchen „Strahlern“, zu Aufschlußstellen (Val Chri-

stallina) und zu den Fundstellen jenes Specksteines, aus denen die Mehrzahl der Stubenöfen in den Herren- und Bauernhäusern des Tales hergestellt wurde. Der graubündener Privatgelehrte Dr. Simonett führte seine Neuinterpretation der hauskundlichen Terminologie im sogenannten „Thelo-Testament“ des Churer Bischofs aus der Mitte des 8. Jahrhunderts vor, die in einer reichen Diskussion (O. Moser — Klagenfurt, R. Weiß — Zürich, M. Gavazzi — Agram usw.) die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen erkennen ließ, mittellateinische termini im Zusammenhang mit rezenten Hausformen und Bauteilen zu bestimmen. Dr. A. Maisen vom Rätischen Museum in Chur erwanderte mit den Tagungsteilnehmern, die in all den Tagen zwischen dem 2. und dem 9. September herrlichstes Bergsommerwetter hatten, die Ausgrabungen früher Besiedlungen im Vorderrheintal (Crepault, Grappa alta). Weitere Wanderungen schlossen diesen Freundeskreis, in dem diesmal die slowenisch-kroatische Gruppe am stärksten vertreten war (Grafenauer, Gavazzi, Kuret, Matičetov, Zm. Kumer; aus Italien waren Gasparini — Venedig/Padua und Perusini — Udine gekommen; aus Österreich E. Grabner — Graz, O. Moser — Klagenfurt und L. Kretzenbacher, dzt. Kiel) im Erlebnis der Fahrten auf den Lukmanierpaß, zu Fuß nach Gabardias (Antonius v. P.- Wallfahrt), nach Truns-Maria Licht usw. noch mehr zusammen. Eine rechte Erschließung für die von auswärts gekommenen Teilnehmer war die weit ausgreifende Vorlesung, die der Baseler Romanist Prof. Reinhard (vormals Wien) über Weg und Stellung der alpenromanischen Sprachen, insbesondere des gegenwärtigen Romansch in Graubünden innerhalb der Gesamt-Romania gab. Doch auch anderer Gegenwartsprobleme wurde nicht vergessen, da der gewählte Bürgermeister (Gemeindepräsident) von den Problemen der Cadí sprach und liebenswürdigerweise eine ganze Kolonne von Privatwagen organisierte, um die Teilnehmer auch die wundervolle Landschaft entlang der Lukmanierstraße kennen lernen zu lassen, auf der einst die deutschen Kaiser die Alpen nach Süden zu überschreiten pflegten. Das weitere hielt der junge „Capitani“ der „Cumpania de mats“, der „Knabenschaft“, also des Altersbundes der Heranwachsenden einen sehr lebhaften Vortrag über Gegenwartsbestand, ethische Ziele und brauchwürdige Verpflichtungen des Bundes in der Cadí.

Im Ganzen zeigte sich wiederum der große Vorteil einer Zusammenkunft in einer kleinen, einander persönlich durch jahrelange Freundschaft verbundenen, fachintensiven Gruppe von Volkskundlern verschiedener sprachlicher Herkunft allein mit dem gemeinsamen Ziel einer volkskundlichen Kulturraumforschung im vielgestaltigen Mehrvölkerraum der Ostalpen.
Leopold Kretzenbacher, Kiel

Ausstellung bäuerliche Keramik im Niederösterreichischen Landesmuseum

Das Niederösterreichische Landesmuseum brachte in der Zeit vom 10. November bis 6. Jänner 1961 eine Ausstellung „Bäuerliche Keramik des 18. und 19. Jahrhunderts in Niederösterreich“ in seinem Sonderausstellungsraum zur Geltung. Die hübsche Ausstellung zeigte nur volkstümliche Majolika, wie sie die Steinfelder „Krügelmacher“ einstmals herstellten. Die Bestände entstammten der Volkskunde-Sammlung des Landesmuseums und der Privatsammlung Prof. Fritz Weninger, Wien, die auf diese Weise, als Leihgaben, erstmals der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden. Die klar gegliederte Aufstellung mit der Herausarbeitung der einzelnen Werkstätten, nicht zuletzt der von Mathias Amtmann in

Siegersdorf (1751—1785 dortselbst Meister), wurde von Peter Weninger gestaltet. Es wäre sehr zu wünschen, wenn dieses vorzügliche Material auch wissenschaftlich zugänglich gemacht und mit ausreichenden Abbildungen veröffentlicht würde. Schdt.

Auswärtige Museen

Das Ethnographische Museum in Budapest

Unser alt-bedeutendes Schwesterinstitut in Ungarn hat sich in den letztvergangenen Jahren weitgehend der Überprüfung, Konservierung und Neuordnung seiner gewaltigen Bestände gewidmet. Diese Arbeiten sind nunmehr abgeschlossen, und das Museum hat sich einer neuen Sammeltätigkeit im Gelände zugewendet. Diese für Ungarn charakteristische „ethnographische“ Feldforschung kann im Budapester Museum umso eher geleistet werden, als ihm ein Stab von nicht weniger als 18 wissenschaftlich ausgebildeten Mitarbeitern zur Verfügung steht. Wenn man die Liste der Damen und Herren durchliest, findet man eine stattliche Zahl von weit über die Grenzen Ungarns bekannte Namen darunter. So ist es verständlich, daß diese neue Sammelarbeit methodisch vor sich geht. Das Museum hat soeben einen eingehenden Bericht für das Jahr 1960 vorgelegt, der nicht nur durch 71 Abbildungen, sondern auch durch ein ausführliches deutsches Resümee erschlossen ist ¹⁾. Die Sammlung der Arbeitsgeräte, der Korbflechterarbeiten usw. steht stark im Vordergrund, doch ist auch den Brauchgeräten besondere Sorgfalt zugewendet. Klara Csilléry sagt in einer gleichzeitig erschienenen kleinen Abhandlung über das „Pflingstruder der Mädchen“, daß die Sammlung derartiger Objekte von besonderer Bedeutung sei „weil heute in Ungarn die an Volksbrauchtum geknüpften Objekte, deren Bestimmung und Symbol so genau erschlossen werden kann, schon recht selten geworden sind“ ²⁾. Das gilt nicht nur für Ungarn. Von anderen Objektgruppen sei noch das Kinderspielzeug genannt, da 1960 nicht weniger als 844 Stück davon erworben werden konnten. Das sind also dem Umfang wie der Bedeutung nach sehr ansehnliche Bereicherungen, zu denen man das Budapester Museum nur beglückwünschen kann.

Das Mährische Museum in Brünn

Die „Ethnographische Anstalt des Mährischen Museums in Brünn“, wie unser mährisches Schwesterinstitut heißt, hat in den letzten Jahren einen sehr beträchtlichen Aufschwung genommen. Am 19. November 1961 ist seine neu organisierte Forschungs- und Arbeitsstätte unter diesem Titel in Brünn (Narodopisny ustav Moravskeho muzea, Brno, Gagarinova trida 1) mit der Ausstellung „Das Volk im Wandel von fünf Generationen“ eröffnet worden. Über das wissenschaftliche Leben an diesem Museum gibt der neue, II. Band seiner Hauszeitschrift „Ethnographica“ Aufschluß ¹⁾.

¹⁾ A Néprajzi Múzeum 1960, évitárgyútése (Die Sammeltätigkeit des Ethnographischen Museums 1960) (Magyar Nemzeti Múzeum — Gyűjteményei, Budapest 1961, S. 55—140).

²⁾ K. Csilléry Klara, Pünkösdi leányvezető Szeremléről (Pflingstruder der Mädchen aus Szeremle) (A Néprajzi Értesítő, Bd. XLIII, Budapest 1961, S. 171 ff.).

¹⁾ Museum Moraviae Brunense, Sectio Ethnographica. Ethnographica II. Jahrbuch. Brünn 1960. 377 Seiten, mit 184 Abb.

Literatur der Volkskunde

Alpes orientales II. Volkskunde im Ostalpenraum. Vorträge auf der II. Internationalen Arbeitstagung der Freien Arbeitsgemeinschaft für Ostalpenvolkskunde in Graz, Mai 1959. In Zusammenarbeit mit Sepp Walter herausgegeben von Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher. Graz 1961. 146 Seiten, mit mehreren Abb. und Karten. Im Selbstverlag des Steirischen Volkskundemuseums. S 40,—

Der Sammelband der Laibacher Vorträge von 1956 ist im Jahr 1959 erschienen, wir haben damals (ÖZV XIII/62, S. 231) darauf hingewiesen. Der neue Sammelband umfaßt nun die Grazer Vorträge von 1959, und wir sind sehr erfreut darüber, daß er jetzt ebenfalls vorliegt, wodurch doch schon eine gewisse Kontinuität dieses ganzen wichtigen Unternehmens gegeben erscheint. Die Grazer Vorträge gehörten den verschiedensten Gebieten der Volkskunde an; einige davon versuchten auch wieder alle von diesem Freundeskreis betreuten Landschaften zu berücksichtigen. Andere sind enger eingeschränkt, doch mögen sich im Anschluß an ihre Veröffentlichung nun vielleicht Ausweitungen ergeben. Hier soll wenigstens kurz der Inhalt des Bandes selbst angedeutet werden. Zunächst versucht Milovan Gavazzi wie schon in manchen seiner früheren Arbeiten „Die Reichweite der ostalpinen Kultureinflüsse auf die benachbarten Gebiete Südosteuropas“ darzutun. Eine gewisse Schwierigkeit scheint hier darin gegeben, daß viele der von Gavazzi angeführten Volkskulturerscheinungen auf verschiedenen Ebenen liegen; ihre Verbreitung ergab sich daher wohl auch durch verschiedene Einflüsse, die jeweils geschichtlich-geographisch zu analysieren wären. — Evel Gasparini handelt über „Die zweiteiligen Dörfer und die Moities“ in den slawischen Volksüberlieferungen“ (in italienischer Sprache); der venetianische Gelehrte versucht einen Zusammenhang zwischen der zweizeiligen Bachangerdorfanlage und der Klassen-Exogamie herzustellen, was zwangsläufig wohl recht problematisch klingt. — Ivan Grafenauer handelt über ein altberühmtes Sagenmotiv: „Der slovenisch-kroatisch-ladinische Anteil an der Grenzlaufsage und dessen Bedeutung.“ Von Kärntner Seite hat sich inzwischen Oskar Moser zum gleichen Thema zum Wort gemeldet: „Der Grenzlauf. Eine Mölltaler Sage und ihr antikes Gegenstück in der Sage von den philänischen Brüdern zu Karthago“ (Kärntner Landsmannschaft 1960, Nr. 7, S. 4 f.). — Ebenfalls zum Hinüber und Herüber österreichischer und außerösterreichischer Untersuchungen dürfen wir wohl auch die Abhandlung von Niko Kuret „Die Adonisgärtlein Sloweniens“ rechnen; die thematisch entsprechende Arbeit von mir über die „Barbaraweizen“ im Burgenland steht in der Gugitz-Festschrift (Kultur und Volk, Wien 1954, S. 387 ff.), und Helene Grünh hat die gleiche weihnachtliche Tellersaat bei den Donauschwaben hier (ÖZV X/59, S. 36 ff.) verfolgt. Wir teilen übrigens den Wunsch Kurets, daß die gleiche Braucherscheinung bei den Kroaten möglichst bald Thema einer ausführlichen Untersuchung werden möge. — Gaetano Perusini

bringt einige kurze Hinweise „Sopravvenze e modificazioni di usi e tradizioni popolari nelle valli dell' Isonzo dal 1500 ad oggi“, wovon besonders jener auf Lieder von König Matthias Corvinus hervorgehoben sei. — Ernst Burgstaller handelt über ein spezielles Studiengebiet „Schädelbeschriftung und -bemalung in den österreichischen Alpenländern“ (in der beigegebenen, auf Atlas-Befragung beruhenden Karte fehlt wohl versehentlich der Ortspunkt Hallstatt); im Anschluß daran bringt Burgstaller noch eine Nachricht über die von ihm schon einmal behandelten „Knochenfußböden in Oberösterreich“. Es ist schon merkwürdig, daß die sonst so auf Einzelheiten eingestellte Hausforschung eine derart auffällige Sache nie registriert hat. Ein großes Spezialgebiet eben dieser Hausforschung schneidet Oskar Moser an: „Stand und Bedeutung der Scheunenforschung im Ostalpenraum.“ Im Gegensatz zu dieser sehr innerfachlichen Abhandlung steht die Vortragskonzeption von Robert Wildhaber „Volkskultur in Graubünden“, eigentlich die Einführung zu einem Lichtbildervortrag, die aber in angenehm verständlicher Form und doch mit vielen wichtigen Details eine vorzügliche Übersicht über die Probleme dieses Passlandes darstellt; auch die beigegebene Übersicht über die Literatur zum Kanton Graubünden wird man gerade außerhalb der Schweiz sehr dankbar zur Kenntnis nehmen. — Vilko Nowak beschäftigt sich mit der „Stellung des Alpweidens in Slowenien zwischen dem germanischen und romanischen Raume“, eine willkommene Ergänzung der bisherigen Almenforschung. — Sepp Walter schließlich hat die Exkursion der Grazer Tagung zu den Fronlechnamsteppichen aus Blumen und Blüten in der Weststeiermark geführt, und berichtet hier nunmehr über seine Forschungsergebnisse: „Weststeirischer Fronlechnamsschmuck“. Das bisher so gut wie überhaupt nie behandelte Thema ist nunmehr gleich sehr sorgfältig durchgearbeitet, man wird künftighin bei diesem Gegenstand nicht mehr nur von Freising und von Ofen sprechen, sondern diese weststeirische Besonderheit (Walter verweist auf die Verbreitung im Bereich des alten Bistums Lavant) entsprechend mitberücksichtigen können.

Der Band ist also voll von Anregungen, ein schönes Ergebnis des ganzen sympathischen Unternehmens. Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß er im Gegensatz zu sehr vielen ähnlichen Veröffentlichungen außerordentlich billig erstellt wurde.

Leopold Schmidt

Alois Gattermann und Richard Kurt Donin, Ein Kremser Bürgerhaus der Renaissance und seine Stubengesellschaft. Mit einer Einleitung von Fritz Dworschak. (= Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 10) 54 Seiten, 12 Abb. Wien 1959. Verlag des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich und Wien.

Das Bürgerhaus hat bei uns bei weitem nicht die gleiche intensive Erforschung erfahren wie das Bauernhaus. Es mag dies zum Teil auch darin begründet sein, daß nur wenige unserer Landstädte bedeutendere Bürgerhäuser erhalten haben. In Niederösterreich ist davon auch heute noch immer weit mehr vorhanden als weiterhin bekannt ist. Aber die einzige zusammenfassende Darstellung, Richard Kurt Donin, Das Bürgerhaus der Renaissance in Niederösterreich (Wien 1944), ist leider auch nicht so bekannt geworden, wie es die Wichtigkeit des Themas erfordert hätte. Man ist daher dankbar, wenn gelegentlich wenigstens

wieder ein Ansatz zur weiteren Forschung erfolgt. Ein derartiger Ansatz liegt nunmehr in dem Bändchen vor, das Alois Gattermann seinem Vaterhaus in Krems gewidmet hat, einem freilich seit langem berühmten Haus, das sich aber historisch vor allem erst seit der kriegsbedingten Restaurierung genauer erforschen hat lassen. Dabei sind Fresken aufgedeckt worden, die Namen (Helisäus Rättenberger 1537 und Michl Hirsch 1553) kundgegeben haben, mit denen sich besitzgeschichtlich etwas anfangen läßt. Im Zusammenhang damit hat Gattermann nun wieder die Geschichte der seit Schmidl (1835) und Rally (1838) bekannten Kassettendecke des Hauses aufgegriffen, die durch die aufgemalten Wappen und Devisen für die Geistesgeschichte von Krems von größter Bedeutung war. Die dort genannten, wohl durchwegs protestantischen Bürger scheinen in dem Haus eine Art von „Stubengesellschaft“ gebildet zu haben, wie derartige mehr oder minder meistersingerliche Gruppen damals genannt wurden. Das Material darüber ist sorgfältig ausgebreitet, der Vergleich mit ähnlichen Gesellschaften in anderen Städten weitgehend durchgeführt. Man hätte sich nur noch eine eingehende literarische Analyse der Devisen gewünscht; sie hätten wohl zur Geistigkeit dieser Kremser Bürger im Reformationsjahrhundert noch einiges auszusagen.

Leopold Schmidt

Anton Anderluh, Das Singen in Kärnten. Mit einem Geleitwort von Gotbert Moro und einem Beitrag „Zur zehnten Anderluh-Singwoche am Turnersee“ von Elli Zenker-Starzacher (= Kärntner Heimatleben, Bd. 5) 68 Seiten, mehrere Abb. Klagenfurt 1961. Verlag des Landesmuseums für Kärnten, S 36,—.

In Kärnten wurde und wird viel gesungen. Nicht nur volksliedmäßig, sondern auch in Vereinen, Quartetten, auf Singwochen usw. Das alles versucht Anderluh hier zu überblicken. Die Abschnitte „Das notenfreie („Zuabe-“)-Singen“, „Singen im Brauchtum“ und einige andere davon interessieren uns am meisten. Manche andere kleinere Kapitel sind für die Buchform wohl zu schwach.

Leopold Schmidt

Matthias Mayer und Johannes Neuhardt, Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg. Bd. 7. XXIV und 220 Seiten, 39 Abb. auf Tafeln. Innsbruck 1961, Selbstverlag des Verfassers.

Wir haben bereits mehrfach, jeweils bei Erscheinen der einzelnen Bände, auf dieses große landschafts-topographische Werk unseres verehrten korrespondierenden Mitgliedes hingewiesen. Nun liegt wieder ein Band vor, diesmal der Stadt Kufstein und der „Unteren Schranne“, also Ebbs, Niederndorf, Walchsee und Erl gewidmet. Die kirchliche Vergangenheit des Tiroler Unterlandes ist hier wiederum in sorgfältigen Detailstudien dargestellt. Volkskundlich ist das Eingehen der Verfasser auf die Wallfahrten der Landschaften von Bedeutung, sind doch hervorragende Heiligtümer wie Hechenberg bei Niederndorf (S. 165 ff.) hier behandelt. Man hätte sich nur mehr Abbildungen von den dort noch befindlichen 180 Motivtafeln gewünscht. Auch den Passionsspielen von Erl ist ein eigener kurzer Abschnitt gewidmet. Man darf also auch von unserem Standpunkt aus das Erscheinen des neuen Bandes dieses höchst verdienstvollen Werkes herzlich begrüßen und der ganzen Topographie des „Tiroler Anteils“ noch einen gedeihlichen Fortschritt und Abschluß wünschen.

Leopold Schmidt

Josef Ringler, **Tiroler Trachten**, mit 32 mehrfarbigen Bildtafeln von Grete Karasek. Innsbruck — Wien — München, Tyrolia-Verlag, 1961. 76 Seiten, kart. S 78,—.

Von den 32 Buntdrucktafeln nach Bildern von Grete Karasek sind 19 bereits an verschiedenen Stellen gedruckt erschienen (in der Zeitschrift „Tyrol“, in einem Trachten-Kalender auf das Jahr 1956, in einem Fremdenverkehrsprospekt). In dem vorliegenden Buch ist das Format größer, Farben und Druck besser, und dadurch die Formen deutlicher erkennbar. Die einleitenden Worte schrieb der ehemalige Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums und vorzügliche Kenner der tiroler Volkskunde, Josef Ringler. Wir gewinnen einen kurzen Überblick über die bildmäßige Überlieferung der tiroler Volkstrachten vergangener Jahrhunderte.

Ob die auf den Bildern gezeigte Einkleidung von Kindern in Erwachsenenkleidung wirklich zu ihrer Stilisierung beiträgt, sei dahingestellt. Die Bilder sind lieblich anzuschauen, die schnitt- und strichgetreue Nachzeichnung ist sehr lobenswert. Doch werden wir ein kleines Mißbehagen nicht los. Die so ansprechenden tiroler Volkstrachten würden doch ebenso vortrefflich, ja sagen wir ruhig malerisch wirken, wenn sie Erwachsene tragen würden, wozu man vielleicht sogar aufmuntern will. Grete Karasek hat ja auch zu vier Trachtenmappen von Franz Lipps „Oberösterreichischen Trachten“ die Farbbilder in feiner Manier gezeichnet und gemalt. Müssen denn kleine Buben Gewehre, Hacken, Trompeten oder den Hochzeitalderstock tragen und kleine Mädchen den Frauengürtel oder das Marketenderinnenfäßchen? Schade, daß man Trachten so verniedlicht, auch dann, wenn es gekonnt und mit gewissenhafter Genauigkeit geschieht. Maria Kundegraber

Die Sagen der Monathlichen Unterredungen Otto von Grabens zum Stein. Herausgegeben von Will-Erich Peuckert (= Corpus Fabularum, Bd. I) XIX und 327 Seiten. Berlin 1961. Walter de Gruyter & Co., DM 48,—.

Die im Titel genannte barocke Geschichtensammlung, allgemein unter der späteren Überschrift „Unterredungen Von dem Reich der Geister“ bekannt, gehört zweifellos zu den wichtigsten sagenhaltigen Veröffentlichungen des frühen 18. Jahrhunderts.¹⁾ Ähnlich wie bei Praetorius und bei Erasmus Francisci werden beachtliche Mengen an Erzählstoff in zeitgemäß ausführlichen Fassungen vorgelegt. Merkwürdigerweise sollten diese Geschichten zur Bekämpfung des Rationalismus, der Frühaufklärung, dienen und den Glauben an „Geister“ wachhalten. Der Sammler und Erzähler der Geschichten soll ein Tiroler gewesen sein, Otto von Graben zum Stein, ursprünglich Servit, später Protestant. Seine Verbindung zu Österreich ist evident, selbst die vorliegende Auswahl enthält eine stattliche Anzahl von Geschichten aus unserem Gebiet; daneben kommen Erzählungen aus seinen späteren Wohngebieten in Sachsen und Brandenburg stark zur Geltung.

Bei den oft übermäßig breit erzählten Geschichten handelt es sich nur zum Teil um Sagen im eigentlichen Sinn. Man hat den Eindruck, daß dieser barocke Volkserzähler oder Volksschriftsteller wahl-

¹⁾ Vgl. dazu jetzt den quellenkritischen Beitrag von Bernward Deneke, oben S. 255 ff.

los das Material zu halbwegs geisterhaltigen Geschichten genommen hat, wo er es eben fand, einerseits aus Predigtsammlungen, andererseits auch aus früheren Sagenbüchern ähnlicher Art; ein nicht unbeträchtlicher Teil beruht aber auch auf mündlicher Überlieferung. Bei der Fülle an österreichischem Stoff lohnt es sich wohl, hier wenigstens aufzuzählen, was dargeboten ist, zumal Peuckert das Material in dieser Hinsicht nicht kommentiert hat; Nr. 16: Weierburg bei Innsbruck (Der Langemantel); 25: Blindenmarkt, N.-Ö. (Zum Bahrrecht); 28: Mils bei Hall (Besuch der Unterwelt); 30: Säben bei Brixen (Schatzbeschwörung); 35: Wienerberg (Das Licht auf dem Galgenberg); 39: Tratzberg bei Schwaz (Die gestörte Ruhestätte der Toten); 49: Wien (Kaiser Rudolfs Alraune); 69: Eisenstadt (Der Gräfin Esterhazy Kirchen); 100: Pottendorf (Das Vorzeichen von der Enthauptung des Grafen Nadasti); 101: Wien (Stock im Eisen); 102: Wien (Der Teufel als Baumeister); 103: Wien (Das Loch in der Mauer der Kreuzkirche); 104: Wien (Der wiederkehrende Klostermönch); 105: Wien (Das ewige Licht auf dem Friedhof); 107: Wien (Die Alraune Kaiser Rudolfs II.); 108: Wien (Die magischen Geräte Kaiser Rudolfs II.); 109: Wien (Der militärische Spuk im Wiener Zeughaus); 110: Wien (Die mißglückte Schatzerhebung); 111: Wien (Todesvorzeichen Kaiser Josephs I.); 113: Tulln (Das Spukschloß); 114: Tulln (Die Mord-Säule); 115: Klosterneuburg (Das Leopoldschloß auf dem Kahlen Berge und das Prügelbrot); 117: Enns (Der Pest-Riese); 118: Enns (Die Riesen von Enns); 121: Leithaprodersdorf (Die Seelenerlöserin); 122: Linz (Der nächtliche Tanz der Zwerge im Linzer Schloß); 124: Gmunden (Die geschlagene Kindeshand); 125: Traunsee (Das Seeweiblein); 126: Ungenanntes österreichisches Kloster (Der Tod des Abtes); 127: Wels (Der Herzog von Lothringen geht in Wels wieder); 142: Schloß Tirol (Margarete Maultasch); 144: Salurn (Wein in seiner Haut); 145: Wolfsberg (Die Aschentöpfe); 155: Wien (Die Ehelosigkeit des Magus); 179: Schwaz (Des Krummen Stoffel Silberader); 180: Salzburg (Der Schatz des Erhängten); 181: Petronell (Der Peterner Schatz); 182: Wien (Schatzbeschwörung); 187: Wien und Nikolsburg (Der in den Arm gehexte Unrat). — Man sieht, eine stattliche Liste, und den vielen Orten entspricht auch eine Fülle von Motiverzählungen. Die Anmerkungen Peuckerts konfrontieren die Erzählungen zum Teil mit ihren Gegenstücken in zeitgleichen Sammlungen, zum Teil mit den neueren Sagensammlungen, was freilich nicht viel ergibt. Außer dem allwissenden J. G. Th. Graesse hat ja kaum ein neuerer Sagensammler zu diesen barocken Geistergeschichten gegriffen, obwohl es sich, wie man nun sieht, doch sehr gelohnt hätte. Die Konfrontierung mit den geläufigen Sammlungen dient zu einer gewissen Vertiefung unserer Quellenkenntnis. So kann Peuckert bei Nr. 109 in der Anmerkung auf S. 304 sogar G u g i t z ergänzen, der (Die Sagen und Legenden der Stadt Wien, Nr. 54, S. 185) die Sage von den Wiedergängern im Zeughaus für ein literarisches Erzeugnis gehalten hat; aber der von Gugitz benützte H o r m a y r hat offensichtlich das vorliegende Sammelwerk von 1731 bis 1741 herangezogen.

Sonst würde man sich wohl wünschen, die Sagen noch eingehender kommentiert zu sehen. Zumindest die alten Schreib- und Druckfehler in den Ortsnamen hätten gebessert werden können: Mila statt Mils (S. 51), Seben statt Säben (S. 57), Tulle statt Tulln (S. 172), Schwartz statt Schwaz (S. 261) und ähnliches mehr. Immerhin ist die Ausgabe

als solche verdienstlich. Es soll mit diesem Band eine neue Veröffentlichungsreihe, ein „Corpus Fabularum“, begonnen werden. Eine derartige Sammlung von Neudrucken von Quellenwerken zur Sagen- geschichte erscheint durchaus begrüßenswert. Leopold Schmidt

Hermann Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt.
217 Seiten. Stuttgart 1961. W. Kohlhammer Verlag.

Ein Buch, das mit dem Zitat eines gehässigen Brecht-Wortes beginnt, könnte man an sich ungelesen wieder weglegen: Wozu lesen, Volkskunde hat mit Brecht nichts zu tun. Aber das Buch stammt von einem guten Fachmann, der sich mit manchen Arbeiten zur sprachlichen Volkskunde schon vorgestellt hat, und so muß man sich der Lektüre seiner theoretischen Betrachtungen wohl oder übel unterziehen. Gelegentlich merkt man ja auch, daß Bausinger ganz genau weiß, worum es bei uns geht: „Volkskundliche Kategorien suchen nicht in erster Linie die sozialen Grundlagen oder die motivgeschichtlichen Zusammenhänge kultureller Güter zu erfassen, sondern die besonderen Formen der Geistigkeit, welche auf bestimmten sozialen Grundlagen bestimmte kulturelle Güter hervorbringen“ (S. 10). Das ist schon annähernd eine Umschreibung unserer Anliegen. Aber sie stehen in dem bemühten Versuch, nun Umschau zu halten, inwiefern unsere, angeblich „technische“ Zeit auch Volkskultur besitze bzw. hervorbringe, und ob dafür die Kategorien unserer bisherigen Forschung Geltung haben. Bausinger bezweifelt es wenigstens teilweise. So stimmt er (S. 111) für frühere Zeiten meiner Formulierung wohl zu, daß die volksmäßigen Überlieferungen in einem eigentümlichen Zustand der Unbewußtheit empfangen und gelebt würden; er meint aber merkwürdigerweise, „nicht nur der wissenschaftliche Volkskundler, sondern auch der Mann aus dem Volk versteht jetzt die Überlieferung zum Teil bewußt als Überlieferung.“ Ähnliche skeptische Überlegungen finden sich auf Schritt und Tritt, sie haben Bausinger offenbar angeregt, den Unterschieden nachzugehen, die er — und nicht nur er — zwischen dem, was wir alle als hauptsächlichsten Stoff der Volkskunde im allgemeinen erkannt, erlernt, erfahren haben, und dem anderen, was Alltag und Gegenwart zu bieten scheinen, feststellt. Kurzum, ungefähr eine Wiederholung dessen, was vor etwa dreißig Jahren die Großstadtvolkskunde auf den Plan rief: Der Wille, anscheinend volkskundlich unbetretenes Gebiet gangbar zu machen. Ich habe nur den Eindruck, daß es uns damals geglückt ist, wenigstens gewisse Teile des großstädtischen Lebens als volkskundlich erschließbar zu erweisen, wogegen es Bausinger nicht gelingt, in der „technischen Welt“ Züge tatsächlicher Volkskultur zu finden.

Bausinger versucht sich zunächst eine ganz gute Plattform zu schaffen: „Die technische Welt als ‚natürliche‘ Lebenswelt.“ In der vorauszuhenden Auseinandersetzung mit Josef Dünninger schiebt er zunächst dessen Annahme, daß die „Volkswelt“ keine „geschichtliche Welt“ sei, beiseite: Mit einigem Recht, wie mir scheint. Aber Dünninger hatte, wie wir alle, die „Machtgeschichte“ gemeint, wie Strzygowsky zur gleichen Zeit von „Machtkunst“ sprach, und damit war er im Recht. Das läßt sich jedoch nicht in zwei Worten sagen, und Bausinger hat hier wohl gar nicht die Probleme erkannt. Ihm geht es ja auch um anderes. Er will dartun, daß das „Volk“ mit der „Technik“ in mancher Hinsicht schon so mitlebe, wie wir es als Traditionsbindung eben kennen. Daß es vielfach dem „Zauber der Technik“ verfallende, wie es, fügen wir hinzu, ja auch so manchem anderen Zauber verfallen konnte. Das Auftreten

von Aberglaubensformen bei technischen Dingen versucht Bausinger als „Regressionen“ zu deuten, eines der vielen gefährlichen Fremdwörter dieses Buches, die meines Erachtens nichts aussagen.

Dann versucht Bausinger uns seine Kategorien für den Weg der Volkskultur im technischen Zeitalter vorzustellen. Er spricht von drei „Expansionen“ (siehe vorhin!), die dafür maßgebend geworden seien, der räumlichen, der zeitlichen und der sozialen. Inwiefern die Sprengung des früheren Horizontes, das Hinaustreten der Menschen aus engeren Lebensräumen in weitere, mit unseren Grundanliegen etwas zu tun haben soll, kann ich nicht verstehen. Volkskunde ist nicht Dorfkunde, niemals gewesen, und die „Verfügbarkeit der Güter“ (an sich ein gut geprägtes Wort) ist durchaus nicht räumlich, sondern geistig und sozial bewirkt worden. Bausinger versucht da manchmal ganz interessante Seitenwege zu gehen, um die Menschen von heute näher zu verstehen, so im Kapitel „Exotik als Beitrag zur Expansion“; aber das sind doch durchwegs Dinge der Oberfläche. Man muß ja vielleicht alle jene Dinge, von denen die Illustrierten überquellen, nicht unbedingt in unserer Wissenschaft unterzubringen suchen. Auch bei den verschiedenen oft recht abwegigen Verwendungen des Wortes und Begriffes „Heimat“, mit dem sich der nächste Abschnitt beschäftigt, steht es doch so. Ich bin nicht ganz sicher, ob die manchmal so abstrakten Ausführungen Bausingers in solchen Fällen nicht von etwas Ironie über an sich Unwesentliches angeregt sind. Auch seine Ausführungen über die „zeitliche Expansion“, die von „Akzeleration“ bis „Zupfeigenhansl“ reichen, scheinen doch dadurch gewürzt. Es geht Bausinger in diesem Abschnitt weitgehend um die Feststellung, daß es vielleicht auch in den Volkskulturen älterer Prägung keine eigentliche „Statik“ gegeben habe, aber daß die „Dynamik“ heute spürbarer und auch verständlicher geworden sei. Auch hier wieder schlägt Bausinger manche Nebenpfade ein, beispielsweise den der Analyse der „angewandten Volkskunde“. Kritik und leise Ironie würzen auch diese Abschnitte über Volkstanzerneuerung und verwandte Bestrebungen, nur manchmal wird Bausinger da ganz ernsthaft: „Damit soll keineswegs einer leichtfertigen Praktizierung wissenschaftlicher Ergebnisse das Wort geredet werden; sähe die Volkskunde keine andere Aufgabe, als Material bereitzustellen für Volkstänze, Bräuche, Feste und vielleicht noch für das Kunstgewerbe, so hätte sie wahrlich ihre Rechte als wissenschaftliche Disziplin verwirkt“ (S. 112). Wohl gesprochen; aber heute doch wohl schon etwas post festum, kein volkskundliches Institut von Rang hat mehr etwas mit derartigen Dingen zu tun. — Der nächste Seitenweg, den Bausinger einschlägt, führt ihn zur „Präsentierung des Historischen“ (S. 125 ff.). Gemeint sind merkwürdigerweise historische Festspiele und verwandte Vereinsmeiereien, die vielleicht in Bausingers Südwestdeutschland bedeutsam erscheinen, hierzu aber jedenfalls mit Volkskunde nicht zusammengebracht werden.

Der letzte Hauptabschnitt, der „Sozialen Expansion“ gewidmet, erscheint infolge Bausingers Interesse für soziologische Fragen am bedeutendsten. Die Auseinandersetzungen der Standeskultur und einer vorgeblichen „Einheitskultur“ werden zunächst gewürdigt. Dann folgt ein Abschnitt, der Hans Naumanns Gedankengänge neu überlegt, leider unter dem Stichwort „Imitationssystem“, das von Hermann Broch stammt, den wir nicht als Sprecher in unserem Chor anerkennen können. Manche Beobachtungen, beispielsweise die zum Einfluß des „Sentimentalen“ auf die Volkskultur (vielleicht weniger auf die von heute als auf jene von gestern?) sind wertvoll. Bezeichnenderweise schließt sich wieder ein

Seitenweg an: „Ansätze zur Ironisierung des Sentimentalen“ (S. 152 ff.). Ein an sich lesenswertes Kapitel, das nur die Erscheinungen dem Grundtenor des Buches zuliebe verbiegt; was hier für die Gegenwart an parodistischen Brauchformen, Liedern usw. aufgezählt wird, hat in den verschiedensten Epochen schon Vorläufer gehabt, die Soldatenliedebücher des 19. Jahrhunderts sind voll von mehr oder weniger unanständigen Parodien der sentimental Lieder von damals. Ob man da mit Bausinger formulieren soll oder will „Der Zerfall der Horizonte provoziert die Ironie“ (S. 161), weiß ich nicht. Aber vielleicht sind wir nur in unserem Fach eine derartige Ausdrucksweise noch nicht gewöhnt. Der Umgang mit der modernen Literatur, wie ihn Bausingers zahlreiche Zitate bekunden, mag da eine andere Schulung mit sich bringen. Persönlich möchte ich sagen, daß ich auf die Zitate der zahlreichen literarischen Zeitgrößen, als etwa Adorno, Benn, Brecht, Frisch, Heer, F. G. Jünger, Musil usw. ohne weiteres verzichten könnte. Bei vielen von ihnen kann man wohl annehmen, daß sie die zitierten Sätze gar nicht niedergeschrieben hätten, wenn sie jemals einige Arbeiten aus der klassischen Zeit unseres Faches gelesen haben würden: sie hätten ihre Dikta wohl selbst als überheblich und unnötig erkennen müssen. Man kann also auf ihre Einführung in unsere Literatur füglich verzichten, Bausingers theoretische Arbeit an sich dagegen soll als Versuch zur Erfassung unserer Gegenwartsprobleme mit Interesse begrüßt werden.

Leopold Schmidt

Otto Gruber, **Bauernhäuser am Bodensee**. Herausgegeben von Karl Gruber. Veröffentlicht durch den Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 140 Seiten, 143 Zeichnungen, 27 Photos. Konstanz und Lindau 1961, Jan Thorbecke Verlag. DM 32,50.

Die Bauernhausforschung bringt in unseren Tagen mehr und bessere Publikationen heraus als manche Jahrzehnte vorher. Die intensive Bemühtheit des „Arbeitskreises für deutsche Hausforschung“ steht spürbar dahinter, die Zusammenarbeit von seiten der Volkskunde, der Architekturgeschichte und der Denkmalpflege macht sich hier wohlthuend bemerkbar. Im deutschen Südwesten beispielsweise sind durch diese Bemühungen in den letzten Jahren wirklich vorzügliche Bände erschienen. Man erinnert sich an die umfassende Monographie von Hermann Schilli, „Das Schwarzwaldhaus“, Stuttgart 1953, und an den vorzüglichen Band von Heinrich Götzger und Helmut Prechter, „Das Bauernhaus in Bayern. Bd. I. Regierungsbezirk Schwaben“. München 1960. Alle diese Bände stehen in innerem Zusammenhang mit dem einstmals von Gustav Wolf begonnenen Gesamtwerk „Haus und Hof deutscher Bauern“, das nun leider verlegerisch aufgesplittert erscheint. Aber man ist dankbar, daß verschiedene Einzelbände eben doch erscheinen können. Zu diesen Einzelbänden gehört auch das vorliegende Buch, das aus dem Nachlaß von Otto Gruber herausgegeben wurde, der sich durch seine Habilitationsschrift von 1926 „Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser“ markant genug in die Geschichte der Bauernhausforschung eingetragen hat. Er hat auch hier wieder auf die Hauptthesen dieses Buches zurückgegriffen und sie an den Beispielen aus den Landschaften um den Bodensee, vor allem auf der badisch-württembergischen Seite, wieder dargestellt. Landschaftskundliche und landesgeschichtliche Einleitungen vertiefen das Verständnis für die Differenzierungen der Fachwerkbauten dieses Gebietes. Die klaren Aufnahmen und Zeichnungen von Renate Gruber gestalten das Buch auch schaumäßig in überaus vorteilhafter Weise.

Leopold Schmidt

Hans Folz. Auswahl. Bearbeitet von Ingeborg Spriewald
(= Studienausgaben zur neueren deutschen Literatur, Bd. 4)
273 Seiten. Berlin 1960, Akademie-Verlag. DM 23,50.

Der Nürnberger Meistersinger Folz war bisher seinem Werk nach viel zu wenig greifbar. Dabei sind sowohl seine Meisterlieder, besonders aber seine Fasnachtsspiele und Schwänke (Reimpaargedichte schwankhaften Inhalts) auch für uns von großer Bedeutung. Von den Reimpaargedichten gab es doch bisher überhaupt keine Neuausgabe, die Herausgeberin mußte auf die Inkunabeln zurückgreifen. So wichtige Gedichte, wie das von der Jenseitsvision eines sizilianischen Pfarrers im Jahre 1457 finden sich hier, aber auch ein Gedicht vom Hausrat, eine „Practica teutsch“, zwischen Ernst und Parodie, schließlich wichtige Reimpaargedichte medizinischen Inhalts und Klopfan-Sprüche. Die Ausgabe ist sehr genau mit Quellennachweisen, Erläuterungen, Wort- und Sacherklärungen usw. gearbeitet, also ein wertvoller Beitrag auch zur historischen Volkskunde.
Leopold Schmidt

Kurt Kallensee. Die Liebe des Vaters. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in der christlichen Dichtung und bildenden Kunst.
160 Seiten, 66 Abb., 1 eingeklebter Titelholzschnitt. Berlin 1961, Evangelische Verlagsanstalt. DM 10,50.

Die Freude an der Ikonographie und an der Motivgeschichte, seit einigen Jahren wieder neu erwacht, hält an. Das vorliegende schön ausgestattete Buch legt Zeugnis dafür ab, wie ein stoffgeschichtlich schon oft behandeltes Thema heute dargestellt wird. Seit den Arbeiten der Scherer-Schule, insbesondere vertreten durch Franz Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts, Innsbruck 1888, ist freilich viel neu gefundener Stoff hinzugetreten. Von der literaturwissenschaftlichen Seite ist vor allem die Studie von Adolf Schweckendieck, Bühnengeschichte des verlorenen Sohnes in Deutschland (= Theatergeschichtliche Forschungen Bd. 40), Berlin 1930, zu erwähnen. Kallensee hat von diesen Vorarbeiten verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht. Ihn hat von der Seite der protestantischen Theologie her mehr das jeweilige Verhältnis der Künstler zum Stoff selbst interessiert. Die bildende Kunst wird daher in dieser Interpretation stärker herangezogen, mit sinnvoller Gliederung der Hauptmotive. Das sonst so betonte „Lotterleben des Verschwenders“ tritt zurück, die Folgeabschnitte „In Verlorenheit und Verzweiflung“ und besonders „Wende und Heimkehr zum Vater“ bilden den Kern der Betrachtung. In diesem Sinn werden auch die Bildbeispiele ausgewählt, wobei die realistisch-sinnenfreudige Kunst des 16. Jahrhunderts zurücktritt neben der mittelalterlichen einerseits (besonders dankenswert die Darbietung aller Felder des Marburger Bildteppichs von 1400) und der modernen Kunst anderseits.
Leopold Schmidt

Allerleirauh. Viele schöne Kinderreime. Versammelt von Hans Magnus
Enzensberger und verlegt bei Suhrkamp in Frankfurt am Main.
1961, 382 Seiten, mit 391 alten Holzschnitten. DM 16,80.

Ein umfangreiches, schönes, als Kinderbuch gedachtes Sammelwerk, das die älteren und neueren Sammlungen von Kinderliedern usw. ausbeutet, um schließlich 777 davon unter dem Märchentitel darzubieten. Die sehr vielseitige Sammlung bringt in 11 Abschnitten (Erste Spiele;

Zu Tisch, zu Bett; Kniereiter; Entdeckungen; Jahreszeiten; Schabernack; Kluge Sachen; Bicke backe bei; Ringelspiel; Blaue Wunder; Erzählchen und Balladen) ebendies, was der Herausgeber, dem wir auf dem Gebiet der Forschung noch nie begegnet sind, für aufnehmenswert gehalten hat. Angeordnet, wie Enzensberger S. 364 mitteilt, nach Jona und Peter Opies „Oxford Nursery Rhyme Book“ (wir haben über die Sammlung hier ÖZV VI/55 1952, S. 91 ff. ausführlich berichtet), warum gerade danach, weiß ich nicht. Aber das Buch fühlt sich eben überhaupt der englischen Welt sehr verbunden. Es ist höchst seltsamerweise durchwegs mit Holzschnitten aus englischen Kinderbüchern illustriert; nur die Kinderreime, wie man jetzt wohl noch sagen muß, die sind also deutsch.

Den deutschen Sammlern verdankt Enzensberger auch sein Material. Seinen Dank dafür stattet er nicht nur mit einem nicht allzu umfangreichen Literaturverzeichnis, sondern mit einer Art kurzer Forschungsgeschichte im Anhang aus. Dort heißt es (S. 356) beispielsweise: „Die Germanisten, die Heimatforscher und später die Volkskundler kamen zuhauf und machten sich an ein eifriges Sammeln. Was verdanken wir nicht alles diesen rührenden Männern, die in Gymnasialprogrammen und Provinzverlagen auf vielen hundert Seiten, schön numeriert, ihr Lebenswerk publizierten!“ Derart „rührende Männer“ wie Böhme, Erk, Firmenich, Frischbier, Peter, Rochholz usw. würden sich für eine solche Anerkennung bedanken. Sie waren ja meist auch Volksliedsammler, und zwar in der Periode nach dem „Wunderhorn“, das für Enzensberger offenbar maßgeblich ist, und müssen sich daher (S. 352) sagen lassen: „Und die Kompendien, die Arnims und Brentanos Sammlung nachfolgten, gerieten zu bürgerlichen Etais, die dem Beschauer das vermeintlich Naturwüchsige auf Plüsch gefüttert darboten.“ Aber der späteren Volkskunde ergeht es bei Enzensberger noch schlechter. Da heißt es beispielsweise (S. 352): „Auch einer strammen Volkskunde ist es nicht gelungen, ihn (den Kinderreim) zum reaktionären Fetisch zu verzaubern.“ Was mag da wohl gemeint sein? Enzensberger leidet anscheinend an einigen Ressentiments, vielleicht an einer unglücklichen Liebe zu unserem Fach. Daß man aber derartige private Gefühle im Nachwort zu einer für Kinder bestimmten Sammlung abregieren darf oder kann, das scheint uns doch wunderbar. Leopold Schmidt

Gottfried Henssen, Bergische Märchen und Sagen. Volkserzählungen (= Märchen aus deutschen Landschaften. Unveröffentlichte Quellen, Bd. D). 135 Seiten. Münster 1961. Verlag Aschendorff. DM 11,80.

Der unermüdete Sammler und Märchenherausgeber Henssen legt in der neugegründeten Reihe einen hübschen schmalen Band vor. Die Gegend von Elberfeld, aus der so gut wie alle Erzählungen dieser Sammlung stammen, ist ein altes Hauptarbeitsgebiet Henssens. Dort hat er den Stoff für seine schon 1927 veröffentlichten „Neuen Sagen aus Berg und Mark“ gefunden, ein längst vergriffenes Buch, aus dem nun einige Geschichten auch in den vorliegenden Band aufgenommen wurden. Im Gegensatz zum Reihentitel handelt es sich ja um Volkserzählungen verschiedenster Art, um Ursprungssagen, Tiermärchen, Schwänke, Geschichten vom Alten Fritz, von Eulenspiegel usw. Sogar Versgeschichten und Lieder (Wunder über Wunder) sind enthalten. Die 77 Nummern sind wohlgeordnet und kurz kommentiert. Besonders wichtig sind die in der Einleitung wie in den Anmerkungen enthaltenen Angaben über die Erzähler dieser Geschichten. Leopold Schmidt

Karl Schulte-Kemminghausen und Georg Hüllen,
Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen. Bd. 1.
231 Seiten. Münster 1961. Verlag Aschendorff. DM 16,80.

Die Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker legt hier einen ersten Band einer neuen Reihe vor. Diese soll unveröffentlichte Märchen (im weiteren Sinn) in den Originalsprachen wie in deutscher Übersetzung bekanntmachen. Der vorliegende Band umfaßt Märchen von Belgien bis zur Türkei. Hervorragende Sammler haben ihre Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt, zum Teil Tonbandaufnahmen, und auch die Übersetzungen stammen von ersten Fachleuten wie Megas, Anderson usw. Das originelle Unternehmen ist sicherlich begrüßenswert. Buchtechnisch hätte man sich vielleicht eine Gegenüberstellung der Texte und Übersetzungen gewünscht, etwa wie bei der Tusculum-Bücherei. Die Kommentierung beschränkt sich manchmal auf knappe drei Zeilen Herkunftsangabe, manchmal greift sie verhältnismäßig weit aus, was jedenfalls besser ist. Leopold Schmidt

Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, **Volks Glaube im Bereich des Islams.** Bd. I: Wallfahrtswesen und Heiligenverehrung. XXIV und 359 Seiten, 182 Abbildungen. Wiesbaden 1960. Otto Harassowitz. DM 62,—.

Von all den vielen Arbeiten, die Rudolf Kriss seit nunmehr dreißig Jahren schon veröffentlicht hat, ist dieses vorliegende Werk wohl jenes, das seinem Gegenstand nach der mitteleuropäischen Volkskunde am entferntesten scheint, das aber andererseits an Gehalt, an intensiver Darstellung, nicht zuletzt auch an vorzüglicher Bebilderung am besten geübt ist. Was die räumliche und geistige Entfertheit des Themas betrifft, so sind wir hier im südöstlichen Mitteleuropa vielleicht weniger ablehnend: In unserer nächsten Nachbarschaft haben sich christliche und mohammedanischer Volks Glaube jahrhundertlang eng berührt. Man bedenke doch, daß es beispielsweise in Ofen, also der einstmaligen deutschen Hälfte unserer Schwesterstadt an der Donau bis in unsere Tage eine derartige türkische Kultstätte gegeben hat, „das Grab eines Heiligen aus der Türkenzeit mit dem reizenden Namen Gülbaba, was Rosenvater bedeutet“, wie Raoul H. Francé in seinen Jugenderinnerungen (Der Weg zu mir, Der Lebenserinnerungen erster Teil. Leipzig 1927. S. 38) erzählt. Es heißt dort weiter: „Das Gebäude, von Rosen umbuscht, war unbedeutend und alt; heute ist alles in einem etwas künstlichen Orientalismus neugebaut und bei weitem nicht mehr so stimmungsvoll als einst. Das Merkwürdigste war aber nicht die Moschee selbst, sondern die Wallfahrer, die aus dem fernsten Morgenland zu ihr kamen und bis zur Modernisierung der Türkei immer noch gekommen sind. Nach heimischer Sitte benutzten sie den Hügel des Rosenvaters gleich als Hotel und Karavanserei. Da lag denn immer der eine oder andere Pilger im Burnus oder Kaftan und schlief in der Sonne oder verrietete seine Gebete oder wickelte seinen Turban, der ein Abzeichen ob der gelungenen Wallfahrt bekam.“ Was es also bis vor kurzem noch in Europa gab, das hat Kriss auf seinen Reisen in den islamitischen Ländern Europas, Vorderasiens und Nordafrikas beobachtet, und hier nunmehr beschrieben. Kriss hat schon vor Jahrzehnten den mohammedanischen Wallfahrtsbrauch in Jugoslawien studiert. In dieser unserer Zeitschrift (II. Folge, Bd. 35, S. 49 ff.) hat er die „Volksreligiösen Opferbräuche in Jugoslawien“ zuerst veröffentlicht. Nach dem zweiten Welt-

krieg hat er der Balkanhalbinsel erneut sein verstärkstes Interesse gewidmet und vor allem Griechenland intensiv besucht. Die schönste Frucht dieser Bemühungen liegt in dem reich illustrierten Band „Peregrinatio neohellenika. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und Unteritalien“ (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VI), Wien 1954, vor.

Dann aber hat der Unermüdlliche, immer wieder Reisefrohe, noch weiter ausgegriffen und sich auf mehreren Kund- und Sammelfahrten in den Vorderen Orient die Glaubenswelt des Islam in seinen volkstümlichen Formen erschlossen. Der vorliegende mächtige Band bringt nunmehr die Ergebnisse dieser Sammelreisen aus Ägypten, Jordanien, Syrien und dem Libanon, aus der Türkei und schließlich wieder aus Jugoslawien. Wie alle früheren Bücher von Kriss ist auch dieses erwandert. Kriss und sein Begleiter, der schon im Griechenland-Buch zeigen konnte, wie gut er fotografiert, sie haben all die Züge des wallfahrtsmäßigen Volksglaubens und Volksbrauches im islamischen Bereich gesehen, miterlebt, abgefragt und aufgenommen, soweit dies Außenstehenden überhaupt möglich sein dürfte. In der frischen Sprache von Tagebuchaufzeichnungen sind die Kultformen festgehalten, und zwar in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit, aber durch das Wissen des europäisch vergleichenden Forschers gefiltert und den jeweiligen Zusammenhängen nach beurteilt. Kriss hat sich eigens für dieses Werk an Hand der reichen orientalistischen Literatur redlich vorbereitet und über die bekannten wie über die weniger geläufigen Phänomene des islamitischen Wallfahrtsglaubens und Opferbrauches informiert, so daß kaum eine der oft ganz unscheinbaren Formen fehlen dürfte. Von einer lokalen Vollständigkeit, wie sie Kriss einst für Altbayern erreichen konnte, kann hier selbstverständlich nicht die Rede sein; das dürfte aber auch kaum jemand von einem derartigen Werk verlangen. Es ist jedenfalls auf diese Weise eine ganz erstaunliche Dokumentation dessen entstanden, was dort unter der Oberfläche der verschiedenen Zivilisationen lebt, und gerade diese Dokumentation läßt alle diese oft uraltertümlich erscheinenden Glaubenszüge menschlich verständlich werden. Die unpräzisen sachlichen Bilder tragen zu dieser Art der liebevollen Erfassung großer und kleiner Volksglaubenszüge und ihrer gegenständlichen Hinterlassenschaft sehr viel bei.

Der angekündigte zweite Band wird das Amulettwesen des Vorderen Orients behandeln und damit eine Darstellung abschließen, zu der es heute in deutscher Sprache zumindest kein Gegenstück gibt.
Leopold Schmidt

Greifswald-Stralsunder Jahrbuch. Band I. Herausgegeben von dem Kulturhistorischen Museum Stralsund, dem Stadtarchiv Stralsund, dem Landesarchiv Greifswald, dem Museum der Stadt Greifswald und dem Stadtarchiv Greifswald. Schwerin 1961, Petermänken-Verlag. 221 Seiten. zahlreiche Abb.

Die maßgebenden Stellen an der heutigen deutschen Ostseeküste haben sich zusammengetan, um ein Publikationsorgan zu schaffen, wie es in dieser Art seit dem letzten Krieg dort gefehlt hat. Das Resultat ist ein sehr sauber gemachtes Jahrbuch, das auch die Volkskunde von Mecklenburg und Pommern in sehr willkommener Art zu Wort kommen läßt. Allgemein forschungsgeschichtlich wichtig ist der Überblick von Käthe Rieck (Museumsdirektor in Stralsund) über „100 Jahre Kultur-

historisches Museum in Stralsund“; die Arbeit kann sich auf ein Manuskript des früheren Direktors des Stralsunder Museums, Fritz Adler, stützen, dessen Band „Pommern“ in der Reihe „Deutsche Volkskunst“ (Bd. XI, München 1930) in bester Erinnerung geblieben ist. — Christa Pieske aus Lübeck legt eine Abhandlung aus ihrem Spezialgebiet „Volkstümliche Graphik im Kulturhistorischen Museum Stralsund: Die Patenbriefe“ vor. Walter Borchers, einst mit dem Museum in Stettin eng verbunden, heute Museumsdirektor in Osnabrück, stellt einen umfassenden Überblick über „Das Bauern- und Fischermöbel auf Hiddensee, Ummanz, dem Darß und Mönchgut“ bei. Es handelt sich um eine sehr eingehende, Möglichkeiten und Zusammenhänge überlegende Abhandlung, die für die volkskundliche Möbelforschung besonders bedeutsam erscheint. — Karl Baumgarten von der Volkskundlichen Forschungsstelle in Rostock endlich berichtet aus seiner Bauernhausforschung, nämlich über den „Zuckerhut von Pantow auf Rügen“. Zusammen mit den historischen, kunst- und kulturhistorischen Beiträgen also ein recht reicher Ertrag.
Leopold Schmidt

Dr. A. L. Vischer, **Das Bernische Stöckli**. Eine volkskundliche Studie zum Altersproblem. Unter Mitarbeit von Martha Hofer. 116 Seiten, mit 4 Tafeln. Englisch broschiert Fr./DM 14,50.

Inhalt: Vorwort. 1. Einleitung. 2. Durchführung der Untersuchung. 3. Der Name. 4. Bauart. 5. Geschichtliches. 6. Unsere Untersuchung: a) Ergebnisse einer Umfrage bei den Schülern der landwirtschaftlichen Schulen. b) Aus Gesprächen mit Käserinspektoren. c) Aus Gesprächen mit orts- und volkskundigen Persönlichkeiten. 7. Verbreitung des Stöcklis. 8. Das Stöckli als Alterswohnung und die Hofübergabe. 9. Schlußbetrachtung. — Anhang: Persönliche Erhebungen. Tabellarische Zusammenstellung der Befragung der Schüler der Landwirtschaftsschulen.

Vor einem Jahrzehnt hat Walter Laedrach, der verdienstvolle Begründer der „Berner Heimatbücher“ auf diese Form des „Austragstübers“ in seinem Kanton aufmerksam gemacht: Das Bernische Stöckli (= Berner Heimatbücher, Bd. 47) Bern 1951. Die vorliegende feinsinnige Studie beschäftigt sich nun nicht nur mit den Gebäuden, diesen oft speicherartigen Nebenhäuschen, sondern vor allem mit ihrer Funktion als „Altenteil“. Die „Alterspflege auf privatautonomer Grundlage“ wird hier im Traditionsbereich des bernischen Bauerntums herausgearbeitet. Es ist eine betont weibliche Arbeit, auch die sehr persönlich gehaltenen Berichte über Besuche bei den Auszöglerinnen bestätigen das. Aber die von Vischer und der Mitarbeiterin Martha Hofer gesammelten Daten sind doch sehr eindrucksvoll. Gegenstücke aus anderen Hauslandschaften wären jedenfalls nützlich, um die „sozial-anthropologische“ Stellung dieser Einrichtung auf größeren Strecken richtig einschätzen zu können. Auch der Funktionswandel dieser Kleinhäuser müßte breitere Schichten der Hausforschung interessieren, soweit sie sich von den einengenden Gesichtspunkten der „technischen Hausforschung“ und der „Gefügeforschung“ etwas freimachen können.
Leopold Schmidt

Christian Caminada, **Die verzauberten Täler**. Die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien. 326 Seiten, 24 Tafeln Abb. Olten 1961, Walter-Verlag. sfr. 18,80.

Der heute hochbetagte Bischof von Chur hat in früheren Jahrzehnten in mehreren Abhandlungen alles einschlägige Material zum

Volksglauben in Graubünden zusammengetragen. Seine Abhandlungen über „Wasserkultus“, „Feuerkultus“, „Steinkultus“ usw. sind bedeutende Gegenstücke zu den verwandten Arbeiten der religiösen Volkskunde in Süddeutschland und Österreich geworden. Insbesondere die Wallfahrtsvolkskunde hat schon vor dreißig Jahren reichen Nutzen aus diesen Detailaufzeichnungen aus dem rätoromanischen Gebiet gezogen. In dem vorliegenden schön ausgestatteten Band liegen nun diese Abhandlungen gesammelt und bereichert vor. Zu den genannten Kapiteln sind noch die über „Baum- und Feldkultus“, „Tierkultus“ und „Fruchtbarkeitskultus“ getreten, wobei im letzteren im wesentlichen das rätoromanische St. Margaretha-Lied behandelt wird, einschließlich der altertümlichen Singweisen. Die sorgfältigen, vergleichend gearbeiteten Abhandlungen entsprechen geistig etwa den Bestrebungen L. Rütimeyers zu einer schweizerischen „Ürethnographie“, hinsichtlich der Verbindung gegenwärtig lebender Glaubenszüge mit altem und ältestem Gut. Die reiche Heranziehung klassisch-antiker Vergleichsstücke mag an die gleiche Periode, etwa an die Arbeiten von Samter, erinnern. Man wird heute derartige Verbindungen über Jahrtausende hinweg vielleicht kritischer als vormem betrachten. Die Besonderheit der Volkskultur im rätoromanischen Graubünden muß aber wohl auch heute noch solche Möglichkeiten stärker ins Auge fassen lassen; die Sagengeschichte hat uns das doch mehrfach gelehrt. Daher sei diese schöne Sammlung der Abhandlungen Caminadas als verdienstliche Leistung respektvoll begrüßt.

Leopold Schmidt

Walter Heim, Briefe zum Himmel. Die Grabbriefe an Mutter M. Theresia Scherer in Ingenbohl. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 40). 141 Seiten, Basel 1961. G. Krebs Verlag.

Bei seinen intensiven Studien zur religiösen Volkskunde Altbayerns hat Rudolf Kriss einst auch die Pilgergewohnheit, Briefe an den damals erst vor kurzem heiliggesprochenen Bruder Konrad von Parzham zu richten, festgestellt. Danach hat sich die eigenartige, sammerlich schwierig zu erfassende Gepflogenheit mehrfach an Gräbern bevorzugt verehrter Persönlichkeiten wiedergefunden. Walter Heim, der sich in mehreren Arbeiten bereits eingehend mit der religiösen Volkskunde der Katholiken in der Schweiz beschäftigt hat, ist nun einem besonders starken Vorkommen dieser Wallfahrer-Briefe nachgegangen. Am Grab der 1888 gestorbenen, noch nicht seliggesprochenen Mutter Theresia Scherer in Ingenbohl hat sich der Brauch besonders seit 1938 ungemein stark entfaltet, und seit damals sind auch die meisten dieser Briefe dort aufbewahrt worden. Aus diesem umfangreichen Material läßt sich also alles über die Briefschreiber wie über ihre Anliegen, die Gestaltung der Schreiben usw. ablesen, und Heim hat dies auch sehr methodisch getan. Was sonst in so vielen Gnadenstätten an die Wände geschrieben wird, das steht dort in den oft rührenden Briefen. Genaue Tabellen und Karten über die Herkunft der Briefschreiber schlüsseln das Material vortrefflich auf.

Leopold Schmidt

Peter Felder, Das Aargauer Strohhaus (= Schweizer Heimatbücher. Aargauische Reihe 6. Bd., sonst Nr. 102). 56 Seiten, davon 30 Seiten Abb. Bern, Verlag Paul Haupt.

Es dürfte nur wenige heimatkundliche Schriftenreihen geben, die der Volkskunde, insbesondere der Bauernhausforschung, so aufge-

geschlossen sind wie die „Schweizer Heimatbücher“. Abermals liegt hier ein schmuckes Bändchen vor, mit ausgezeichneten Aufnahmen. Der Titel „Aargauer Strohhaus“ besagt freilich hauskundlich nicht viel. Es handelt sich selbstverständlich um das „Hochstüdhaus“, also den gleichen Haustypus, den im Schwarzwald das Hotzenhaus vertritt. Diese Häuser mit den riesigen Dächern, die einstmals selbstverständlich durchwegs mit Stroh gedeckt waren, werden hier liebevoll einzeln vorgenommen, als letzte Zeugen einer mittelalterlichen Bauweise. Tatsächlich mit Stroh gedeckt sind heute im ganzen Aargau höchstens mehr als ein Dutzend. Die schweizerische Hausforschung hat sich ihrer immer sehr angenommen. Bei der Studienfahrt der Hausforscher 1954 wurde der Typus ausführlich erörtert, vgl. Bericht über die Mitgliederversammlung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Säckingen vom 3. bis 5. September 1954, S. 35 f. u. ö. Das vorliegende klar geschriebene, mit guten Rißzeichnungen versehene Büchlein bietet nun vor allem schönsten Photomaterial dazu. Auch das Decken der Strohdächer selbst, als Arbeitsvorgang, ist dabei mitaufgenommen worden.

Leopold Schmidt

Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde. Berlin, Akademie-Verlag.

Zu den im letzten Heft angezeigten Bänden dieser immer stattlicher werdenden Serie sind inzwischen wieder neue Bände gekommen, die hier nun ebenfalls wenigstens kurz angemeldet werden sollen.

Bd. 27: Zwischen Kunstgeschichte und Volkskunde. Festschrift für Wilhelm Fraenger. Geleitet von Reinhard Peesch, 1960. 238 Seiten. Fraenger, der hochbetagte Meister einer kunsthistorisch angereicherten Volkskunstforschung ganz besonderer Prägung, hat seine letzten Jahre der Arbeit des Berliner Institutes gewidmet. Eine Festschrift für ihn war eine echte Aufgabe dieses Institutes, und der vorliegende Band versucht sie auch auf interessante Weise zu lösen. Da ich daran mitgearbeitet habe, muß ich mich wohl auf einige kurze Hinweise beschränken. Von den volkskundlichen Beiträgen sei aufgezählt: Johanna Nickel, Wildeleute und Heilige Drei Könige in den Büchermarken des Kölner Druckers Hermann Bungart; Erich Meyer-Heisig, Vom „Herrn Niemand“ (mit der Veröffentlichung einer bisher unbekanntem Temperamalerei auf Pergament aus dem 1. Viertel des 18. Jahrhunderts, Niederbayern); Robert Wildhaber, Zum Symbolgehalt und zur Ikonographie des Eies; Ingeborg Weber-Kellermann, Herrscheklas und Herrschedame. Zwei Brauchgestalten der Weihnachtszeit aus dem Thüringer Wald und ihre Geschichte (mit einer bemerkenswerten Bleistiftzeichnung von 1827 und einer Herrschekla-Verbreitungskarte); P. G. Bogatyrev, Der slowakische Volksheld Janosik in Volksdichtung und bildender Volkskunst; Felix Hoerburger, Das Bilddokument und die Tanzfolklore; Ludwig Kunz, Die Bauernfiedeln (eine eingehende Monographie der Iglauer Bauernfiedeln, wie sie beispielsweise unser Wiener Museum besitzt); Leopold Schmidt, Das Stachelhalsband des Hirtenhundes (mit 2 Karten); Wolfgang Jacobeit, Der Stab des hl. Wendelin (als Hirtenstab); Rudolf Weinhold, Darstellungen bäuerlichen Arbeitsgerätes in den kursächsischen Interventionen (berührt sich also mit dem Werk von Fr. Sieber); Friedrich Sieber, Beil und Beilwurf auf dem rückseitigen Gemälde des Annaberger Bergaltars (Verbindung zur Wolfgangslegende); Karl Ewald Fritzsich,

Die Kuttenger Bergbauminaturen des Illuminators Mathaeus; Siegfried Kube, Die drei Bergleute, Eine Grimmsche Sage und ein Neuruppiner Bilderbogen (mit beigelegtem Faltbild des Bilderbogens Nr. 9210).

Diese reiche Gabenfolge wird noch von einigen Beiträgen von seiten der Rechtsgeschichte (Hans Fehr, Das Bahrrecht, insbesondere in der Schweiz) und der Kunstgeschichte (Claus Kreuzberg, Zur Seesturm-Allegorie Bruegels) ergänzt. Der kunstphilosophische Beitrag von Hermann Weidhaas, Maske und Fassade, ist mir leider nicht ganz verständlich. Eingeleitet wird der schöne Band durch die kurze Fraenger-Biographie von Günther Voigt, beschlossen wird er von einer sorgfältig gearbeiteten Fraenger-Bibliographie. Liest man sie noch einmal durch, so merkt man, daß so mancher Festschrift-Beiträger auf Themen und Gestalten Bezug genommen hat, die Fraenger selbst zeitlebens beschäftigt haben: Bosch, Bruegel, Bilderbogen usw. Das ist gut so, dadurch bekommt der inhaltsreiche Band noch seinen besonderen Sinn.

Die Schriftenreihe des Berliner Institutes hat also ihr eigenes Gesicht. Sie ist nicht nur durch ihren Umfang, sondern auch durch viele ihrer Bände sehr bemerkenswert, und man muß sich mit ihr auseinandersetzen.

Leopold Schmidt

Festschrift für Ernst Schwarz (= Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Bd. 20 und 21). 2 Bde., 393 und 486 Seiten, mit Abb. und Karten. Kallmünz in der Oberpfalz, 1960, 1961, Verlag Michael Lassleben.

Festschriften, die in den Reihen von Jahrbüchern oder Zeitschriften erscheinen, werden mitunter noch eher übersehen als solche, die selbständig veröffentlicht werden. Und volkskundliche Arbeiten in solchen Festschriften, die etwa Germanisten, Historikern usw. gewidmet sind, bekommt eine auch nur etwas weitere Öffentlichkeit fast gar nicht zu Gesicht. Es erscheint mir daher notwendig, auf die volkskundlichen Beiträge in dieser stattlichen, zweibändigen Festschrift für den Germanisten Ernst Schwarz hinzuweisen, die vom Institut für fränkische Landesforschung an der heutigen Wirkungsstätte von Schwarz, an der Universität Erlangen, herausgegeben wurde. Im I. Band der Festschrift finden wir folgende uns nahestehende Arbeiten:

Erich Straßner, Die Kultsteine von Emetzheim (südwestlich von Weißenburg in Bayern);

Stefan Sonderegger, Das Alter der Flurnamen und die germanische Überlieferung;

Karl Finsterwalder, Die Deutung der Salzburger Güterverzeichnisse von 788—790 und vergleichbare Namenzeugen aus den Nachbarländern;

Arthur Zobel, Ahd. abih. mhd. ebich in Flurnamen und Mundarten;

Karl Puchner, Die genetivischen Ortsnamen in der Oberpfalz (wichtig wegen n.-ö. Waldviertel);

Fritz Schnellbögl, Geschlechtsnamen als Flurnamen;

Karl-S. Kramer, Ältere Spuren burschenschaftlichen Brauchtums in Mittelfranken.

Im II. Band der Festschrift sind ebenfalls einige, zum Teil recht gewichtige Arbeiten zur Volkskunde enthalten:

Josip Matesic, Über Verfasser, Entstehungsort und Alter der Erlanger Liederhandschrift (serbokroatische Volkslieder);

Siegfried Beyschlag und Otmar Werner, Ostfranken erzählen. Tonbandaufnahmen aus Feuchtswanen und Umgebung (Sagen und Schwänke);

Herbert Maas, Das Gerstenkorn im Augenlid. Ein wortgeographischer Beitrag zur Arbeit am Ostfränkischen Wörterbuch (volksmedizinisch wichtig);

Erich Meyer-Heisig, Die „Brautleilache“ Tirols (Deutung aus den Eifeltricher Schabracken);

Konrad Kupfer, Kleine volkskundliche Beiträge aus Franken (Trachtenstücke, Kerbhölzer, Brunnen usw.);

Bruno Schier, Ortsnamen und Hausformen der deutsch-slawischen Kontaktzone in wechselseitiger Erhellung;

Joachim Blüthgen, Die Lausitzer Wenden im geographischen und historischen Kräftefeld (mit umfangreichem Literaturverzeichnis).

Die also vielseitige und umfangreiche Festschrift wird mit einem guten Schriftenverzeichnis des Jubilars beschlossen, das schon seinerseits genau zur Kenntnis genommen werden sollte, da es so manche der Volkskunde zumindest nahestehende Arbeiten von Schwarz verzeichnet, die bisher vielleicht bei uns zu wenig bekannt waren.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1959—1961 / Patrozinien, Heiligenverehrung, Namengebung und Verwandtes

Josef Anton Amann, Der hl. Fridolin (= Heilige der Heimat, H. 1). 24 Seiten, 3 Abb. Höchst (Vorarlberg) 1947. 15.138/1

Josef Anton Amann, Der hl. Gebhard (= Heilige der Heimat, H. 5). 24 Seiten, 3 Abb. Höchst (Vorarlberg) 1947. 15.138/5

(Anonym), Der hl. Peregrin aus dem Servitenorden. Wien o. J., Servitenkloster, 39 S., 4 Abb. 15.522

Rudolf Bachleitner, Der Heiltumschatz der Allerheiligen-Domkirche zu St. Stephan in Wien. Sonderausstellung anlässlich der Wiener Festwochen 1960, veranstaltet vom Erzbischöfl. Dom- und Diözesanmuseum. Wien 1960. 43 S., 21 Bildtafeln. 15.558

Hans Bachmann, Die historischen Grundlagen der Notburgalende. Zum mittelalterlichen Eigenkirchenwesen des Achenseegebietes (mit einer Karte) (Tiroler Heimat, Bd. XXIV, Innsbruck 1960, S. 5—49). 16.137

Franz Carolus, St. Fidelis von Sigmaringen. Getreu bis in den Tod! In Zusammenarbeit mit einem Weltpriester herausgegeben (= Heiligenleben im Kirchenjahr, H. 6/7) 47 S. Höchst (Vorarlberg) 1946. 15.137

Anna Coreth, Pietas Austriaca. Ursprung und Entwicklung barocker Frömmigkeit in Österreich (= Österreich-Archiv, Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte) 75 S., Wien 1959. 15.711

Anton Dörrer, Zur „Ährenmadonna“ in Südtirol (Der Schlern, Bd. XXXIII, Bozen 1959, S. 242 f.) 15.121

Karl Fiala, St. Vinzentius von Saragossa ohne Hacke (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 100, 1960, S. 565—567). 15.924

Magdalene Frank, Die Volksheilige Lufthildis von Lüftelberg und ihre Attribute in Legende, Kult und Brauch (= Studien zur Kölner Kirchengeschichte, Bd. 3) 116 S., 2 Bildtafeln, 1 Skizze im Text. Düsseldorf 1959. 15.104

Torsten Gebhard, Das Münchner Seminarikindl (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1960, S. 121—124) mit 4. Abb. auf Tafeln. 15.925

Mathilde Hain, Sankt Gertrud, die Schatzmeisterin (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 57, Stuttgart 1961, S. 75—89, 1 Bildtafel) 16.161

(Heinrich Hinterberger), Bruderschaftsbriefe und andere Urkunden religiöser Bruderschaften, 17.—19. Jahrhundert (Antiquariatskatalog) II und 12 Seiten, hektographiert. Wien 1959. 15.080

Hans Hochenegg, Zur Geschichte der Herz-Marien-Verehrung in Tirol (Priester-Konferenzblatt, Nr. 7, 71. Jg., 1960, S. 160—166). 15.916

Theodor Klauser, Christlicher Märtyrerkult, heidnischer Heroenkult und spätjüdische Heiligenverehrung (= Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, H. 91) 38 S., Abb. Köln-Opladen 1960. 16.154

P. Maurus Kramer, Eben am Achensee, Tirol. St. Notburg, ihre Verehrung und ihre Kirche (= Christliche Kunststätten Österreichs, H. 9) 16 S., zahlr. Abb. Salzburg 1960. 16.020

P. Adalbert Krause, Die heilige Hemma. 72 S., VIII Bildtafeln. Klagenfurt 1960. 16.065

Leopold Kretzenbacher, Der Zeuge aus der Hölle. Zur europäischen Verflechtung des Legendenmotives der Sozialanklage in der slowenischen Volksdichtung und Volkskunst (Alpes orientales, Bd. I. Laibach 1959, S. 33—78, 6 Abb. auf Tafeln). 15.217

Hans-Walter Krumwiede, Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatroszinen Niedersachsens. Begonnen von Edgar Hennecke. In Gemeinschaft mit R. Drögerei, H. Goetting, H. J. v. Homeyer, Ph. Meyer, J. Prinz, Fr. Prüser, H. J. Querfurth, W. Rosien, Fr. Spanuth und C. Woebcken herausgegeben (= Studien zur Kirchengeschichte Niedersachsens, 11) 338 S., Göttingen 1960. 15.931

Franz Leskoschek, Die Bruderschaft der Hauer zu Leibnitz. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Winzerstandes in Österreich (Blätter für Heimatkunde, Bd. 35, Graz 1961, S. 55—62) 16.165

Theo Meier, Die Gestalt Marias im geistlichen Schauspiel des deutschen Mittelalters (= Philologische Studien und Quellen) 248 S., Berlin 1959. 15.052

Ulrich Ocherbauer, St. Cäcilia. Filiationkirche der Pfarrkirche St. Georgen ob Murau, Gemeinde Bodendorf, Bezirk Murau, Steiermark. 20 S., 8 Abb. auf Tafeln (1961). 16.217

Wolfgang von Pfaunder, Sankt Romedius. Ein Heiliger aus Tirol (= Sammlung Heilige aus Österreich, Bd. 1) 141 S., zahlr. Abb. Wien-München 1961. 16.000

Alice Rahmer, Ikonen (Ikonenmuseum Schloß Autenried). Unpag., zahlr. Abb. München o. J., Slavisches Institut. 15.664

Erwin Richter, Die „andächtige Beraubung“ geistlicher Toter als volksglaubenkundliches Phänomen. Ein volksgeschichtlicher Grundbeitrag zur Geschichte der Reliquienverehrung (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1960, S. 82—104, 1 Bildtafel). 15.988

Victor Saxer, Le culte de Marie Madeleine en occident des origines à la fin du moyen âge. 2 Bände: L und 182; 183—463 S. Auxerre-Paris 1959. 15.255

Robert Schindler, Hippolyt und Cassian (13. August). Ein etruskisch-rätischer Lostag (Der Schlern, Bd. 34, Bozen 1960, S. 491—494, 2 Abb. auf Taf.). 16.184

Leopold Schmidt, Eine „Ährenmadonna“ in einem Südtiroler Gebetbuch (Der Schlern, Bd. XXXIII, Bozen 1959, S. 99—101)

15.141

Leopold Schmidt, Johannesandachten und Nepomuklieder in Niederösterreich und im Burgenland (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. IX, Wien 1960, S. 20—39).

15.811

Leopold Schmidt, Ein Hernalser Mirakellied von 1729 (Wiener Geschichtsblätter, Bd. 16 (76), Wien 1961, S. 263—268).

16.212

Leopold Schmidt, Aus der Verehrungsgeschichte des heiligen Thomas von Canterbury in Österreich (Österreich und die angelsächsische Welt. Hg. Otto Heitsch. Wien 1961. S. 325—337, 1 Bildtafel).

16.326

Wiederabgedruckt in: Das Waldviertel, Neue Folge Bd. 10, November-Dezember 1961, Krems, N.-Ö., Folge 11/12, S. 161 ff.

Georg Schreiber, Die vierzehn Nothelfer in Volksfrömmigkeit und Sakralkultur. Symbolkraft und Herrschaftsbereich der Wallfahrtskapelle, vorab in Franken und Tirol. Unter Mitwirkung von Balthasar Gritsch, Hans Hochenegg, Helmut Lahrkamp (= Schlern-Schriften Bd. 168) 129 S., 1 Bildtaf. Innsbruck 1959.

15.364

Edmund Theil, St. Prokulus bei Naturns (= Kleiner Laurin-Kunstführer, Nr. 1) 48 S., 51 Abb. (1960).

15.449

Andreas Ulmer, St. Gebhards-Büchlein. Wallfahrts- und Gebetbuch zur Tausendjahr-Feier der Geburt des hl. Gebhard, Bischofs von Konstanz. 159 S., 8 Bildtaf. Altenstadt (Vorarlbg.), (1949).

15.070

Georg Wacha, Ein Madonnenbild der Kapuzinerkirche in Urfahr (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz, 1960, S. 458—460 und Taf. XXIX bis XXX).

15.956

Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Die Heiligen des mittleren Maaslandes und der Rheinlande in Kultgeschichte und Kultverbreitung. 256 S., 30 Karten, 25 Abb. auf Tafeln.

15.089

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1961